

Florian Eichhorn

Wege eines Narren

ERSTER TEIL: MERIDIEN

Version 2.2 | Stand 04/2023

Dieses Dokument ist ausschliesslich für die ausgewählten Testleser*innen bestimmt. Inhalte dürfen nicht ohne ausdrückliche Genehmigung des Autors vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

| | |
|----------------------------|-----|
| Prolog: Auf dem Markt | |
| Kapitel 1: Das Angebot | 8 |
| Kapitel 2: Nacht | 19 |
| Kapitel 3: Feuer | 25 |
| Kapitel 4: Schatten | 37 |
| Kapitel 5: Echo | 48 |
| Kapitel 6: Ke Lebara | 52 |
| Kapitel 7: Bazara | 60 |
| Kapitel 8: Kampf | 70 |
| Kapitel 9: Der Turm | 82 |
| Kapitel 10: Magie | 91 |
| Kapitel 11: Die Grenze | 98 |
| Kapitel 12: Die Wüste | 106 |
| Kapitel 13: Zu den Sternen | 120 |
| Kapitel 14: Der Alte | 130 |
| Kapitel 15: Der Abgrund | 138 |
| Kapitel 16: Der Wüstenmann | 146 |
| Kapitel 17: Heimat | 155 |

Hier findest du die Umfrage zum Feedback:

<https://forms.gle/SN162cnFULDVF4gZ6>

Für Nadjan

Beende den Kampf
und du beginnst zu leben.

Prolog: Auf dem Markt

»Nimmst du mich auf deine Schultern?« Sahri schaute hinauf zu seinem Vater Malam. Der lachte. Malams Lachen konnte jede trübe Laune vertreiben. Sahri liebte dieses Lachen und saugte es in sich auf wie einen besonderen Schatz.

»Wirst du dafür nicht langsam zu groß?«, fragte Malam und zwinkerte.

»Ich bin noch lange nicht so groß wie du, Tata. Außerdem sehe ich doch sonst gar nichts!«

Malam ging in die Hocke. »Na dann komm, Großer.«

Sahri kletterte grinsend auf den Rücken seines Vaters, ließ die Beine über dessen breite Brust baumeln und hielt sich an seinem Kopf fest. Nun konnte er den Markt sehen. Menschenmassen strömten an ihnen vorbei wie das Wasser des Latru, dem großen Fluss. Malam stand wie ein Fels in der Brandung. Sie machten sich auf den Weg.

»Werden wir Magier sehen?«, fragte Sahri.

»Ganz bestimmt«, sagte Malam. Sie schlenderten an den dicht gedrängten Ständen vorbei. Überall wurde lautstark verhandelt. Fleisch und Gemüse brutzelten in großen Kesseln, dampfendes Brot wurde mit großen Holzschiebern aus dem Ofen gezogen. Es gab frischen Fisch, Tonwaren und Körbe, Schmuck und kostbare Tücher, Öle, Salben und Tee.

»Was riecht denn hier so... so würzig?«, fragte Sahri.

»Das sind Gewürze aus dem Pantanal.«

»Das liegt im Westen, richtig? Ein Kontinent mit einem großen Wald. Und der Fluss, der durch diesen Wald fließt, heißt Perigoso.«

»Du weißt viel für dein Alter.«

»Aber weißt du, was ich noch nicht weiß, Tata?«

»Frag nur.«

»Was ist im Süden?«

Malam hielt Sahri fester. Ein Mann mit einem Handkarren voll Kohl lief vorbei.

»Im Süden ist die Große Wüste«, sagte Malam.

»Das meine ich nicht. Ich meine da, wo einst das Reich Kemet lag. Nur Raqedu ist noch übrig. Hat es mit den Magischen Kriegen zu tun? Warum lebt dort niemand mehr? Können wir nicht einmal dorthin reisen?«

»Du stellst viele Fragen«, sagte Malam. »Vielleicht wirst du eines Tages die Antworten darauf finden. Für heute lass uns ein hübsches Geschenk für deine Mutter finden, ja? Das wird sie aufmuntern.«

Sahris Mutter Kaniya war zuhause geblieben. Von Zeit zu Zeit hatte sie einen ihrer Anfälle. Dann versank sie in eine tiefe Traurigkeit. Das waren Gelegenheiten, wo Sahris Vater ihn mit zum Markt nahm oder zum Hafen oder auf den großen Leuchtturm, von wo aus man weit, weit aufs Perlenmeer schauen konnte.

Sahri schwieg, während Malam sich weiter den Weg durch die Massen bahnte. Die Menschen wichen ihm aus. Viele grüßten ihn lächelnd. Malam war Senator in der Stadt und sehr beliebt. Sahri hatte nie ganz begriffen, was genau sein Vater arbeitete. Die Senatoren kümmerten sich um wichtige Verwaltungsangelegenheiten in Raqedu. Sie waren dem Patrizier unterstellt, einem Nachfahren der letzten Könige von Kemet. Sahri hatte ihn nur einmal gesehen, bei einem hohen Fest zu Ehren von Osir, dem Vater aller Götter. Der Patrizier war ein fetter Mann, der gerne aß und trank. Sahri hörte die Witze, die sich die Menschen untereinander erzählten, auch wenn er die meisten davon nicht wirklich witzig fand.

Da stieg eine Flamme über der Menge auf. Sahri erschreckte sich. Menschen lachten und klatschten in die Hände. Ein Feuermagier! Ungeduldig trommelte Sahri mit den Füßen gegen Malams Brust.

»Da vorne, Tata!«

»Ja, ich sehe ihn.«

»Lass mich herunter.«

Malam setzte seinen Sohn auf dem Boden ab. Sahri drängelte sich durch die Menge nach vorne. Da stand ein Mann, ganz in Leder gekleidet, mit einem langen schwarzen Zopf. Er warf drei brennende Fackeln in die Höhe, fing sie immer wieder auf und warf sie erneut. Dabei tanzte er, warf die Fackeln mal hinter dem Rücken, mal unter seinen Beinen hindurch. Währenddessen erzählte er Geschichten aus seiner Heimat nahe des Grauen Landes in Nywerden, wo gewaltige Feuerdrachen hausten.

Sahri hörte fasziniert zu. Würde er auch eines Tages Feuerdrachen sehen? Was fraß so ein Drache überhaupt? Wie gerne hätte er dem Mann Fragen gestellt.

Der Magier warf alle Fackeln in die Höhe, fing sie mit einem Mal auf und blies kräftig durch die Flammen. Eine Feuersalve schoss über die Menge hinweg. Viele Menschen duckten sich. Dann erklangen wieder begeisterte Rufe und Applaus. Der Magier verbeugte sich. Er packte seine Sachen zusammen und die Menge zerstreute sich.

Plötzlich fühlte sich Sahri sehr einsam und verloren zwischen den vielen Menschen. Sie schubsten und bedrängten ihn. Sahri sah nur noch Beine, Karren und Hufe von Kamelen. Sein Herz raste und ihm wurde schwindelig. Er blickte sich nach seinem Vater um.

»Tata?« Sahris leise Stimme drang nicht durch die Rufe der Händler, die ihre Waren anpriesen und die vielen Menschen, die versuchten mit ihnen zu verhandeln, nicht zuletzt die zahlreichen Gespräche, Streitigkeiten und Liebesschwüre. »Tata!«, versuchte Sahri es etwas lauter. »Tata, wo...?«

Da stand Malam direkt vor ihm und lächelte ihn an. Sofort war Sahris Angst verschwunden. Er lächelte zurück. »Tata, hast du es gesehen, wie er die Fackeln hochgeworfen hat?«

»Ich habe es gesehen«, sagte Malam. Er wuschelte seinem Sohn durchs Haar. Sahri kniff die Augen zusammen. Dann blickte er sich um. Der Magier war verschwunden. War er einfach gegangen oder auf einem magischen Teppich davongeflogen, wie in den Geschichten, die Sahri so sehr liebte?

»Tata, wie wird man ein Magier?«, fragte Sahri.

»Eine gute Frage«, sagte Malam. Er nahm Sahri an der Hand, während sie weiter über den Markt gingen. »Ich glaube, man ist einer oder nicht.«

»Aber hast du nicht gesagt, dass ich alles werden kann, wenn ich nur will? Was, wenn ich Magier werden will?«

Für einen Moment hatte Sahri den Eindruck, dass Malams Lächeln verschwand. Dann zwinkerte er ihm zu.

»Sahri, du kannst alles werden, was du willst«, sagte Malam.

Sahri lächelte. Dann erblickte er einen Stand mit Spielzeug. Malam verstand sofort und führte seinen Sohn an den großen Tisch, auf dem allerlei Dinge ausgestellt waren. Der Händler blickte Sahri freundlich an. Sahri wich zurück. Er sprach nicht gern mit Fremden.

»Komm nur näher, mein Junge«, sagte der Händler. Dann sah er Malam. »Ah, Senator. Es freut mich, Euch an meinem Stand willkommen zu heißen.«

Es gab Puppen in verschiedenen Größen, aus Leder und Stoff zusammengenäht und mit Kamelhaar auf dem Kopf. Es gab kleine Trommeln, Spielsteine, Karten und Würfel. Sahri hatte alles schnell erfasst und etwas gefunden, wonach er schon lange gesucht hatte.

»Tata, schau!«

Er zeigte auf einen länglichen Holzkasten, auf den in drei Reihen schwarze und weiße Quadrate gezeichnet waren. Der Kasten war reich verziert. Es war ein Spiel, das einst von den Königen gespielt worden war. Immer mehr hatte sich das Spiel auch im Volk herumgesprochen. Es hieß *Reise durch die Unterwelt*. Dabei musste man seine Spielstein-Karawane vor dem Gegner durch die Unterwelt führen. Es gab einige Regeln zu beachten, die zahlreiche Strategien zuließen. Die Kinder ritzen die Felder in den Sand und legten Steine in verschiedenen Farben darauf. Und auch die Erwachsenen spielten es von Zeit zu Zeit.

»Ein schönes Spiel.« Malam legte den Kopf schief. »Aber sicher auch teuer. Sagt, Tajir, wieviel soll es kosten?«

»Für Euch, Senator, mache ich einen guten Preis. Fünzehn Bes und das Stück soll Euch gehören.«

Malam beugte sich zu Sahri herunter. »Hast du soviel Geld dabei?«, flüsterte er ihm ins Ohr.

Sahri errötete. »Ich habe doch gar kein Geld, Tata!«

»Sei nicht so voreilig«, sagte Malam mit verschwörerischer Stimme. »Wolltest du nicht ein Magier werden? Ich hörte, dass Magier immer etwas Geld hinter ihren Ohren tragen.«

»Du willst mich auf den Arm nehmen!« Sahri verschränkte die Arme.

»Nein, es ist mein Ernst.« Malam zwinkerte ihm zu. »Lass uns mal nachschauen.« Er fasste Sahri hinter das rechte Ohr und zog eine blinkende Münze hervor. Sahri machte große Augen.

»Bin ich vielleicht doch ein Magier?«, rief er erstaunt aus.

»Sieht ganz so aus«, lachte Malam. »Aber du wirst noch üben müssen. Das hier sind zehn Bes.«

Der Händler, der den Zaubertrick mit angesehen hatte, lachte herzlich. Dann beugte er sich über den Stand.

»Ich sage es nicht gern laut, aber Magier bekommen von mir einen Rabatt. Es sind keine guten Zeiten im Moment.«

Malam nickte dem Händler zu und gab ihm die Münze. Der Händler überreichte Sahri das Spiel und einen Beutel mit den Spielsteinen und den Wurfhölzern, die die Anzahl der Züge festlegten. Sahri presste beides an sich und murmelte leise seinen Dank.

Da klirrte etwas in der Nähe. Malams Augen verengten sich zu Schlitzern.

»Sahri, bleib hier bei dem Händler«, sagte er. Seine Stimme ließ keinen Widerspruch zu. Jetzt war nicht die Zeit für Spiele. Sahri wusste das. Der Händler holt Sahri hinter seinen Verkaufstisch. Der Junge versuchte, einen Blick durch die vielen Leiber auf das zu erhaschen, was da vor sich ging. Schließlich entdeckte er eine Kiste, auf die er sich stellte. Auf Zehenspitzen konnte er gerade über das Meer aus Köpfen hinweg schauen.

Auf der anderen Seite der Gasse, keine zehn Schritte entfernt, hatte eine ältere Frau einen merkwürdigen Stand aufgebaut. Überall hingen Kräuter, Federn und Edelsteine. Auf einem Tisch brannte in einem Tongefäß ein Feuer, das weißen Rauch abgab. Die Frau selbst hatte Mandelaugen, so wie das Volk der Mashú, von dem man sagte, dass sie auf Drachen über die Weite Ebene ritten. Sahri hatte schon einige dieser Frauen gesehen. Sie waren oft weise und konnten in die Zukunft schauen. Zu Sahri waren sie stets freundlich. Manchmal bekam er sogar eine Süßigkeit geschenkt, die sie aus dem fernen Nywerden mitgebracht hatten.

Die Frau stand mit dem Rücken zur Hauswand hinter ihrem Stand und hielt die Arme vor sich hingestreckt. Eine Gruppe junger Männer bedrängten sie. Die Männer trugen weiße Gewänder, die bis zum Boden reichten. Außerdem hatten die meisten von ihnen eine Glatze geschoren. Wortfetzen drangen zu Sahri herüber.

»Dreckige Magi! Wir wollen dich hier nicht.«

»Du hast hier nichts verloren. Scher dich zurück zu deinesgleichen!«

»Pass auf, dass du heute nicht im Hafengebäck schlafst.«

Was wollten diese Männer? Sahri konnte sich nicht vorstellen, dass die Frau ihnen etwas angetan hatte. Doch noch bevor Sahri diesen Gedanken zu Ende denken konnte, war sein Vater Malam bereits zur Stelle. Die Männer kannte ihn offensichtlich. Sie wichen zurück. Malam machte ihnen klar, dass er die Stadtwache rufen würde, wenn die Männer nicht verschwänden. Sie zogen ab. Kurz sprach er noch mit der Frau, die ihm dankbar die Hände reichte und ihm etwas in die Hand legte. Malam nickte lächelnd, sprach noch ein paar Worte und kehrte dann zum Stand des Spielhändlers zurück.

»Wer waren diese Männer?«, fragte Sahri.

»Fanatiker«, sagte Malam. »Sie glauben nicht an unsere Götter. Für sie gibt es nur einen Gott, den Gott des Lichts. Und sie wollen alle Magier aus der Stadt jagen.«

»Sind es böse Menschen?«, wollte Sahri wissen.

»Der Senat beobachtet sie schon eine ganze Weile. Ich muss ihm Bericht erstatten, am besten jetzt gleich. Schaffst du es alleine nach Hause oder soll ich dich bringen?«

Sahri stand ratlos da. Er hatte sich so auf den Tag mit seinem Vater gefreut. Jetzt war er in seiner Geschäftigkeit kaum wieder zu erkennen. Hatte ein Senator denn niemals frei?

»Ich glaube, ich schaffe es schon«, sagte Sahri schließlich.

Malam hockte sich vor seinen Sohn hin und lächelte ihn an. »Bald bin ich zurück«, sagte Malam. »Bau du schon einmal das Spiel auf. Und wenn ich wieder da bin, dann spielen wir. Einverstanden?«

»Ist gut.«

»Oh, und noch etwas.« Malam gab Sahri eine Kette mit einem Edelstein. »Diese Kette soll Schutz bringen. Die Frau hat sie mir gegeben. Bring sie deiner Mutter und sage ihr, dass ich sie lieb habe. Wirst du das für mich tun?«

Sahri hielt Malam die Kette hin. »Willst du die Kette nicht selbst mitnehmen? Die Frau hat sie dir doch geschenkt.«

»Keine Sorge, Sahri. Ich brauche keine Schutzkette. Hier in der Stadt habe ich viele Freunde. Die Menschen haben Respekt vor mir. Mir wird schon nichts passieren. Nun geh nach Hause und sage deiner Mutter, dass ich noch etwas zu erledigen habe.«

»Und wenn du zurück kommst, spielen wir ganz sicher?«

»Ganz sicher, mein Großer. Und nun geh.«

Sahri ging los. Einmal blickte er noch zurück und sah seinen Vater dort in der Menschenmasse. Wie ein mächtiger Halbgott stand er da und lächelte seinem Sohn zu. Dieses Bild sollte Sahri nie mehr vergessen.

Kapitel 1: Das Angebot

Sahri erwachte, als alles noch im Dunkeln lag. Er richtete sich auf und der Traum entglitt ihm. Es war auch nicht wichtig. Träume waren nur Geschichten, die sich ein schlafender Geist erzählte. Sahri bereitete sich auf den Tag vor. Er trank drei kleine Schlücke Wasser aus dem Krug neben seiner Schlafmatte. Dann ging er hinaus in den Hinterhof, streckte sich einmal nach allen Richtungen und besuchte das kleine Häuschen mit dem Holzbalken. Es dauerte eine Weile, bis er seine Notdurft verrichtet hatte. Dann goss er sich Wasser aus einem Krug über die Hände, rieb sie aneinander und wusch sich schließlich das Gesicht. Zurück im Haus aß er eine Handvoll Datteln und Nüsse.

Diesen Ablauf pflegte er jeden Tag. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann es einmal anders gewesen war.

Im Haus roch es nach Baqit. Dieser Stoff beruhigte Kaniyas Nerven. Sahri ließ seine Mutter gewähren, auch wenn er es nicht guthieß, dass sie rauchte. Kaniya schlief bereits jetzt meist den ganzen Tag, während Sahri arbeiten ging. Wo sollte das noch hinführen?

Sahri dachte darüber nach, ob er einen Arzt befragen sollte. Die meisten Heiler in der Stadt erschienen ihm zweifelhaft. Sie wussten so wenig vom menschlichen Körper und seinen Funktionen. Dennoch konnten sie vielleicht eine Arznei herstellen, die Kaniya besser half, als dieses elende Baqit.

Die Lederrolle mit den Papyri und dem Schreibset stand dort, wo Sahri sie am Abend zuvor abgelegt hatte. Die meisten Schreiber ließen ihr Zeug in der Schreibstube. Doch wie sollten sie dann zuhause weiter arbeiten? Die meisten dachten nicht an so etwas, sondern vergnügten sich nach der Arbeit auf dem Tempelplatz, tranken Bier und verschwendeten ihre Lebenszeit. Sahri hatte ihnen einige Male dabei zugesehen, es aber nicht verstanden. Was fanden die Menschen nur daran, sich zu berauschen?

Nur ein einziges Mal war er mit auf eine Feier gekommen. Man hatte ihn überredet. Es sollte einer der schlimmsten Abende seines Lebens werden. Sahri wischte den Gedanken fort. Er brauchte seinen klaren Verstand. Er nahm noch drei weitere Schlücke aus dem Krug, legte sich den Riemen seiner Lederrolle um und machte sich auf den Weg.

Es war die Stunde, in der die Stadt ruhte. Während Sahri zielgerichtet durch die Straßen Richtung Hafen marschierte, hätte man ihn fast für einen alten Mann halten können mit seinem strengen Blick und der steifen Haltung. Dabei war heute erst sein zwanzigster Geburtstag. Sahris Schultern waren eingesunken und der Rücken gebeugt – sicherlich durch die vielen Stunden am Schreibpult. Doch ihn drückte auch eine Last, die er sich nicht erklären konnte. Nur in ganz stillen Momenten tauchte unter seinen vielen Gedanken einer auf, der ihn beunruhigte wie ein schlechter Traum. Doch zum Glück wusste Sahri, wie er der Stille ausweichen konnte.

Ja, er war ein wahrer Meister darin geworden. Es trieb ihn geradezu an, immer tiefer und gründlicher über die Dinge zu forschen, sei es in der Großen Bibliothek oder in seinem Geist. Stundenlang konnte er lesen. Er war wie besessen davon, seinen hungrigen Geist immer weiter zu füttern - solange nur die Stille gefüllt war.

Wie jeden Morgen steuerte Sahri die einzige Bäckerei in Raqedu an, die bereits zu so früher Stunde geöffnet hatte. Der Bäcker grüßte ihn, als er gerade eine Ladung Teigfladen in den Ofen schob. Es roch nach warmem Brot.

»Ah, Sahri mein Freund!«, sagte der Bäcker. »Seid Ihr schon wieder so früh unterwegs? Wie geht es Euch?«

Sahri hasste es, wenn der Bäcker ihn als seinen Freund bezeichnete. Sie kannten sich ja nicht einmal! Doch um Streit zu vermeiden übergang Sahri diese Unhöflichkeit. »Zwei Wegbrote mit Körnern«, bestellte er.

»Hab' ich Euch bereits rausgelegt«, sagte der Bäcker und lächelte. »Sind noch warm.«

Sahri bedankte sich und zahlte mit bereits abgezählten Münzen. Dann setzte er seinen Weg fort. Immer mehr Menschen erwachten und gingen an ihre Arbeit. Sahri beobachtete die vielen kleinen und größeren Veränderungen. Mal war es ein unscheinbarer Becher, den ein Betrunkener liegen gelassen hatte, nicht weit davon eine Lache Erbrochenes, um das sich die Fliegen stritten. Dann wiederum sah er frischen Kalk auf einem der Häuser, was darauf schließen ließ, dass ein Händler gute Geschäfte gemacht hatte. Hier und da

hatten die Amudani Plakate aufgehängt. Auf ihnen waren Zeichnungen von Magiern, die Geld stahlen oder Kinder fraßen. Maßlos übertriebene Darstellungen, wie Sahri fand – zumal er in der Stadt seit langer Zeit keine Magier mehr gesehen hatte.

Am Hafen inspizierte er die Schiffe. Diesen Umweg nahm Sahri gerne in Kauf. So sah er bereits, welche Händler aus welchen Ländern angelegt hatten und wusste über den Zustand ihrer Schiffe Bescheid – was ihm wiederum verriet, wie zahlungskräftig die Handelspartner wirklich waren. Wenn die Segel verschlissen aussahen, konnten die Geschäfte nicht allzu gut laufen. Manchmal war das Schiff auch einfach nur schlecht gepflegt. Wenn Algen sich auf dem Holz ausbreiteten, war es mit der Zuverlässigkeit der Mannschaft nicht weit her. In solchen Fällen wusste Sahri, dass Vorsicht vor größeren Geschäften geboten war. Meist behielt er Recht mit seiner Einschätzung.

Er zählte vierzehn Karavellen, sowie acht kleine Schilfboote aus Baqa, Khashab und Ke Lebara. Diese brachten Wein, Fleisch, Öl oder Holz aus den Freien Städten entlang der Perlenmeerküste. Zwei große Corbitae stammten aus dem fernen Moribus und brachten seltene Hölzer, Gewürze, sowie Schmuckstücke und die ein oder andere exotische Tierart. Immer weniger Menschen konnten sich solchen Luxus leisten. Eine Militär-Operation im Süden verursachte immense Kosten.

Mittlerweile war Sahri am Steg angekommen, der das Festland mit der Halbinsel Turfa verband. In der Ferne ragte der mächtige Leuchtturm auf, einhundertsechzig Schritt hoch, ein wahres Wunder der Baukunst! Sein Leuchtfeuer war noch fünfzig Meilen weit zu sehen, sodass Schiffe auch des Nachts eine sichere Einfahrt in den Hafen von Raqedu fanden. Im Turm war die Verwaltung Raqedus untergebracht, sowie die Archive der Stadt. Selbst wenn in Raqedu ein Feuer ausbrechen sollte, wären alle Unterlagen im Turm gesichert. Doch um dort hinzugelangen, musste man über den Steg.

An sich war es keine große Sache. Der Steg war breit und die Fundamente, die ihn trugen, lagen sicher in der Tiefe des Hafenbeckens. Viele Menschen spazierten jeden Tag hinüber, um entweder die vielen Treppen zur Aussichtsplattform des Leuchtturms zu erklimmen oder sich in der Natur auf der Halbinsel zu vergnügen. Der Steg wurde regelmäßig von Bediensteten der Stadt gepflegt und auf Zeichen des Verfalls hin untersucht.

Und doch musste sich Sahri jedes Mal überwinden, hinüber zu gehen. In der Tiefe unter ihm gurgelte das Wasser, das sich im Licht der aufgehenden Sonne blutrot färbte. An manchen Tagen meinte er in der Gischt die Stimme seines Vaters flüstern zu hören. Natürlich war es Einbildung und Sahri ärgerte sich jedes Mal, wenn es ihm trotz besseren Wissens eine Gänsehaut bereitete. Auch an diesem Tag versuchte er, den Steg möglichst rasch hinter sich zu lassen.

Sahri war wie üblich der erste in der Schreibstube. Außer ihm war nur Khadim, der Turmdiener dort. Er fegte gerade den Raum aus und grüßte Sahri knapp. Dieser erwiderte den Gruß. Khadim sprach nie mehr Worte als nötig. Das gefiel Sahri. Er trank einen kleinen Schluck Wasser aus einem Becher, den Khadim jeden Tag an die Schreibpulte stellte. Dann ging Sahri die Listen vom Vortag durch. Er war der Einzige, der sie gründlich kontrollierte, bevor sie an Thoth weitergereicht wurden.

Thoth war Senator und Aufseher über diesen Teil der Verwaltung. Die anderen Schreiber tuschelten, dass Sahri Thoths Günstling sei. Hier und da hörte Sahri sogar Gerüchte, dass sie in einem unsittlichen Verhältnis zueinander stünden. Diese geistlosen Anschuldigungen waren mit ein Grund, warum Sahri nie mehr Zeit als nötig mit den anderen Schreibern verbrachte. Er ignorierte, wenn ihm jemand einen Stoß Papyri unsanft aufs Schreibpult schlug. Die Geste erkannte er wohl, aber er war darüber erhaben. Er verbrachte seine Pause allein und noch lieber arbeitete er den ganzen Tag hindurch.

Für andere war es eine der langweiligsten Aufgaben, all die Listen zu sichten, zu übersetzen und zusammenzufassen. Kein Wunder, denn die Wenigsten konnten darin die Schönheit erkennen, Zahlen und Fakten zu sortieren. Wo für die meisten ein heilloses Durcheinander herrschte, erschien es Sahri völlig klar. Alles, was er las, behielt er im Geiste. Dann ging es nur noch darum, alles in die richtige Reihenfolge zu bringen, miteinander zu verknüpfen und Rückschlüsse daraus zu ziehen. So schwierig war es doch nicht, wie die anderen immer taten. Man musste nur gründlich nachdenken.

An diesem Tag schaute Sahri durch das kleine Fenster der Schreibstube nach draußen. Dort lag das offene Meer. Zwei Schiffe kamen gerade an. Sahri erkannte Karavellen, offensichtlich mit Ölfässern beladen. Ihm

war bereits aufgefallen, dass die Stadt ungeheure Mengen Öl importierte, deutlich mehr als für Lampen und Nahrungsmittel allein aufgewendet werden konnte. Hatte es mit dem zu tun, was im Süden passierte?

Sahri blickte dem Kielwasser der Schiffe nach. Jeden Tag kamen sie aus den unterschiedlichsten Regionen der Welt. Sahri hatte in der Großen Bibliothek viel über den Dschungel des Pantanal gelesen, über die Weite Ebene in Nywerden und auch so manche Legende über den Kontinent Garynja. Doch wie mochte es dort wirklich aussehen? Hin und wieder träumte er davon, eines Tages die Stadtmauern Raqedus zu verlassen. Der Gedanke gefiel ihm. Zugleich würde es auf ewig ein Gedanke bleiben. Die Stadt könnte er nur auf dem Seeweg verlassen. Hinter den Feldern, die Raqedu umgaben, lagen die Schattenlande. Niemand setzte freiwillig einen Fuß dort hinein.

Sahri hasste das Meer. So wie er den Steg nicht ausstehen konnte, so würde er niemals aushalten, unter sich nur Wasser zu wissen, den unberechenbaren Launen der Natur ausgesetzt. Nein, Sahri würde hier in Raqedu bleiben. Immerhin hatte er die Große Bibliothek, die ihn immer wieder mit Geschichten über die Welt versorgte.

Der Tag verging wie jeder Tag. Nach und nach kamen die anderen Schreiber dazu, setzten sich an ihre Pulte und begannen zu arbeiten. Nur in den Pausen wurde geredet. Außerhalb war jede Form der Unterhaltung verboten. So erschreckte sich Sahri, als Khadim ihn plötzlich ansprach.

»Thoth will Euch sehen«, flüsterte der Turmdiener. Sahri nickte nur und folgte Khadim die Stufen zu Thoths Arbeitszimmer. Es lag im sechsten Stock des Leuchtturms. Von dort hatte man einen wunderbaren Ausblick über die Stadt.

Als Sahri eintrat, stand Thoth gerade am Fenster und blickte hinaus. Er war schon etwas älter, recht klein und trug den Bauch eines Mannes, dem Wohlstand und Vergnügen nicht fremd waren. Auf dem Kopf zeichnete sich eine deutliche Halbglatze ab. Khadim verkündete leise Sahris Ankunft.

»Danke, Khadim«, sagte Thoth freundlich, ohne sich umzuwenden. »Du kannst jetzt gehen.«

Khadim verbeugte sich und zog sich zurück. Einige Zeit stand Sahri da und wartete darauf, dass Thoth etwas sagte. Es war unhöflich für einen einfachen Schreiber, das Wort zu ergreifen. Schließlich fragte Thoth: »Hast du schon einmal die Stadt von oben betrachtet, Sahri?«

»Früher war ich oft oben auf dem Turm. Damals, als –« Er sprach den Satz nicht zu Ende.

»Von hier oben sieht alles so friedlich aus«, fuhr Thoth fort. »Es ist ein Chaos, ja sicher. Alle laufen durcheinander. Und doch hat alles seine eigene Ordnung, nicht wahr? Eine Ordnung, die zerbrechlich ist.« Mit einem Seufzen drehte er sich um und blickte Sahri gütig an. »Bitte, setz dich.« Er wies auf einen Stuhl gegenüber seines Schreibtisches. Der Tisch war breiter, als ein Mann mit ausgestreckten Armen erfassen konnte. Thoth wirkte fast ein wenig verloren dahinter. Dennoch wusste Sahri um die Autorität des Senators.

»Hier, nimm eine Dattel.« Thoth schob Sahri einen Holzteller hinüber.

»Danke, ich habe bereits gegessen.«

»Das war keine Bitte«, sagte Thoth streng, setzte dann aber sogleich wieder sein Lächeln auf. »Sahri, Sahri – du bist schon erstaunlich. Mein bester Schreiber, ungelogen. Und doch so bescheiden. Ich weiß noch, wie ich dich damals zu mir rief, nachdem dein Vater nicht mehr war.«

Sahri schluckte. Das war lange vorbei. Es gab keinen Grund, noch darüber traurig zu sein. Thoth hatte ihn damals aufgenommen und ihm eine Ausbildung zum Schreiber ermöglicht. Früh hatte er ihn gefördert und ihm schließlich eine Anstellung in der Verwaltung besorgt.

»Die Sache ist die«, sagte Thoth. »Du weißt, wie sehr ich dein Talent schätze. Wir brauchen Männer wie dich, gerade in solch unruhigen Zeiten. Männer, die zuverlässig sind und zugleich besonnen. Es wäre eine Verschwendung, dich ewig in der Schreibstube zu lassen.«

Sahri ahnte, worauf das Gespräch hinaus lief. Sie hatten schon einige Male darüber gesprochen. Sein Herz klopfte.

»Du hast sicher gehört, dass Machu Runa seinen Posten bald aufgibt«, sagte Thoth. »Er wird langsam zu alt, um weiter als Senator arbeiten zu können. Wie du weißt, steht er dem Militär vor. Ich möchte dich bei der nächsten Sitzung als seinen Nachfolger vorschlagen.«

Thoth faltete die Hände und blickte Sahri an, als erwarte er eine Antwort. Sahri wählte seine Worte mit Bedacht.

»Ich danke Euch für Euer Vertrauen, Meister Thoth. Ich weiß diese Geste sehr zu schätzen. Doch es gefällt mir in der Schreibstube. Auch habe ich keine militärische Ausbildung. Machu Runa ist ein großer Stratege und hat sich im Seekrieg von Zwölfhundertzweiundvierzig seinen Ruhm erworben. Erlaubt mir den Einwand: Selbst wenn Ihr dem Senat meinen Namen nennt, so gibt es sicherlich fähigere Männer, die Machu Runa im Amt folgen können.«

»Gut gesprochen, mein Sohn«, sagte Thoth. »Weißt du: Nicht alle Kämpfe finden im Außen statt. Diese Stadt braucht eine starke Hand, gewiss. Die Macht des Patriziers schwindet mit jedem Tag, den er mit Saufen und Rummhuren verbringt.«

Sahri kannte die Meinung Thoths über den Patrizier. Offiziell diente ihm der Senat. In der Realität hatte der Senat bereits die Regierung fest in der Hand und der Patrizier war nur noch eine Randfigur, die zu besonderen Anlässen vorgezeigt wurde.

»Du weißt es.« Thoth blickte Sahri fest in die Augen. »Diese Stadt braucht einen Wandel. Wir müssen uns von dem alten Plunder lösen. Dafür brauchen wir kluge Köpfe an der Spitze.«

Sahri schaute auf den Boden. Ihm war nicht wohl bei der Sache. Er hatte nie Senator werden wollen. Dieses Amt war einfach zu gefährlich. Selbst sein Vater, der ihm einst wie ein Halbgott erschienen war, hatte sich darin nicht behaupten können. Wie könnte es Sahri?

»Gewährt Ihr mir Bedenkzeit?«, fragte Sahri leise.

Thoth lehnte sich zurück und faltete die Hände. »Du sollst darüber nachdenken dürfen.«, sagte er. »Ich erwarte deine Entscheidung morgen Abend.«

Sahri bedankte sich. Dann entließ ihn Thoth und gab ihm für den Rest des Tages frei.

Die Sonne wärmte Sahris Gesicht und Hände, während vom Meer eine kühle Brise herüberwehte. Hier in den Dünen nisteten viele Vögel. Sahri fühlte sich beobachtet. Er schritt über den Sand voran und bemühte sich, alle Fakten zu bedenken. Mit Thoths Empfehlung hätte er den Posten als Senator schon fast sicher. Aber für das Militär? Er hatte einige Bücher gelesen, auch über die große Seeschlacht, die Machu Runa gewann. Er kannte die wenigen bekannten Fakten über die Magischen Kriege. Aber er hatte keine Ahnung vom einfachen Soldatenleben. Seit der Aushandlung der Friedensverträge unterhielt Raqedu nur noch ein kleines Heer, das sich hauptsächlich um die Aktivitäten im Süden kümmerte – was auch immer dort vor sich ging. Es waren einfach zu viele Fragen offen.

Sahre dachte weiter nach. Als Senator könnte er noch besser für sich und seine Mutter sorgen. Allerdings wusste er schon genau, was sie von dieser Idee halten würde. Ihren besorgten Blick könnte er nicht ertragen. Als Senator lebte man gefährlich, vor allem in diesen Tagen. Die Stimmung im Volk wurde rauer. Fanatiker wie die Amudani zeigten klar, dass die Menschen nach einfachen Antworten suchten. Sahri verstand nicht, wie man solchen Irrlehren anhängen konnte. Er hielt nicht viel von den Göttern. Für ihn waren auch diese nur der Versuch, diese komplexe Welt in einfache Bilder zu fassen. Doch der Hass der Amudani gegen Magier aller Art kam ihm seltsam vor. Schließlich konnte er sich nicht daran erinnern, wann er zuletzt einen Magier auf dem Markt gesehen hatte.

Beinahe wäre Sahri an dem Turm vorbeigelaufen. Es war nicht wirklich ein Turm, mehr die zerfallenen Überreste davon. Die Menschen nannten ihn den Magierturm. Es war nicht belegt, ob einst ein Magier hier gelebt hatte. Doch die meisten Einwohner Raqedus hatten eine Geschichte dazu zu erzählen. Sahri schaute sich die Trümmer aus der Ferne an. Einst würde auch der Große Leuchtturm zerfallen. Was brachte es da, sich Gedanken über die Konsequenzen seines Handelns zu machen? Selbst wenn Sahri Senator würde, so war sein Beitrag zu dieser Welt doch von keinem Wert.

Ein unangenehmes Kribbeln stieg in ihm auf, begleitet von einer leichten Übelkeit. Sahri fühlte sich am Rand eines schwarzen Loches stehen, wie ein unendlich tiefer Brunnen, der ihn nach unten zu reißen drohte. Er schüttelte den Kopf und setzte eilig seinen Weg fort.

Als er durch die Tür ins Haus eintrat, wurde ihm übel von dem Baqit, das in der Luft lag. Sahri riss die Vorhänge auf, sowie die Vorder- und Hintertür. Kaniya, die bisher in einer Ecke gesessen hatte, schreckte hoch, als sei sie aus einem Schlaf erwacht.

»Sahri, mein Schätzchen!«, sagte sie leise. »Du bist zurück. Ich habe mir Sorgen gemacht.«

»Du machst dir immer Sorgen, Anya«, sagte Sahri und schichtete Holz auf der Feuerstelle.

»Das ist mein gutes Recht.« Kaniya bemühte sich um ein Lächeln. »Schließlich bist du mein einziger Sohn.«

»Ich weiß auf mich aufzupassen.« Sahri schlug den Feuerstein hart gegen das Eisen. »Was hast du heute gemacht?«

»Ach, dies und das. Vielleicht habe ich bald die Decke fertig, die ich verkaufen will. Aber das ist nicht so wichtig. Wie war dein Tag?«

Sahri blies in die entstehende Glut, bis das Feuer sich durch die Holzscheite fraß. »Ich habe heute früher frei bekommen«, sagte er.

»Und trotzdem kommst du so spät?«

»Ich musste nachdenken.«

Kaniya lächelte verschmitzt. »Oder hast du dich mit deiner Freundin getroffen? Wie hieß sie noch gleich?«

»Anya, das ist lange vorbei. Erinner dich nicht mehr daran.«

»Mir kannst du es ruhig erzählen.« Kaniya wirkte eingeschnappt. »Ich bin schließlich deine Mutter.«

Sie ließ sich seufzend auf einem Kissen nieder, während Sahri das Gemüse schnitt.

»Thoth hat mir ein Angebot unterbreitet«, sagte Sahri nach einer Weile, ohne aufzusehen.

»Das ist aber interessant«, sagte Kaniya besorgt. »Sag, mein Lieber: Was hat Thoth dir denn vorgeschlagen?«

Sahri zögerte. Dann warf er das Gemüse in den Kessel über dem Feuer. »Er will, dass ich Senator werde.«

Kaniya sah noch blasser aus, als sie gewöhnlich war. »Senator?« Sie zitterte leicht. »Und was hast du geantwortet?«

»Ich habe um Bedenkzeit gebeten.«

»Du hast doch nicht etwa vor, dieses Angebot anzunehmen?« Kaniya funkelte Sahri böse an. Dann wurde ihr Blick wieder sanft. »Sahri, ich habe bereits einen Mann verloren. Ich will dich nicht auch noch verlieren.«

»Noch ist nichts entschieden«, sagte Sahri und rührte in dem Kessel. Er fügte ein paar Kräuter hinzu. »Etwas mehr Geld würde uns nicht schaden. Im Moment müssen wir beide von meinem geringen Gehalt leben. Anders sähe es natürlich aus, wenn du dein Handwerk wieder aufnehmen würdest.«

Kaniyas Wangen färbten sich rot. »Ich habe bereits gesagt, dass die Decke so gut wie fertig ist. Unterstelle mir nicht, ich würde nicht arbeiten.«

»Seit Monaten erzählst du, die Decke sei so gut wie fertig«, entgegnete Sahri etwas lauter als beabsichtigt. Er nahm den Kessel vom Feuer. »Das Muster sieht nicht einmal sonderlich kompliziert aus. Doch wenn du den ganzen Tag damit verbringst, Baqit zu rauchen, wirst du auch nichts schaffen. Dieses Kraut macht dich träge. Du musst aufhören.«

Kaniya sprang auf und streckte ihren Zeigefinger aus. »So sprichst du nicht mit mir! Dies ist immer noch mein Haus.«

»Es war Vaters Haus. Und von Rechts wegen gehört es nun mir«, sagte Sahri und hielt dem Blick seiner Mutter stand.

»Nicht in diesem Ton!«, sagte Kaniya.

Sahri seufzte. »Du musst dich einfach wieder beruhigen, Anya. Dann verstehst du es irgendwann. Ich gehe jetzt in die Bibliothek.«

Nun bekam Kaniya große Augen. »Geh nicht fort, Sahri!« Sie rang die Hände. »Ich habe es nicht so gemeint. Wir vertragen uns doch wieder, nicht wahr?«

»Sicherlich tun wir das«, sagte Sahri betont sachlich. »Und damit du dich beruhigen kannst, gehe ich in die Bibliothek.«

»Ah, ich verstehe.« Kaniya lächelte wieder. »Du triffst dich mit deiner Freundin An-«

»Sie ist nicht meine Freundin!« Sahri hänge sich seine Lederrolle über den Rücken und ging zur Tür. »Sie wird es auch nie sein«, murmelte er.

»Willst du denn gar nichts essen?«, fragte Kaniya.

»Iss nur. Ich habe keinen Hunger.«

Die Bibliothek von Raqedu war die größte der Welt. Nirgendwo sonst gab es so viele Bücher, Schriftrollen und Papyri wie dort. Gelehrte aus der ganzen Welt kamen in die Große Bibliothek, um dort zu studieren. Man vermutete, dass dort eine Abschrift von nahezu jedem Buch existierte, das jemals verfasst worden war. Daneben arbeitete eine ganze Abteilung von Schreibern daran, die wichtigsten Bücher in sämtliche Sprachen zu übersetzen. Auch Sahri hatte in seiner Jugend hier gearbeitet, da er bereits mit vierzehn Jahren sieben Sprachen beherrschte. Dann hatte Thoth ihm die Stelle im Turm angeboten. Vermutlich hatte er bereits damals den Plan gehabt, Sahri eines Tages zum Senator zu machen.

Er schritt durch die Säulenhalle, die den Eingang markierte. Hier war es angenehm kühl. Die Bibliothek war wie ein Tempel aufgebaut. Überall waren Bildnisse des Gottes Thoth zu sehen, dem Gott des Wissens und des Schreibens. Sahri ging an ihnen vorbei. Die Hüterin der Schriften begrüßte ihn am Eingang.

»Sahri, eine Freude Euch hier wieder zu sehen. Thoth sei mir Euch.«

»Und mit Euch«, erwiderte er die Formel. In diesem Moment empfand er es als Unsitte, seinen Kindern die Namen von Göttern zu geben. Jedes Mal, wenn er ein Bild des ibisköpfigen Gottes betrachtete, musste er an seinen Meister denken. Sahri wischte den Gedanken mit einer Handbewegung fort und machte sich auf die Suche.

Eine Kuppel wölbte sich über dem gewaltigen Hauptsaal, in dem sich lange und hohe Regalreihen erstreckten. Es gab Treppen, die auf Podeste in den oberen Bereichen führten, kunstvoll aus Metall geschmiedet. Im hinteren Bereich wurden die kostbarsten Werke aufbewahrt – wie in einem Tempel die Statue, in dem der Gott selbst den Erzählungen nach wohnte. Dieser Bereich war nur besonderen Gelehrten zugänglich. Sahri gehörte als ehemaliger Mitarbeiter dazu. Hier hatte er die Fragmente von Adya Viaktis Traumzeit gelesen – ein Buch über die Anfänge der Zivilisation vor einigen tausend Jahren. Es enthält mehr Rätsel als alles andere und Sahri erinnerte sich, wie enttäuscht er gewesen war, hatte er sich doch ein wissenschaftliches Werk und echte Fakten erhofft.

Die Welt draußen war ein heilloses Durcheinander. Die Sonne brannte heiß auf die einfachen Bauern und Handwerker, die im Schweiß ihres Angesichts ihre Arbeit verrichteten. Sahri wusste diese Arbeit durchaus zu schätzen. Doch der Geruch menschlicher Ausdünstungen, das Gedränge und die ständige Unordnung bereiteten ihm Unbehagen.

Hier in der Bibliothek fühlte er sich wohl. Es war angenehm kühl und die Menschen hielten höflich Abstand. Die Bediensteten sorgten dafür, dass alle Bücher stets an ihrem Platz waren, sortiert nach einem strengen Muster. Sein Blick streifte die in Leder gebundenen Folianten. Viele von ihnen hatte er bereits aus den Regalen genommen und studiert, manche sogar mehrfach.

Sahri ging vorbei an den Abteilungen für die Geschichte Kemets und der Welt, ließ die Regale mit den Abhandlungen über Pflanzen, Mechanik und Philosophie hinter sich. Heute brauchte er etwas anderes. Zielgerichtet ging er auf ein Regal zu, das etwas abseits stand. Ein Schriftzug darüber kündete davon, was hier zu erwarten war: Über Magie. Doch das Regal war leer.

Sahri blickte sich um. Waren auf einmal so viele Magier in der Stadt, dass die Bücher verliehen waren? Hatte man sie in eine andere Abteilung verlegt? Oder interessierten sich neuerdings auch andere Gelehrte für die Magie? Bisher hatte Sahri gedacht, er wäre der einzige. Bücher über Magie galten unter den Gelehrten der Stadt als bessere Märchenbücher. So hatte Sahri sie auch immer gelesen. Die Abenteuer eines Rojavin Kartiyan, angeblich einer der größten Magier seiner Zeit, schienen doch zu atemberaubend, als dass sie wirklich geschehen sein konnten. Doch gerade deshalb liebte Sahri sie. Wenn er von Rojavin und der Erschaffung der Himmelstadt las, konnte er für einige Zeit seinem Alltag entfliehen. Er liebte es, in diese fantastischen Welten einzutauchen, die so ganz anderes waren als das Leben, das er kannte. Nun waren die Bücher fort.

Sahri ging rasch weiter. Niemand sollte ihn hier stehen sehen. Die Magie war seine heimliche Leidenschaft – wenn auch nur die theoretische Beschäftigung damit. Sahri war ein Gelehrter und kein Magier. Ihn interessierte die Geschichte der Magie. Aus den vielen wundersamen Erzählungen versuchte er herauszufinden, was Magie wirklich war. Magier neigten scheinbar dazu, ihre Taten fürchterlich aufzubauschen und in blumige Worte zu kleiden.

In den übrigen Abteilungen schien sich bisher nichts verändert zu haben. Als er gerade an der Tür zum Archiv vorbeiging, öffnete sich diese und ein Bediensteter kam heraus, ein Novize, wohl ein paar Jahre jünger als Sahri. Er kannte ihn nicht.

In diesem kurzen Moment erfasste Sahri einige wesentliche Informationen: Der Novize schien nervös. Scheinbar hatte er gerade etwas Wichtiges erledigt und war sich noch nicht schlüssig, ob er es auch gut gemacht hatte. Dann jedoch hielt der Novize seine Toga auf eine verdächtige Art. Er schloss die Tür nur mit einer Hand ab, während er die andere weiterhin auf der Toga ruhte, so als hielte er darunter etwas fest. Als er Sahri sah, drehte er sich rasch um und ging eiligen Schrittes den Gang hinunter. Der Bursche fühlte sich also ertappt. Und was noch viel wichtiger war: Er hatte die Tür lange genug offen gelassen, dass Sahri einen Blick hinein werfen konnte. Da lag ein ganzer Stapel Bücher auf einem Karren, ganz zuoberst eines, das er unter vielen wieder erkannt hätte. Es trug einen Einband aus grünem Leder, auf dem eine schwarze Rose gepunzt war. Es war Rojavin Kartiyans Buch über wundersame und magische Pflanzen: Kalo Golapa. Dort also lagerten die Bücher über Magie. Doch zu welchem Zweck?

Sicherlich hätte er die Hüterin der Schriften fragen können. Er hatte einen gewissen Ruf in der Bibliothek. Doch wollte er diesen nicht aufs Spiel setzen. So nahm er sich ein Buch aus dem Regal, vor dem er gerade stand und nahm in einer Ecke Platz. Es war Machu Runas Abhandlung über die Seeschlacht im Jahre Zwölfhundertzweiundvierzig nach der Erweckung.

Es war möglich, dass die Bücher im Archiv restauriert werden sollten. Doch es war unüblich, dass eine ganze Abteilung auf einmal ins Archiv wanderte. Für gewöhnlich nahm man sich Band für Band vor. Anders sähe es aus, wenn jemand die Bücher mutwillig beschädigt hätte. Vielleicht ja die Amudani?

Sahri las Runas Bericht, während seine Gedanken weiter um die Bücher kreisten. In seinem Geist spannte sich ein Bild auf: Auf dem weiten Meer trafen die Schiffe der Otoci auf die Raqedus, Pfeile flogen, Speere und brennende Fackeln. Die Armada Machu Runas lieferte ein Ablenkungsmanöver, während aus dem Alten Hafen Verstärkung kam und die Piraten in die Zange nahm.

Auf der anderen Seite sah er Rojavin Kartiyas und die anderen Großmagier, wie sie eine Bergspitze in eine fliegende Insel verwandelten. Und immer wieder tauchten die Bücher auf, die diese Magier einst geschrieben haben sollen. Sahri sah den Aufstieg der Amudani, sah seinen Vater vor sich, wie er ihnen tapfer entgegen trat –

»Sahri, Ihr müsst uns nun leider verlassen«, sagte eine Stimme.

Sahri blinzelte. Seine Augen waren ganz trocken vom vielen Lesen. Er blickte zu den winzigen Fenstern, die hoch oben über den Regalen lagen. Es war bereits stockfinster draußen.

»Entschuldigt«, sagte Sahri zu der Hüterin der Schriften. »Ich habe die Zeit vergessen.«

»Runas Bericht ist auch eine spannende Lektüre«, sagte die Hüterin. »Wollt ihr das Buch ausleihen?«

Sahri schüttelte den Kopf. Die Hüterin streckte die Hand aus. »Dann gebt es mir. Ich bringe es für Euch zurück. Ihr scheint einen langen Tag hinter Euch zu haben.«

Sahri murmelte noch eine Entschuldigung. Dann verabschiedete er sich und ging hinaus.

Auf den Straßen Raqedus war einiges los, gerade um den Markt herum. Überall gab es Stände mit Essen, Bier und Wein. Menschen allen Alters sprachen und lachten miteinander. Die Jugend zog Richtung Tempelplatz, wo seit einigen Jahrzehnten jeden Abend gefeiert wurde. Sahri verdrängte den Gedanken an diesen Ort. Er bemühte sich, den Lärm und all die Gerüche hinter sich zu lassen. Eigentlich musste er schon längst im Bett sein.

Was war das für ein Tag gewesen! Erst das Angebot von Thoth, dann der Streit mit seiner Mutter und schließlich die fehlenden Bücher. Der Streit war nicht unüblich, aber in der Reihe der Ereignisse hatte wohl alles dazu geführt, dass Sahri reichlich verwirrt war und seine Gewohnheiten außer Acht ließ. In diesem Moment war er so müde und hungrig wie lange nicht mehr.

Mittlerweile hatte er die unbelebteren Randgebiete von Raqedu erreicht. Es war nicht mehr weit bis zu seinem Haus. Nur ein paar streunende Katzen balgten sich um etwas, das sie entweder gefangen oder im Müll gefunden hatten. Sahri wandte den Blick angewidert ab. Da sah er, dass er nicht allein auf der Straße war.

Vor ihm lief eine Gestalt, recht zügig und den dünnen Mantel fest an sich gepresst. Die Silhouette und die Art, wie diese Person ihre Schritte setzte, erinnerte Sahri an eine Frau, die er mal gekannt hatt. Konnte sie es tatsächlich sein, nach all der Zeit?

Wieder kamen die Erinnerungen an den Tempelplatz zurück. Damals waren sie befreundet gewesen. Nicht nur das – Sahri hatte sich ausgemalt, diese Frau eines Tages zu heiraten und eine Familie mit ihr zu gründen. Lange Zeit war er zu schüchtern gewesen, um sie zu fragen – bis zu diesem verhängnisvollen Abend zwei Jahre zuvor.

Sahri verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln, während er seinen Schritt beschleunigte. Wenn sie es war, konnte er die Zeit womöglich zurückdrehen? Konnte er seinen Fehler von damals wieder gut machen? Er räusperte sich, doch die Gestalt vor ihm blickte sich nicht um.

Er sah sich mit seiner Angebeteten auf der Steinbank vor dem Tempel des Thoth sitzen. Sahri hatte alles genau geplant. Unter der Bank befand sich ein Krug Wein aus Themyscira. Den trank Ananya so gern. Ja, das war ihr Name: Ananya.

Sahri beeilte sich noch etwas mehr, ohne zu rennen. Die Gestalt vor ihm ging ebenfalls schneller.

Sie hatten damals auf dieser Bank gesessen und den Feiernden unten auf dem Platz zugesehen. Es war Ananyas achtzehnter Geburtstag. Sahri hatte sich ein Gedicht ausgedacht und wollte es genau in dem Moment vortragen, wenn der Mond über dem Tempel der Hathor gegenüber aufgehen würde.

Doch Ananya war es langweilig geworden. Sie hatte Sahri überredet, mit ihm nach unten zu kommen. Sahri saß dort unter all diesen fremden Menschen, während Ananya tanzte und sich vergnügte. Sie sah so glücklich aus an diesem Abend. Sahri nippte an seinem ersten Bier, das ihm furchtbar bitter vorkam. Er liebte diese Frau. Das wusste er einfach. Deshalb wollte er ihr diesen Abend nicht kaputt machen, indem er irgendetwas Falsches sagte oder tat.

Dann passierte die Katastrophe. Während ein paar Musikanten ein ruhiges Lied spielten, warf sich Ananya in die Arme eines grobschlächtigen Mannes, der Entu hieß. Seine rasierte Glatze ließ erahnen, welcher Gesinnung er angehörte. Doch Ananya schien das nicht zu stören.

Sahri beobachtete die beiden, die umeinander kreisten wie zwei ungleiche Schmetterlinge. Er hoffte, dass Ananya sich irgendwann aus dem Griff dieses Grobians lösen würde. Irgendwann würde sie genug haben, auf Sahri zukommen und ihn um einen Tanz bitten. Doch sie gab sich immer mehr hinein in Entus Arme, bis die beiden wie zu einem Körper verschmolzen. Als sie sich schließlich küssten, war es Sahri zuviel. Er ließ das Bier stehen und stapfte nach Hause.

Jahrelang hatte er sich geärgert, dass er Ananya nicht um diesen Tanz gebeten hatte. Sie hätte vermutlich Ja gesagt. Und wer weiß, was dann geschehen wäre. So hatten sie sich nie wieder gesprochen. Manchmal waren sie sich auf dem Markt begegnet. Meist schaute Ananya zur Seite, als würde sie Sahri nicht kennen. Sahri hatte sich nie getraut, ihr zu sagen, wie leid es ihm tat, dass er damals einfach so fortgegangen war. Doch noch einmal würde er die Gelegenheit nicht vorüber ziehen lassen.

»Ananya!«, rief er, mittlerweile schon etwas aus der Puste. »Ananya, ich bin es! Sahri.«

»Verschwinde!«, zischte die Gestalt.

»Bist du es wirklich?«, fuhr Sahri fort. »Es tut mir so leid. Ich hätte dich gern früher angesprochen. Wenn ich doch nur –«

Nun blieb Ananya stehen. Ihre Schultern bebten. Dann wandte sie sich um. Im Licht des Halbmondes blitzten zwei Augen hervor. Trotz der Entfernung, die zwischen ihnen war, konnte Sahri das Funkeln erkennen, das nur auftritt, wenn jemand geweint hat.

»Ich sagte, du sollst verschwinden.«

Sahri trat vorsichtig näher. Nun erkannte er auch einen dunklen Fleck um Ananyas rechts Auge. Sie war es wirklich. Doch sie sah so verändert aus – gar nicht mehr so fröhlich und unbeschwert wie noch vor zwei Jahren.

»Was ist mit dir, Ananya?« Sahri betrachtete ihr Auge eingehender. Sie zog schnell die Kapuze ihres Mantels darüber.

»Hörst du nicht, Sahri?« Ihre Stimme wich immer mehr einem Schluchzen. »Du musst gehen. Es ist zu deinem Besten.«

»Wer hat dir das angetan?« Sahri spürte Wut aufsteigen. Es gab nicht viele Dinge, die ihn aus der Fassung brachten. Doch diese Frau bedeutete ihm etwas, selbst nach all den Jahren.

»Das ist meine Sache«, sagte Ananya. »Jetzt geh! Wenn er mir folgt und dich hier mit mir sieht –« Sie schüttelte den Kopf. »Ich will gar nicht daran denken.«

»Wer denn? Ananya, lass mir doch einen Moment, um mich zu erklären. Damals auf dem Tempelplatz habe ich mich nicht getraut, es dir zu sagen. Weißt du, wir haben uns über so vieles unterhalten. Ich habe dir so viele Dinge erzählt, über die ich sonst noch mit keinem Menschen gesprochen habe. Ich –«

»Diese Zeiten sind vorbei, Sahri.« Ananya wandte sich zum Gehen. »Das sollten wir beide akzeptieren.«

»Aber Ananya! Ich will dir doch nur –«

Ananya funkelte Sahri böse an. »Das ist das Einzige, was ich von dir höre: ich, ich ich! Schon vor Jahren hast du nur über dich selbst gesprochen, über deine Sterne und deine Studien. Nie hast du mich mal gefragt, wie es mir geht! Und jetzt ist es zu spät, Sahri. Weißt du, ich mochte dich eine Zeit lang. Wirklich. Doch das ist Vergangenheit. Wir sollten uns nie wieder sehen.«

»Aber Ananya! Wieso das? Lass uns darüber sprechen. Du weißt so wenig von mir. Vielleicht werde ich bald Senator –«

»Ich weiß genug, Sahri. Doch was weißt du von mir, von meinem Leben?«

Sahri schwieg. Er rang seine Hände und versuchte, eine Antwort zu finden. Doch in seinem Hals steckte ein dicker Kloß, der jedes Wort zurückhielt. Sein Kopf dröhnte und Tränen stiegen auf.

»Ananya –«, presste er hervor.

»Geh, Sahri«, sagte Ananya leise. »Geh, bevor –«

Da spürte Sahri, dass jemand hinter ihm stand. Ein großer Schatten fiel über seinen eigenen. Vorsichtig drehte er den Kopf. Sahri spürte den Schlag erst, als er bereits auf dem Boden lag. Seine Wange brannte und das Dröhnen in seinem Kopf raubte ihm fast die Sinne. Nun sah er seinen Angreifer wie einen schattenhaften Dämon über sich stehen.

»Entu!«, rief Ananya. »Lass ihn in Ruhe. Er hat nichts getan.«

Entu spuckte Sahri vor die Füße. »Niemand macht sich ungestraft an meine Frau ran«, zischte er.

Sahri stellten sich die Nackenhaare auf. Er schmeckte Blut. Immer noch am Boden kroch er rückwärts. Entu schien den Anblick zu genießen und folgte ihm mit ruhigem Schritt.

»Hab ich diesen Wurm nicht schon einmal gesehen?«, fragte er. »Hast Ananya damals auch schon angeglotzt wie so ein Irrer. Aber wenn du glaubst, dass du sie bekommen kannst, hast du dich mit dem Falschen angelegt.«

Der Tritt in die Seite war noch heftiger als der erste Schlag. Etwas knackte und ein stechender Schmerz ließ Sahri vermuten, dass eine Rippe gebrochen war. Sahri musste husten und rollte sich auf die Seite.

»Entu, lass ihn in Frieden!« Ananya stellte sich zwischen Entu und Sahri. Entu schob sie einfach beiseite.

»Mit dir bin ich auch noch nicht fertig«, drohte er. »Da laufe ich dir hinterher, um mich zu entschuldigen. Und dir fällt nichts Besseres ein, als mit dem nächstbesten Idioten auf der Straße anzubandeln.«

»Wir haben nicht angebandelt«, sagte Ananya und stemmte die Arme in die Seiten. »Wir –«

»Still, meine Süße.« Entu drückte ihr zwei Finger auf den Mund. »Das besprechen wir später. Erstmal bekommt der hier seine gerechte Strafe.«

Sahri hustete erneut und versuchte aufzustehen. »Entu, es war wirklich nicht –«

»Würmer sprechen nicht!« Mit diesen Worten versetzte Entu ihm einen weiteren Tritt. Sahri rutschte über den staubigen Boden.

Er sah seinen Vater vor sich. Er war wieder der kleine Junge, der *Reise durch die Unterwelt* unter dem Arm trug. Dann sah er seine Mutter, die besorgt am Fenster stand. Das Spiel lag schon seit Stunden aufgebaut auf dem Boden. Malam war nicht zurückgekehrt. Schließlich, früh am Morgen, hatte es an der Tür geklopft. Zwei Männer der Stadtwache standen dort, sichtlich aufgelöst. Sahri sah seine Mutter Kaniya, die an diesem

Tag endgültig zusammengebrochen war. Er sah sich selbst dort stehen, unfähig zu weinen oder etwas anderes zu tun. Er sah die Männer der Stadtwache, die ihm tröstend auf die Schulter klopfen. Doch es war kein Trost nötig. Aus irgendeinem Grund hatte Sahri beschlossen, dass er aufpassen musste. Er durfte nicht einknicken. Wenn es seiner Mutter so schlecht ging, musste einer im Haushalt den Durchblick behalten.

Was für Gedanken einem durch den Kopf gehen können! Einen kurzen Augenblick lang hatte Sahris Körper völlig taub angefühlt. Dann kehrte der Schmerz mit aller Gewalt zurück. Sahri schrie. Hatte sich so sein Vater gefühlt, kurz bevor sie ihn –? Sahri durfte jetzt nicht darüber nachdenken. Es musste einen Ausweg geben. Entu packte Sahri am Kragen und zog ihn mühelos in die Höhe. Sahri Füße baumelten eine Handbreit über dem Boden. Entus Griff schnürte ihm die Luft ab.

»Du hast mich besiegt«, presste Sahri hervor. »Was willst du noch?«

Entu grinste. »Besiegen kann man nur Gegner«, sagte er, während Sahri nach Luft rang. »Du bist nur Abschaum, der weggespült gehört. Ich erinnere mich an dich. Hast damals in der Ecke gesessen und geglottzt. Aber meine Süße hier hatte nur Augen für mich.«

»Entu, bitte –«, flüsterte Ananya.

Entu drehte den Kopf zur Seite. »Ruhe. Ich bin mit dem hier noch nicht fertig.« Sahri versuchte, diesen Moment auszunutzen und sich frei zu strampeln. Doch Entus Griff wurde noch fester. Dann warf er ihn auf den Boden. Sahri landete hart auf dem Rücken. Keuchend blieb er liegen. Sein Brustkorb brannte wie Feuer. Tränen verschleierten ihm die Sicht. Entu kam langsam auf ihn zu.

»Ich habe dir nichts getan, Entu.« Sahri hustete.

»Oh, doch. Du hast meine Ehre beschmutzt und die Ehre meiner Frau.« Wie ein Raubtier, das sich seiner Beute sicher ist, umkreiste Entu Sahri. »Du hast mich beleidigt. Damals hab ich dich damit durchkommen lassen. Aber jetzt –« Entu tippte mit seinem Fuß Sahris Kopf an. Es war kein richtiger Tritt, eher eine Andeutung. Er spielte mit ihm.

In Sahris Kopf ratterten die Gedanken. Ananya war Entus Frau? Wie konnte sie mit so einem Mann zusammen sein, wo doch Sahri alles für sie getan hätte? Er sah einen riesigen dunklen Schlund vor sich auftauchen, spürte den Sog, der ihn in die Tiefe zu reißen drohte. Sahri versuchte, seine Gefühle herunter zu kämpfen, doch es gelang ihm nicht. Er drohte die Kontrolle zu verlieren. Hastig blickte er sich um. Es war niemand auf der Straße, der ihm hätte helfen können. Würde die Stadtwache ihn hören, wenn er jetzt laut rief? Oder würde es Entu nur noch mehr provozieren? Wieder stand er über ihm, eine grässliche schwarze Wand gegen das kalte Mondlicht. Entu gab Sahri eine Ohrfeige.

»He, du Affenkind! Bist du eingeschlafen? Deinen letzten Moment solltest du auskosten.« Entu lachte dreckig. Dann holte er zum Schlag aus. Sahri warf die Hände über den Kopf. Entus Faust landete in seiner Magengrube. Sahri flimmerte es vor den Augen. War es das also? Würde er seinem Vater nachfolgen?

Wieder schlug Entu Sahri in den Bauch. Als Sahri die Hand vom Gesicht nahm, krachte der nächste Schlag gegen seinen Kiefer. In einem Schleier aus Tränen und Blut bekam Sahri mit, wie Ananya versuchte, Entu von ihm wegzuziehen. Alles lief unglaublich schnell ab und zugleich schienen sich die Momente unendlich auszudehnen. Der ganze Schmerz, Ananyas Schreie und Entus hässliches Lachen traten in den Hintergrund.

Auf einmal wusste Sahri, dass er nicht sterben wollte. Diese Erkenntnis war so klar, dass alles andere dahinter verblasste.

Sahri spürte etwas in ihm aufsteigen, das er noch nie gefühlt hatte. Es war wie ein Feuer, das dort brannte, wo Entu ihn in den Bauch geschlagen hatte. Dieses Feuer stieg nach oben, verbrannte alle Gedanken, breitete sich in Sahris ganzem Körper aus. Eine ungeheure Macht überkam ihn. Er öffnete die Augen und sah Entu an. Ananya schrie etwas und es schien von weit weg zu kommen.

Dann gab es einen hellen Lichtschein. Es roch nach verbranntem Fleisch. Stille.

Entu stand nicht mehr über Sahri. In seinem Kopf rauschte es. Der Schmerz durchflutete mit einem Mal seinen Körper, als hätte er brennendes Öl getrunken. Mühsam richtete er sich auf. Da sah er Entu am Boden liegen. Winzige Rauchfäden stiegen von ihm auf. Sahri hatte Mühe, auf die Beine zu kommen. Er zitterte.

Da lag Entu, dieser gewaltige Muskelberg. Seine Toga war verbrannt und auch Teile seines Gesichts. Sahri wurde übel vom Gestank. Entu riss die Augen auf.

»Du!«, schrie er und seine Stimme überschlug sich dabei. Entu war nicht mehr der schattenhafte Dämon. Auf einmal wirkte er wie ein Kind, klein und verletzlich. »Das wirst du büßen«, flüsterte er. Dann rappelte er sich auf und rannte in die Dunkelheit davon. Sahri blickte Entu ungläubig nach.

»Ich möchte nur, dass du eins weißt«, sagte Ananya und Bitterkeit lag in ihrer Stimme. Erst jetzt bemerkte Sahri, dass sie immer noch dort stand. »Ich habe Entu nie von deinen Studien erzählt«, sagte sie. »Mit dem Rest musst du jetzt leben.« Sie drehte sich endgültig um und ging.

»Aber Ananya!«, rief Sahri ihr hinterher.

»Es ist zu spät«, sagte sie, gerade noch laut genug, dass er es hörte.

Kapitel 2: Nacht

Als Sahri erwachte, war es bereits hell. Er wollte sofort von seiner Schlafmatte aufspringen, doch Kopfschmerzen schlugen ihm wie ein Peitschenhieb entgegen. Hinzu kam das Gefühl, als wäre er unter eine Herde Kamele geraten.

Sahri trank direkt aus dem Krug in der Küche. Es war kaum etwas darin und das Wasser schmeckte abgestanden. Sicher, er hatte es in der Nacht nicht aufgefüllt, sondern war gleich in einen tiefen Schlaf gesunken. Auf dem Abort erlaubte er sich nur das nötige kleine Geschäft. Dann stopfte er sich im Vorbeigehen ein paar Nüsse in den Mund. Er packte sich die Schreibrolle unter den Arm, deren Riemen gerissen war, vermutlich bei dem Überfall. Sahri eilte Richtung Turm.

Was sollte Thoth von ihm halten? Gestern noch wollte er ihn als Senator vorschlagen. Nun hatte Sahri wohl alle Hoffnung auf diesen Posten verwirkt. Was hätte er als Senator des Militärs alles bewirken können! Er hätte Entu und alle Amudani aus der Stadt jagen lassen.

Khadim erwartete Sahri bereits am Eingang des Turms. Mit einer höflichen Geste bedeutete er, ihm zu folgen. Sahri fühlte gleich wieder einen Kloß im Hals. Er musste völlig zerschunden aussehen und hatte zuhause nicht einmal Zeit gehabt, sich ordentlich zu waschen. Als er durch die Schreibhalle geführt wurde, folgten ihm neugierige Blicke. Hier und da blitzte ein schadenfrohes Grinsen auf.

Sahri versuchte, mit Khadim Schritt zu halten. Die vielen Treppen erinnerten ihn an jeden einzelnen Schlag Entus. Sahris ganzer Körper schrie danach, sich ausruhen zu dürfen. Aber Sahri ließ sich nichts anmerken.

»Du kommst spät heute«, sagte Thoth. Es lag nicht wirklich ein Vorwurf in seiner Stimme, aber Sahri fühlte sich schlecht. Er hatte nicht aufgepasst. Wäre er nur in der Bibliothek achtsamer gewesen! So etwas durfte ihm nie wieder passieren. Thoth musterte Sahri peinlich lange.

»Das sieht dir nicht ähnlich«, sagte Thoth schließlich.

Sahri wusste nicht, ob Thoth seine Verspätung oder die Spuren des Kampfes meinte. Vermutlich sogar beides.

»Ich –«

»Bevor du sprichst«, sagte Thoth ungewohnt streng. »Ich verstehe dich, Sahri. Du bist jung. Du hast sicher Träume. Als einfacher Schreiber muss es dir langweilig sein mit deinen Talenten. Da wundere ich mich nicht, wenn du dich an anderer Stelle verausgaben willst.«

Sahri holte Luft. Thoth hob die Hand.

»Sahri, es ist keine Schande, dass du dich geprügelt hast. Im Gegenteil.« Thoth lächelte. »Wie lange habe ich auf den Tag gewartet!« Jetzt lachte er und holte aus einer Truhe einen Krug und zwei tönernen Gefäße. »Weißt du, Sahri, du hast dich stets an die Regeln gehalten, warst einer der besten Schreiber, die ich je ausbilden durfte. Nein, der beste! Wieviele Sprachen beherrschst du bereits?«

»Sieben, Herr.«

»Beachtlich.« Thoth goss Wein in die Becher und schob Sahri einen hin.

»Ich danke Euch«, sagte Sahri. »Doch ich trinke nie –«

»Du wirst trinken«, sagte Thoth und nickte ihm zu. Sahri nahm den Becher in die Hand und roch an dem Wein. Sofort breitete sich Übelkeit in seinem Magen aus. Thoth prostete ihm zu. Pflichtbewusst erwiderte Sahri den Gruß und nippte. Die Flüssigkeit machte seinen Mund nur umso trockener und er musste sie mit Gewalt herunterwürgen.

»Ein guter Tropfen«, sagte Thoth stolz und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. »Aus Themyscira. Die Menschen auf den Otoci wissen, wie man gute Trauben züchtet.« Er nahm noch einen kräftigen Schluck. »Erzähl«, sagte er und schwenkte seinen Becher, als wäre es ein abendliches Gespräch auf dem Tempelplatz. »Wie war es? Ich hoffe sehr, dass es deinen Gegner schlimmer getroffen hat.«

Was war nur in Thoth gefahren? So kannte Sahri den alten Senator nicht. Gewiss, in all den Jahren hatten sie das ein oder andere vertraute Gespräch gehabt. Thoth erkundigte sich hin und wieder nach Sahris Mutter, wobei Sahri es stets bei allgemeinen Floskeln beließ. Er hielt nicht viel davon, anderen Menschen

sein Innenleben auszubreiten. Er sehnte sich danach, an sein Schreibpult gehen zu dürfen und sich dort mit den Listen zu beschäftigen. Die Dokumente stellten keine Fragen. Sie gaben Antworten. Sahri liebte seine Arbeit.

»Er – er ist geflohen«, sagte Sahri.

Thoth klatschte in die Hände »Köstlich! Wie hast du es gemacht?« In seinen Augen stand etwas, das Sahri dort noch nie gesehen hatte. Thoth war ihm immer so friedlich vorgekommen. Nun ergötzte er sich offensichtlich an der Idee, dass Sahri jemand anders Leid zugefügt hatte.

»Ich weiß es nicht mehr«, gab Sahri ehrlich zu. »Es ging alles so schnell.«

Thoth schaute verträumt. »Das ist normal. Die ersten Kämpfe rauschen so vorbei. Sobald du erst ein paar bestritten hast, wirst du sicherer. Du bekommst ein Gefühl dafür – und du kannst es genießen.«

Sahris Mund wurde noch trockener. Saß da wirklich sein Lehrer Thoth vor ihm? Sahri starrte in seinen Becher.

»Ich habe über Euer Angebot nachgedacht«, sagte er und blickte auf. »Ich möchte es gerne annehmen.«

Thoth blickte Sahri ernst an. Dann grinste er und hob seinen Becher.

»Ich gratuliere.« Thoth trank einen Schluck. Sahri nippte wieder am Wein. Er erinnerte sich an den Abend auf dem Tempelplatz, an Ananya, die in Entus Armen lag, an das grässlich bittere Bier.

»Heute Abend wird es eine Sondersitzung des Senats geben«, sagte Thoth. »Ich möchte, dass du dabei bist.«

»Tagt der Senat nun auch abends?«, fragte Sahri.

»Heute ja. Es wird eine ganz besondere Runde. Und ich möchte, dass du dabei bist, Sahri.«

»Wo soll ich hinkommen?«

»Triff mich zur achten Stunde hier am Turm. Alles andere wird sich dann zeigen.«

Sahri bedankte sich und wollte gehen.

»Khadim wird dich in dein Schreibzimmer begleiten«, sagte Thoth.

»Mein Schreibzimmer? Was ist mit der großen Halle?« Sahri kämpfte gegen die Kopfschmerzen an und versuchte, nicht allzu viel zu blinzeln.

»Sahri, du wirst bald Senator sein. Du brauchst dich in Zukunft nicht mehr mit Handelsposten und langweiligen Verträgen herumschlagen.« Er zog eine Schublade auf und holte einen Stapel Papyri heraus, sowie einige versiegelte Schriftrollen. »Machu Runa gab mir dies zu treuen Händen«, sagte Thoth. »Wir haben bereits miteinander über dich gesprochen. Natürlich ist er auch daran interessiert, deine Fähigkeiten zu prüfen. Ich habe ihm gesagt, ich hätte keinen Schreiber, der so schnell so viele Informationen erfassen kann. Da gab er mir dies.« Thoth schob Sahri den Stapel zu, hielt dann aber die Hand darauf. »Diese Unterlagen sind streng geheim. Ich weiß, dass ich dir vertrauen kann. Du wirst mich nicht enttäuschen. Deine Aufgabe wird sein, diese Dokumente zu einem Bericht zusammen zu fassen. Es ist doch abenteuerlich, was manche Menschen so erzählen. Ich bin mir sicher, dass du die Fakten aus diesen Briefen herausarbeiten wirst. Du hast bis heute Nachmittag Zeit.«

Sahri schluckte. Er erkannte das Siegel des Militärs. Als er die Papyri entgegen nahm, musste er ein Zittern unterdrücken.

»Ich danke Euch für Euer Vertrauen.«, sagte er. Thoth nickte ihm zum Abschied freundlich zu. Wie auf einen geheimen Wink trat Khadim ein. Er führte Sahri in den fünften Stock, wo er eine eigene kleine Schreibstube bekam, mit einer Schale voll Nüssen und getrockneten Früchten, sowie mehreren Krügen frischen Wassers. Solche Arbeitsräume standen eigentlich nur höheren Beamten zu. Sahri erinnerte sich daran, dass er wohl bald zu diesen gehören sollte. Thoth setzte wirklich großes Vertrauen in ihn. Er wollte ihn nicht enttäuschen. Also machte er sich an die Arbeit.

Die Zeit verflog. Sahri spürte weder Hunger noch Durst – nur das unbändige Verlangen, tiefer in all diese Berichte einzutauchen. Jahrelang hatte er sich den Kopf darüber zerbrochen, was im Süden vorgehen mochte. Nun hatte er Schriftzeugnisse aus erster Hand vor sich. Thoth und Machu Runa konnten nicht einmal ahnen, was für ein Geschenk sie Sahri gemacht hatten.

Gewiss, es waren haarsträubende Berichte, die viel Raum für Spekulationen ließen. Doch Sahri hatte genug Erfahrung mit den Berichten über Magie gesammelt, die auch nur so vor Übertreibungen strotzten.

Nach und nach ergab sich ein Bild. Wenn man es nüchtern betrachtete, konnte sich sogar eine Lösung zeigen. Sahri war sich sicher, dass er nicht nur eine Zusammenfassung, sondern auch ebendiese Lösung liefern würde. Er musste nur gründlich darüber nachdenken.

Sahri hatte die Papyri auf dem Boden sortiert, nach Regionen und Häufigkeit der Angriffe. Die Offiziere bemühten alle eine andere Beschreibung. Doch allen war gemeinsam, dass die Angriffe stets nachts stattfanden, zu bestimmten Zeiten stärker wurden und zu anderen schwächer. Sahri analysierte zunächst die Darstellung der Wesen. Offensichtlich handelte es sich hierbei um eine bisher unbekannte nachtaktive Affenart, in den Berichten oft als Schatten bezeichnet. Sahri überlas die übertrieben emotionalen Schilderungen, die wohl Kindern Angst eingejagt hätten. Nahm man an, dass es sich schlichtweg um Tiere handelte, war es völlig logisch, woher diese Überfälle rührten.

Früher war der Kontinent Palý Desaya im Norden durchweg bewaldet gewesen. Mit dem Aufstieg des Reiches Kemet stieg die Nachfrage nach Holz, vor allem für den Bau von Schiffen. Damals, zur Zeit der großen Wanderbewegungen, achtete noch niemand auf eine nachhaltige Bewirtschaftung der Wälder. Es gab einfach überall genug Material. Also haben die Menschen die Bäume abgeholzt, ohne sich die Konsequenzen bewusst zu machen. Das hatte natürlich Einfluss auf die Tierwelt. Viele Tiere flohen nach Osten Richtung Schnabelwald, einige Richtung Westen über die Gebirge zu den anderen Freien Städten. Wiederum andere fügten sich den Umständen und fristeten in der bald entstehenden Steppe- und Heidelandschaft ihr Dasein. Sicher waren auch einige Affenarten darunter.

Die Magischen Kriege haben ihr Übriges getan, um die Landschaft zu verwüsten. Immer mehr Wasserquellen wurden leer gepumpt, um die Armeen der Magier zu versorgen. Hinzu kommt, dass die Große Wüste inmitten des Kontinents sich seit jeher ausbreitet. Es ist nicht verwunderlich, dass all diese Faktoren dazu führten, dass Tiere, gerade größere, keine Nahrung mehr fanden. Was sollen die Affen denn tun, wenn man ihnen die Bäume, das Wasser und überhaupt jeden Lebensraum nimmt? Unweigerlich wären sie dazu gezwungen, sich auf das Territorium der Menschen zu wagen.

Sahri musste fast lachen, als er diese simple Wahrheit herausgearbeitet hatte. Es hatte nur ein wenig Wissen über Geschichte, Fauna und Botanik gebraucht, um zu diesem Schluss zu kommen. Die Lösung lag ebenfalls auf der Hand: Entweder man schaffte den Tieren einen Lebensraum oder man stellte Fallen auf, um sie zur Strecke zu bringen.

Und darauf war niemand in den letzten Jahren gekommen? Sahri schüttelte den Kopf. Allmählich dämmerte ihm, warum Thoth ihm diese Aufgabe zugeordnet hatte. Ein General wie Machu Runa mochte Kriege gewinnen. Doch für die einfachen Probleme fand ein Kriegsherr keine Lösungen.

Da Sahri genug Zeit hatte, schrieb er seinen Bericht noch einmal ins Reine. Dabei fiel ihm ein Detail auf, für das er in diesem Moment noch keine Erklärung hatte: Die Angriffe nahmen nach Neumond zu und dann wieder ab. Das war ungewöhnlich, konnte aber aufgrund der Lückenhaftigkeit der Berichte auch ein Zufall sein. Vielleicht wurden nicht alle Angriffe erfasst oder die Offiziere hatten sich im Datum vertan, weil sie sich so in ihre Angst vor schattenhaften Geisterwesen hineingesteigert hatten.

Stolz überbrachte Sahri seinen Bericht an Thoth. Der las ihn sogleich aufmerksam und schien beeindruckt. Er gab Sahri abermals früher frei und mahnte ihn, pünktlich zur achten Stunde wieder zurück zu sein. Sahri bedankte sich. Als er an der Halle der Schreiber vorbeiging, fühlte er bereits den aufkeimenden Ruhm. Eines Tages würde er Bücher schreiben wie Machu Runa oder Rojavin Kartiyan. Man würde seinen Namen in den Geschichtsbüchern lesen. Die einfachen Schreiber aber würden in Vergessenheit geraten. Das geschah ihnen recht! Hatten sie ihn nicht immer wie einen Außenseiter behandelt? Sie würden schon Augen machen, wenn er demnächst Senator war, genauso wie Entu und die Amudani Augen machen würden.

Sahri beschloss, seiner Mutter sobald wie möglich von seiner Entscheidung zu berichten. Sie würde sich schon daran gewöhnen. Auch die Blessuren würde sie in Kauf nehmen müssen. Sahri war schließlich erwachsen und traf ab sofort seine eigenen Entscheidungen.

Außerdem würde er für sich und seine Mutter ein besonderes Mahl zubereiten, um seinen Aufstieg zum Senator zu feiern. Dass er den Posten bekommen würde, war für Sahri bereits ausgemacht. Thoth stand auf seiner Seite und dessen Meinung galt viel im Senat, auch wenn von Rechts wegen alle dieselbe Stimmkraft

besaßen. Außerdem war Machu Runa bereits involviert. Wenn er erst Sahris Zusammenfassung über die Ereignisse im Süden las, mit den Schlussfolgerungen und den Vorschlägen für eine Lösung – was konnte ihm dann noch im Wege stehen?

Auf dem Markt erstand Sahri zwei Hammelkeulen. Diese wollte er in Wein kochen, zusammen mit etwas Salbei und selbstgemachten Kartoffelklößen. Gewiss, es würde etwas Arbeit erfordern. Doch Kaniya liebte diese Speise und Sahri rechnete sich aus, dass er es in jedem Fall schaffen würde, rechtzeitig zurück zu sein, um mit Thoth zu der Senatssitzung zu gehen.

Gerade stand er vor dem Stand eines pantanalesischen Gewürzhändlers, als Ananya auftauchte. Sahris Körper verkrampfte sich augenblicklich. Gern hätte er mit Ananya gesprochen, hätte versucht ihr klarzumachen, dass sie bei Entu nicht glücklich sein konnte – doch nicht an diesem Ort, wo Entu jederzeit auftauchen konnte. Sahri hoffte, dass Ananya ihn nicht gesehen hatte und machte kehrt. Da stieß er auf Entu, der zusammen mit vier anderen Amudani unterwegs war. Auf Entus rechter Gesichtshälfte leuchtete rot eine Wunde, teilweise mit Blasen überlaufen. Das Auge schien verklebt zu sein. Sahri hielt bei dem Anblick seinen Atem an. Noch bevor er Deckung suchen konnte, traf ihn Entus Blick.

»Du!«, rief Entu und zeigte auf Sahri. Seine glatzköpfigen Kumpanen glotzten hasserfüllt. Entu musste ihnen bereits alles erzählt haben. Sahris Körper drohte endgültig zu erstarren. Entus Blick rief ihm noch einmal alle schmerzenden Stellen ins Bewusstsein. Wo war die Stadtwache? Sahri blickte sich um. Keiner der Anwesenden schien die Gefahr zu begreifen. Sie würden ihn mitnehmen, vermutlich in irgendeine dunkle Gasse. Seinen Vater hatten sie ebenfalls am helligten Tag geholt. All diese Gedanken kamen ihm während eines Wimpernschlags. Er rannte los.

Er bereute es gleich bei den ersten paar Schritten. Seine Lunge brannte, als wäre sie mit Glassplittern gefüllt. Jeder Schritt schickte Nadelstiche in seine Beine und die Kopfschmerzen kehrten mit aller Heftigkeit zurück.

Während er über Kisten sprang und die Menschen auf dem Markt zur Seite drängte, hörte er hinter sich die Rufe der Amudani. Entu brüllte Befehle, die Sahri nur am Rande mitbekam. In seinen Ohren dröhnte es. Irgendwo krachte etwas auf den Boden. Menschen riefen wild durcheinander, stolperten, fielen. Sahri rannte wie noch nie in seinem Leben. Diesmal kam ihm seine schmale Statur zur Hilfe. Er konnte kleine Lücken nutzen und Haken schlagen, wohingegen die breit gebauten Amudani sich erst einmal durch die Menschenmasse walzen mussten.

An einer Kreuzung schlüpfte Sahri geradewegs vor einem Mann durch, der einen Karren mit Kohl hinter sich her zog. Die Amudani überrannten dieses Hindernis einfach. Überall flogen die Kohlköpfe umher. Weit hörte man den Mann vor Wut brüllen. Das verschaffte Sahri einen kleinen Vorsprung. Er bog in eine Seitenstraße ein. Doch kurz darauf waren die Amudani wieder näher. Sahri glaube fast, Entus Schweiß riechen zu können.

»Jagt ihn!«, rief Entu. »Er soll brennen!«

Wieder lief Sahri um eine Ecke und sogleich durch einen schmalen Durchgang. Sein Atem ging schnell. Jeder Luftzug fuhr wie Feuer in seine Lungen. Er hustete. Bald würden ihm die Beine versagen. Die Amudani jagten ihn wie wilde Hunde, von Blutdurst getrieben. Verzweifelt suchte er nach einem Versteck. Dann rannte er in eine Gasse, die an einer hohen Mauer endete. Es gab keine Türen, nicht einmal eine Kiste oder ein Fass, nur glatte Wände. Er saß in der Falle.

»Er ist dort entlang!«, rief eine Stimme.

Sahri drückte sich an die Wand. Er dachte an seine Mutter. Es würde heute kein Festmahl geben. Die Hammelkeulen hatte er irgendwo unterwegs fallen gelassen. Statt einer freudigen Botschaft würde sie irgendwann am Abend oder in der Nacht wieder Besuch von Männern der Stadtwache bekommen. Und dann? Sahri mochte nicht daran denken. Thoth würde vergebens auf ihn warten. Sie Senatoren würden einen anderen zum Nachfolger Machu Runas ernennen, womöglich einen weniger talentierten Schreiber, der dieses Amt nur stümperhaft ausüben würde.

Über all das dachte Sahri nach, aber nicht über die Schmerzen, die ihm die Amudani wohl in wenigen Augenblicken antun würden. Das schien ihm nicht wesentlich. Sein Leben war verwirrt. Umso passender. All die Dinge, mit denen er sich beschäftigt hatte, wirkten irgendwie tot: Die Bücher, die er gelesen hatte, waren aus toten Pflanzen oder Tieren zusammengeflickt. Tag um Tag hatte er seine Zeit totgeschlagen. Wann

hatte er sich zuletzt lebendig gefühlt? Das war nicht vorgekommen, seit Ananyas Geburtstag vor einigen Jahren. Und wenn er sie nicht haben konnte, was nützte dann ein solches totes Leben?

»Steckst wohl in Schwierigkeiten, Kleiner?«, fragte eine Stimme direkt neben seinem Ohr. Sahris Herz setzte einen Schlag aus. Eine Gestalt lehnte lässig an der Wand. Sie trug einen schwarzen Umhang, der ihr Gesicht fast vollständig verdeckte. Nur das freche Grinsen des Mundes war zu sehen. Der Fremde paffte an eine Pfeife und blies den Rauch in die Gasse hinein. War Sahri bereits tot? Er konnte diesen Mann unmöglich übersehen haben.

»Du hast dir ganz schön Ärger eingehandelt«, sagte der Fremde.

»Überflüssig, das zu erwähnen«, sagte Sahri. »Sie werden gleich hier sein.«

»Oh, sie sind bereits hier«, sagte der Fremde ruhig und deutete mit der Pfeife zur Straße, wo der Umriss von mehreren glatzköpfigen Gestalten auftauchte.

»Wo bist du?«, zischte Entu und schnüffelte. »Hier stinkts ja wie in 'nem Misthaufen.« Er schritt in die Gasse hinein und blickte zu allen Seiten. Sahri kniff die Augen zusammen.

»Komm raus, du Wurm!«, rief Entu und spuckte in den Staub. Er musste direkt vor ihm stehen. Gleich würde er ihn packen und auf den Boden werfen.

»Wo ist dieser Bastard?«, fragte Entu.

»Vielleicht ist er über die Mauer geklettert«, sagte eine andere Stimme. Sahri hörte ein Klatschen. Vermutlich hatte der andere eine Ohrfeige bekommen.

»Vollidiot!«, brüllte wieder Entus Stimme. »Der konnte keine fünf Schritte mehr geradeaus gehen. Er muss hier irgendwo sein.«

Sahri wurde wütend. Wenn sie ihn schon umbringen sollten, dann mit Würde. Konnten sie nicht mit diesem albernen Spiel aufhören? Er war kurz davor, mitten in die Gasse zu treten und sich Entu zu stellen. Doch er spürte eine Hand auf seiner Brust. Sahri öffnete die Augen. Es war die Hand des Fremden, die ihn zurück hielt. Seine Pfeife rauchte munter, während die Amudani zurück zur Straße stapften.

»Verdammt Dreck«, sagte Entu. »Jagt diesen Bastard. Jagt ihn! Und wenn ihr die ganze Stadt auseinander nehmen müsst. Ich will, dass er brennt, noch heute Abend. Brecht ihm ein paar Knochen, wenn es sein muss. Aber sein Leben gehört mir, ist das klar? Kommt, suchen wir woanders weiter.« Damit bogen die Amudani um die Ecke und waren verschwunden.

Einige Augenblicke stand Sahri noch da und spürte, wie sein Herz gegen die Wand hämmerte. War es vielleicht möglich, dass sie ihn tatsächlich nicht gesehen hatten? Nein, das war ausgeschlossen.

Es gab nur zwei Erklärungen. Vielleicht wurde Sahri verrückt. Er hatte viel erlebt und zu wenig geschlafen. War der Wein vom Morgen schuld? Dabei hatte er soviel gar nicht getrunken. In seinem Kopf drehte sich alles. Die andere Erklärung konnte er kaum fassen, doch sie schien ihm fast plausibler. War der Fremde, der da neben ihm stand, womöglich ein –

»Ich liebe es immer wieder, wenn es funktioniert«, sagte der Fremde. »Die haben wirklich gar nichts gesehen. Ich werde immer besser.«

»Habt Ihr – ich meine – seid Ihr –«

»Mein Name ist Nacht.« Der Fremde reichte Sahri die Hand. Dieser starrte nur darauf. »Oh, ich sehe, das wird etwas schwierig«, sagte Nacht. »Brauchst wohl etwas, bis du auftaust. Na, kein Problem. Lass uns gern in Ruhe über alles reden. Aber nicht hier. Lust auf einen Tee?«

Nacht stellte sich jetzt mit dem Gesicht zur Wand und vollzog mit den Händen kreisende Bewegungen, während er etwas Unverständliches murmelte. Sahri schaute fasziniert zu. Diese Gesten hatte er einmal in einem Buch beschrieben gesehen. Damals hatte Sahri es für eine bloße Fantasie des Autors gehalten. Nun sah er hier in der Realität, wie unter den Bewegungen dieses Mannes Linien an der Wand aufleuchteten, sich miteinander verbanden und umeinander kreisten. Es knisterte wie Feuer.

»Ein Portal«, sagte Sahri leise.

»Da kennt sich einer aus«, sagte Nacht etwas spöttisch. »Los, rein mit dir.«

»Wo hinein?«

»Na, in das Portal. Ich sagte doch, dass wir den Rest woanders besprechen.«

»Wo führt es hin?« Sahri blickte skeptisch auf den Kreis aus Linien.

»Jetzt mach mal keinen Aufstand. Willst du lieber hier warten, bis diese Spinner zurückkommen? Wenn ich dir was Böses gewollt hätte, hätte ich dich ihnen überlassen.«

»Tut es weh, hindurch zu gehen?«, fragte Sahri.

»Rein da!« Der Fremde gab Sahri einen Schubs und er fiel durch die Wand hindurch

Kapitel 3: Feuer

Sahri hatte das Gefühl, ein Bienenschwarm flöge durch seinen Magen. Alles drehte sich. Dann landete Sahri auf einem harten Untergrund. Nacht stieg über ihn hinweg. Das Knistern verstummte.

»Du lässt dir aber auch Zeit«, sagte Nacht. »Es ist gar nicht so einfach, diese Dinger aufrecht zu erhalten. Zumal man nie weiß, ob jemand aus Adalar zuschaut.«

Sahri stand auf und klopfte seine Tunika ab. Er befand sich offenbar in einer Wohnstube. Die Wände waren rund, voller Regale mit Büchern, Gläsern und anderen seltsamen Gegenständen. Dazwischen stand schmutziges Geschirr. Auch im Raum selbst waren Bücher verteilt: auf einem Tisch, einem Sessel und einem Hocker, ja sogar auf dem Boden, der wohl lange Zeit nicht gewischt worden war. Einige Bücher lagen offen, andere hatten deutlich ramponierte Einbände und Seiten, wieder andere dienten scheinbar als Untersetzer für Tassen. Sahri war schockiert. Was wohl die Hüterin der Schriften dazu gesagt hätte? Man konnte der Bibliothek verwiesen werden, wenn man ein Buch nur unsanft zurück ins Regal schob. Das hier – abgesehen davon, dass es vermutlich die größte Buchsammlung außerhalb der Großen Bibliothek von Raqedu war – brach alle Regeln im Umgang mit Schriftstücken, die Sahri kannte.

»Setz dich doch«, sagte Nacht und räumte einen Hocker frei. Er schob seine Kapuze zurück und machte sich an einer Kochstelle zu schaffen. »Tee?«

Sahri überlegte, ob er diesem Fremden trauen konnte. Sicher, auf irgendeine – magische – Weise hatte er ihn vor den Amudani gerettet. Sahri glaubte nicht den Lügen der Amudani, dass Magier Kinder fraßen oder die Kanäle vergifteten. Doch Magier waren auch Menschen. Da war Skepsis angebracht.

»Was tust du hier?«, fragte Sahri.

»Ich koche Tee«, sagte Nacht und grinste. »Und was machst du?«

»Ich sammle Informationen.« Sahri gewann langsam wieder seine Sicherheit zurück. Nacht mochte versuchen, ihn aus der Fassung zu bringen. Er würde sich nicht verunsichern lassen. So ließ er seinen Blick schweifen. Einige der Buchtitel kannte er aus der Bibliothek. Es fand sich eine Ausgabe von *Kumuka*, Rojavin Kartiyans abenteuerlichen Reiseberichten, sowie seine Abhandlung über seltene und magische Pflanzen, *Kalo Golapa*. Daneben las Sahri die Titel *Rauch und Schimmer*, *Vasuria – einhundertelf magische Krankheiten und ihre Behandlung* sowie *Gatan Jata*, ein besonders dicker Wälzer, auf dem eine Schüssel mit eingetrocknetem Essen stand.

»Hast du die Bücher aus der Bibliothek schaffen lassen?«, fragte Sahri.

Nacht war gerade dabei, das heiße Wasser in eine Kanne zu gießen. Er hielt mittendrin inne. »Welche Bücher?«, fragte er.

»Ich spreche von den Büchern über die Magie natürlich. Du scheinst mir ein wahrer Sammler zu sein.«

Nacht blickte Sahri ernst an. »Die Bücher aus der Bibliothek sind verschwunden?«

»Seit gestern, ja«, sagte Sahri. Er deutete in den Raum. »Ich dachte –«

»Das sind alles meine Bücher«, sagte Nacht, während er prüfend in einen Becher schaute. »Ich hätte nicht geglaubt, dass es so schnell geht. Umso besser, dass wir uns jetzt kennen lernen.«

Er holte die Kanne mit dem Tee und schenkte Sahri in einen glasierten Becher ein. Der Tee roch angenehm würzig. Nacht fläzte sich in den Sessel und schaute Sahri neugierig an.

»Dann erzähl mal«, sagte Nacht.

»Was soll ich erzählen?«

»Na, wer du bist. Und was du über Magie weißt. Scheinst dich ja gut auszukennen.«

»Ich heiße Sahri. Über Magie weiß ich einiges. Für den Ursprung der Magie haben die Gelehrten verschiedene Theorien. Zu Zeiten Vyaktis haben die Ersten Menschen –«

Nacht gähnte. »Nimm mir nicht krumm, aber ich habe gerade keine Lust auf eine Geschichtsstunde. Erzähl mir lieber, was da gestern Abend auf der Straße passiert ist.«

Sahri schwieg. Dieser Mann schien mehr zu wissen als Sahri. Das ärgerte ihn. Er forschte in seinen Erinnerungen, konnte sich aber immer noch nicht erklären, was es mit diesem hellen Licht auf sich hatte. Für einen Moment hatte er die Kontrolle verloren. Kurz darauf war Entu geflohen.

»Vielleicht verrätst du es mir«, sagte Sahri. Er klang selbstbewusster, als er sich fühlte. »Hast du einen Zauber gewirkt?«

»Ich nicht.« Nacht grinste. »War das erste Mal für dich, was?«

Sahri blickte zu Boden. Plötzlich fühlte er sich sehr müde. »Ich weiß nicht, was geschehen ist.«

»Sahri, schau mich an.« Nacht lächelte »So ging es mir auch am Anfang. So geht es den meisten.«

»Soll das heißen –?« Sahri wurde schwindelig. Es war auch sehr warm in diesem Raum. Wo waren sie eigentlich? Er blickte zum nahegelegenen Fenster. Er hörte ein vertrautes Rauschen, roch die salzige Luft, betrachtete erneut die runden Wände, all die Bücher über Magie und die Apparate, die sicherlich auch irgendeinem magischen Zweck dienten.

»Der Magierturm«, murmelte Sahri. »Aber er ist eine Ruine.«

»Sahri, weißt du, was du bist?«

»Ich bin ein Schreiber«, sagte Sahri und richtete sich auf. »Ein Gelehrter. Und –« Er zögerte. »Womöglich bekleide ich auch bald das Amt eines Senators.«

»Zweimal richtig«, sagte Nacht. »Das dritte würde ich noch einmal überdenken. Es sind unsichere Zeiten für Senatoren, die mit Magiern sympathisieren. Noch mehr für welche, die selbst Magier sind.«

Sahri hatte gerade am Tee genippt, musste dann aber husten. »Ein Magier? Nein, das ist ausgeschlossen.«

Nacht lehnte sich im Sessel zurück. »Dann erklär mir, warum dieser Entu jetzt eine Brandnarbe im Gesicht hat.«

»Du warst also gestern dort und hast es gesehen. Vermutlich hast du auch diesen Zauber gewirkt, der dich unsichtbar macht.«

»Soweit fast richtig«, sagte Nacht. »Unsichtbar trifft es nicht ganz, eher unscheinbar. Solange niemand genau weiß, wonach er sucht, findet er mich nicht. Das macht die Magie etwas leichter als echte Unsichtbarkeit. Der Effekt ist in vielen Fällen aber derselbe.«

Sahri musste lächeln. Hier hatte er einen Menschen vor sich, der eine gute Diskussion nicht scheute und es mit den Fakten genau nahm – auch wenn es Sahri immer noch nicht gefiel, wie Nacht seine Bücher behandelte.

»Dann darf ich davon ausgehen«, fuhr Sahri fort. »Dass du gesehen hast, wie Entu mich zu Boden warf.«

»Oh ja, das sah übel für dich aus.«

»Und aus deiner sicheren Position heraus hast du einen Feuerzauber gewirkt, um mich zu retten.«

»Wieder fast richtig.« Nacht lehnte sich vor und grinste Sahri verschmitzt an. »Du hast dich selbst gerettet.«

»Unmöglich!« Sahri dachte nach. »Außer ich bin –«

Nacht nickte nur. Sahri machte eine abfällige Geste.

»Das ist doch absurd. Ich wüsste längst, wenn ich ein Magier wäre.«

»Ach ja?« Nacht legte den Kopf schief. »Woran würdest du es denn merken?«

»Solch eine Begabung zeigt sich doch irgendwann.«

»So ist es. Bei manchen früher, bei anderen später.«

Sahri saß steif auf seinem Hocker. Gern hätte er eine Lehne gehabt.

»Ich weiß, dass das so eine Erkenntnis Zeit braucht«, sagte Nacht. »Normalerweise würdest du dir jetzt einen Meister suchen, der dich ausbildet. Du würdest deine magischen Fähigkeiten ausbauen, würdest diesen bescheuerten Kodex auswendig lernen – all solche Sachen, die man am Anfang macht. Wir haben aber leider keine Zeit dazu.«

Sahri schluckte. Das ging ihm alles viel zu schnell. Erst das Angebot von Thoth, dann der Überfall von Entu und nun diese Botschaft. Er selbst sollte Entu diese Brandmale zugefügt haben? Ungläubig schaute Sahri auf seine Hände.

»Das ist nicht möglich«, sagte Sahri. »Das hätte ich gewusst.«

Nacht lachte. »Sowas weiß man nicht, bis man es weiß.« Dann schaute er wieder ernster. »Sicher ist das gerade nicht einfach für dich. Aber mit deinem Auftritt gestern hast du uns beide in eine ganz schöne Zwickmühle gebracht.«

»Wie das?«

»Bisher haben die Amudani nur vermutet, dass es in der Stadt Magier gibt. Nun wissen sie es. Das wird sie noch mehr anstacheln.«

Sahri wollte seinen Tee beiseite stellen, doch er fand keinen Platz, an dem nicht mindestens ein Buch gelegen hätte. Er schüttelte den Kopf. »Nun gut, sie haben es auf mich abgesehen. Das werde ich regeln, sobald ich Senator bin. Wenn mir erst das Militär unterstellt ist –«

»Du hast es wirklich noch nicht mitbekommen, oder?« Nacht legte den Kopf schief.

»Was mitbekommen?«

»Die Amudani bereiten etwas vor. Etwas Großes. Sie wollen die Stadt übernehmen. Dass die Bücher verschwunden sind, ist ein Hinweis, wie tief sie ihre Intrigen bereits gesponnen haben. Gerade das Militär wird sich auf ihre Seite schlagen.«

Sahri überlegte. »Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Nacht seufzte. »Hast du denn einen Plan?«

»Ich muss Thoth über die Amudani informieren. Er ist mein Mentor und genießt großen Einfluss im Senat.«

»Was macht dich so sicher, dass er deine Meinung teilt?«

»Thoth hat einen starken Willen. Er lässt sich nicht so leicht beeinflussen, am wenigsten von einer Gruppe dahergelaufener Fanatiker.«

Nacht trank einen Schluck Tee. »Ich glaube, du unterschätzt, wie sehr sie diese Stadt bereits im Griff haben.«

Sahris Blick fiel auf einen prall gefüllten Rucksack, der an den Sessel lehnte.

»Wie mir scheint, besteht dein Plan darin, Raqedu zu verlassen. Wie kommt es, wo du doch Magier bist?«

»Ich bin Magier, aber kein Kämpfer. Ich bin gut darin, mich zu verstecken. Aber immer mehr Augen sind auf uns gerichtet, Sahri. In den nächsten Tagen werden die Amudani ihr großes Ding durchziehen. Sie werden diese Stadt übernehmen.«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

Sahri erhob sich. Nacht blickte ihn über den Rand seiner Tasse hinweg an.

»Du glaubst es wirklich, oder?« Er nahm einen weiteren Schluck. Dann stellte er die Tasse beiseite. »Na gut, Kleiner. Tu, was du nicht lassen kannst. Ich werde jedenfalls gehen.«

»Wenn die Amudani solche Macht haben, wie du sagst: Werden sie dann nicht auch die Schiffe kontrollieren?«

Nacht grinste. »Deshalb reise ich auch nicht mit dem Schiff.«

»Willst du etwa fliegen?«

»Ich gehe. Und zwar nach Süden.«

Sahri hob die Augenbrauen. »Dort lauern–«

»Ich weiß, was dort lauert. Und genau deshalb geh' ich da hin. Niemand wird uns dort suchen.«

»Es ist Selbstmord.«

»Selbstmord wäre es, hier zu bleiben. Ich weiß, dass das für dich ziemlich plötzlich kommen muss. Aber du kannst mir vertrauen. Ich habe einen Plan.«

Sahri schüttelte den Kopf. »Thoth wird mich anhören. Womöglich ernennt mich der Senat heute schon zu Machu Runas Nachfolger.« Draußen färbte sich bereits der Himmel orange. »Ich muss gehen.«

Nacht zuckte mit den Schultern und führte Sahri eine Wendetreppe hinab. Der Turm war sehr geräumig, wenn auch zugestellt mit allerlei Zeug. Im unteren Stock befand sich eine große Kochstelle und eine Art Werkstatt. Sahri konnte im schummrigen Licht ein paar Werkzeuge erkennen.

Nacht öffnete die Tür. Frische Meeresluft wehte herein und das Rauschen der Wellen wurde lauter.

»Ich halte es für keine gute Idee, jetzt zu den Senatoren zu gehen«, sagte Nacht.

»Ich halte es für keine gute Idee, nach Süden zu gehen, zumal auf den Ratschlag eines Fremden hin.«

»Fremde können zu Freunden werden.«

Sahri trat durch die Tür. »Ich brauche keine Freunde, nur Zeit zum Nachdenken.«

»Dann ist es dein Weg, Sahri. Wenn du mich suchst, wirst du mich finden.«

Sahri trat ein paar Schritt zurück und schaute sich das Gemäuer an. Dann blinzelte er und erschrak. Auf einmal sah er nur die Ruine, überwuchert von Flechten und Moos. Er blinzelte erneut und der Turm stand wieder da wie frisch gebaut.

»Beeindruckend, was?«, sagte Nacht. »Hab ein paar Jahre gebraucht, aber es funktioniert prima. Die Leute sehen, was sie sehen wollen. Nun geh und erledige, was du erledigen musst. Spätestens morgen Früh reise ich ab. Ich würde mich freuen, einen sympathischen Gefährten wie dich dabei zu haben.«

Sahri beeilte sich, um rechtzeitig beim Leuchtturm zu sein. Als dort ankam, trat Thoth gerade heraus.

»Pünktlich, wie ich es von dir kenne«, sagte Thoth und schaute hinauf in die Sterne. »Was für ein herrlicher Abend! Sahri, es steht uns Großes bevor. Komm mit mir.« Er ging Richtung Steg.

»Findet die Sitzung nicht im Leuchtturm statt?«, fragte Sahri.

»Ach was! Diesmal treffen wir uns auf dem Tempelplatz.«

Thoth wirkte aufgeregt, geradezu feierlich. Freute er sich so, dass er Sahri als Nachfolger von Machu Runa vorschlagen durfte?

»Meister Thoth«, sagte Sahri. »Es gibt da etwas, das ich mit Euch besprechen möchte.«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte Thoth. »Du wirst schon in deine neue Aufgabe hineinwachsen.«

»Seid Ihr Euch so sicher, dass der Senat mich wählen wird?«

Thoth schwieg einige Zeit, während sie über den Steg spazierten. Unten gurgelte das dunkle Wasser. Sahri wurde flau im Magen. Wann hatte er zuletzt etwas gegessen?

»Sahri, heute wird vieles in Ordnung kommen«, sagte Thoth. »Die Stadt braucht dringend einen Wandel. Ich bin froh, dass du dabei bist, sehr froh. Schon als du noch ein Kind warst, habe ich deinen brillanten Geist erkannt. Von all meinen Schülern warst du mir stets der liebste.« Thoth hielt inne. Sahri meinte, ein Seufzen zu hören. »Schluss mit den Sentimentalitäten!«, sagte Thoth mit fester Stimme. »Wir haben eine wichtige Aufgabe zu erledigen. Sag mir, Sahri: Was verstehst du unter Loyalität?«

Das Wasser unter ihnen schien Sahris Namen zu flüstern, als wolle es ihn hinab ziehen. Er schluckte und suchte nach einer Antwort.

»Loyalität bedeutet, treu ergeben zu sein. Es bedeutet –« Er überlegte kurz. »Es bedeutet, Vertrauen darin zu haben, dass die Entscheidungen eines Vorgesetzten oder eines Freundes gut und richtig sind.«

»Schön gesagt, Sahri, wirklich schön. Nun sage mir: Siehst du mich als deinen Vorgesetzten, vielleicht sogar als Freund?« Thoth hielt seinen Blick geradeaus Richtung Stadt, während Sahri nachdachte.

»Ihr habt mich ausgebildet. Also seid Ihr mein Vorgesetzter.« Sahri ahnte, worauf dieses Fragespiel hinaus lief. Thoth hatte eine Falle aufgestellt, aus der er schlecht entkommen konnte. »Was soll ich für Euch tun?«, fragte er.

»Habe ich nicht vorhin noch deinen Verstand gelobt?« Thoth klatschte in die Hände. »Was für eine Klarheit! Die brauchen wir. Aber vor allem brauche ich dein Vertrauen. Die nächste Zeit könnte herausfordernd sein, ja, wird es sicher werden. Es ist wichtig, dass wir zusammenhalten.« Er blickte Sahri ernst an.

»Ihr ward bisher gut zu mir«, sagte Sahri. »Ich habe keinen Grund, Euch zu misstrauen.« Warum nur drückte sich Thoth so seltsam aus? Wusste er von den Plänen der Amudani? In dem Fall würde er natürlich nach Verbündeten suchen. Es war nur verständlich, dass er sich langsam vortastete, um nicht in eine Falle der Amudani zu tappen. Sahri entspannte sich etwas.

»Ihr könnt Euch meiner Loyalität sicher sein«, sagte er schließlich.

»Das freut mich sehr.« Thoth klopfte Sahri auf die Schulter. Ein Schmerz durchfuhr Sahris Brustkorb. Seine Blessuren waren noch lange nicht abgeheilt. Doch er ließ sich nichts anmerken.

»Sahri, dieser Abend wird alles entscheiden«, sagte Thoth und blickte über den Steg Richtung Stadt. Von irgendwo im Zentrum stieg eine Rauchsäule auf. »Heute Abend werden wir sehen, ob die Menschen in dieser Stadt den Fortschritt wählen oder die Vergangenheit.«

Das klang gar nicht nach dem sanften Meister, den Sahri kannte. Sicher, es war eine große Sache, sich der Amudani zu entledigen. Sahri fühlte, wie sein Herz klopfte.

»Gerade darüber möchte ich mit Euch sprechen«, sagte er. »Es ist wichtig, dass wir hierüber Einigkeit haben. Nur gemeinsam können wir dieses Übel loswerden.«

»Wahre Worte!« Thoth lachte und schlang seinen ganzen Arm um Sahris Schultern. Sahri verzog das Gesicht, als ihn Schweißgeruch einhüllte. Thoths Augen glänzten, während er weitersprach.

»Diese Magier haben uns schon lange genug unterwandert.«

Sahri glaubte, wenn Thoth ihn nicht so festgehalten hätte, wäre er sicher vom Steg in die kalten Fluten gestürzt. Sein eigener Meister, dem Sahri viele Jahre treu gedient hatte – ein Sympathisant der Amudani? Sahri musste sich schnell etwas einfallen lassen, um aus dieser Situation zu fliehen.

In einem hatte Thoth Recht gehabt: Dies war nicht der rechte Zeitpunkt für Sentimentalitäten. Sahri musste nachdenken. Thoth sprach weiter begeistert über den bevorstehenden Umschwung und wie die Ausrottung aller Magier der Stadt neuen Ruhm und Reichtum bescheren würde.

Sahri hörte nicht mehr zu. Er blickte sich um und versuchte, sich über die Situation klar zu werden. Thoth würde ihn nicht einfach so gehen lassen. Wenn Sahri sich entfernte, würde Thoth das als Bruch seiner Loyalität werten. Das durfte Sahri sich auf keinen Fall erlauben. Also spielte er das Spiel mit, streute von Zeit zu Zeit einen Kommentar zu Thoths Monolog hinzu, der sich immer begeisterter verhielt und auf die »dreckigen Magi« schimpfte. Immer mehr Menschen strömten mit ihnen zum Ort, an dem Sahri in diesem Moment am wenigsten sein wollte: Dem Tempelplatz.

An einem normalen Abend trafen sich bereits viele Menschen dort. Diesmal schien sich ganz Raqedu dort zu versammeln. Sahri wurde bedrängt, umher geschubst und konnte kaum atmen.

Die Tempel der Götter begrenzten den Platz. Am Kopf stand der mächtige Tempel des Göttervaters Osir. Eine Treppe führte hinauf zu einer Terrasse, die dem Eingang des Tempels voranging. Auf dieser Terrasse brannte ein Feuer, wie es manchmal zu großen Opferfesten entzündet wurde. Doch heute war kein solcher Feiertag. Aus dem Tempel dröhnte ein Krachen. Neben dem Feuer standen Amudani aufgereiht, erkennbar an ihren weißen Kutten und den glattrasierten Schädeln.

Sie waren noch zu weit weg, als dass Sahri die Gesichter hätte erkennen können. Sicherlich war Entu auch irgendwo hier. Sahri lief mit geducktem Kopf, während Thoth ihn immer noch umklammert hielt und von einem neuen Zeitalter schwärmte. All diese Menschen, all die Gerüche und Eindrücke waren Sahri zu viel. Er konnte sich kaum konzentrieren. Einerseits gab ihnen das Getümmel Deckung. Andererseits konnte jederzeit einer der Amudani auftauchen, denen Sahri nur wenige Stunden zuvor entwischt war.

Warum nur tat die Stadtwache nichts gegen diesen Unfug? Der Senat oder der Patrizier hätten diese Kundgebung außerdem genehmigen müssen. Dann sah Sahri die ersten Wachen. Sie standen am Rand der Menge und sicherten den Platz ab. Hier und da schleppte ein Trupp der Stadtwache Menschen heran, die sich gegen diese Behandlung wehrten. Scheinbar wollten die Amudani sämtliche Bewohner Raqedus bei ihrer Kundgebung dabei haben – und die Stadtwache half ihnen ganz selbstverständlich. Nacht hatte Recht gehabt. Nun war es zu spät für eine Flucht. Einen Augenblick dachte er an seine Mutter. Sie musste ebenfalls in dieser Menge sein, in der sich immer mehr Menschen zusammen drängelten.

Thoth hatte sich mittlerweile von Sahri gelöst, um sich durch die Masse zu schieben.

»Folge mir«, rief Thoth über den Lärm hinweg. »Vorne haben wir eine bessere Sicht.«

Sahri überragte den alten Senator um etwas mehr als eine Kopflänge. Hin und wieder erhaschte er einen Blick auf das Geschehen oben auf der Treppe. Während die meisten Amudani einfach reglos dastanden und in die Ferne starrten, warfen andere Gegenstände ins Feuer. Sahri gab es einen Stich ins Herz: Es waren Bücher. Kein Zweifel, dass sie dort die Schriften über Magie auzulöschen versuchten. Es blieb nur zu hoffen, dass sie Nachts Turm nicht entdeckten.

Sahri ließ sich immer mehr hinter Thoth zurückfallen. Sicher würde er ihm glauben, dass sie durch Zufall getrennt worden waren.

Thoth drehte sich um. »Bleib dicht bei mir! Halte dich an meiner Schulter fest.«

Sahri legte eine Hand auf Thoths Schulter und unterdrückte ein Zittern. Er schätzte seine Möglichkeiten ab. Die Stadtwache kontrollierte alle Zugänge zum Tempelplatz. Er saß in der Falle.

Oben auf der Treppe trat einer der Amudani vor. Sahri erkannte Entu, dessen Gesicht immer noch durch die Brandmale entstellt war. Entu hob die Hände. Nach und nach kehrte Ruhe ein. Nur das Feuer knisterte, genährt von all den Büchern, und schickte glühende Funken in den Nachthimmel hinauf. Entu nahm ein brennendes Holzsplit und hielt es wie eine Fackel in die Höhe. Die Menge folgte seinen Bewegungen,

einige ängstlich, andere freudig gespannt. Thoth zog Sahri weiter nach vorne, bis sie fast am Fuß der Treppe standen.

»Volk von Raqedu!«, rief Entu über den Platz. »Männer, Frauen und Kinder! Ab heute weht hier ein neuer Wind. Aton ist über uns gekommen, um die alten Götter von ihrem Thron zu stürzen. Lasst uns eine neue Zeit begrüßen. Eine Zeit des Wohlstands und des Friedens. Eine Zeit, in der unser Reich wieder Stärke zeigt!« Er reckte eine Faust in die Höhe. Vereinzelt waren Jubelrufe zu hören. »Wir werden uns nicht mehr den alten Göttern beugen. Die haben uns nur klein gehalten. Aton zeigt uns die Wahrheit. Die Könige alter Zeit – alles nur fette Maden, die uns unsere sauer verdienten Vorräte wegfressen!« Der Jubel wurde lauter. Einige Leute klatschten in die Hände. Der Patrizier war wirklich nicht gern gesehen, höchstens bei ein paar Älteren, die von längst vergangenen Tagen träumten. Sahri stand neben Thoth, der begeistert in die Jubelrufe einfiel.

»Aton ist Stärke«, fuhr Entu fort. »Er zeigt uns, wozu wir Menschen fähig sind. Wir scheißen auf die alten Götter! Es lebe der Gott des Lichts!«

In diesem Moment schleiften einige Amudani einen großen steinernen Kopf aus dem Tempel. Es war der Kopf von Osir, dem Göttervater, den sie der großen Statue abgeschlagen hatten.

»Wo sind die alten Götter jetzt?«, spottete Entu. »Ich sage es euch: Sie haben keine Macht!« Er spuckte den Kopf von Osir an. »Ab heute regiert der Gott des Lichts in dieser Stadt. Heil Aton!«

»Heil Aton!«, rief Thoth, zusammen mit einigen anderen.

Was für ein übler Trick, dachte sich Sahri. Götter waren nicht mehr als Geschichten. Sie hatten keine Macht. Doch weil die Menschen daran glaubten, überzeugte sie dieses Bild eines gefallenen Gottes. Wenn selbst Osir sich nicht wehrte, musste dieser Aton wirklich machtvoll sein.

»Nun da die Götter gestürzt sind«, sagte Entu weiter. »Widmen wir uns den Regenten, die schon viel zu lange das Ansehen unserer schönen Stadt besudeln.«

Auf einen Wink Entus hin schleppten einige Amudani einen gefesselten Mann herbei. Er sah erbärmlich aus. Das Nachthemd war verdreckt und an einigen Stellen gerissen, sodass sein Bauch hindurchschien. Es war der Patrizier, der Nachfahre der großen Könige Kemets. Niemals hatte er kämpfen müssen. Er bettelte um Gnade.

Die Amudani führten ihn zu einem Stapel Holz, aus dem ein Stamm ragte. Dort banden sie ihn fest. Der Patrizier machte einige klägliche Versuche sich zu wehren. Kräftige Arme hielten ihn fest und die Fesseln taten ihr Übriges. Auf dem Nachthemd breitete sich ein dunkler Fleck aus.

»Was für ein jämmerlicher Anblick!«, schimpfte Entu und gab dem Patrizier eine Ohrfeige. »Sowas nennt sich das Oberhaupt dieser Stadt! Kein Wunder, dass der Handel stagniert. Wer will schon seine Ware in einer Stadt anbieten, wo solche Jammerlappen herumkriechen?« Wieder ertete Entu begeisterte Rufe. Das Publikum schrie dem Patrizier seinen Hass entgegen.

»Ich bitte euch, meine Freunde!« Entu grinste hämisch. »Dieser Mann steht hier nur als Symbol für ein größeres Übel. Ein Übel, das in dieser Stadt viel zu lange geduldet wurde. Ihr wisst alle, was im Süden lauert. Ihr wisst Bescheid über die Schattenlande. Ihr wisst, warum unsere glorreichen Städte am Latru verfaulen.« Die Spannung in der Menge war deutlich zu spüren. Einige zischten den verfluchten Namen. »Widerliche Kreaturen treiben dort ihr Unwesen«, fuhr Entu fort. »Kreaturen, die Menschen erschaffen haben, die immer noch hier unter uns sind. Einer von ihnen hat mir erst gestern diese Narben verpasst! Ich spreche von den Magi.« Die letzten Worte spuckte er regelrecht aus.

»Drecksmagi!«, riefen eine Frau, die auf dem Markt Obst verkaufte. »Brennt sie alle!«, schrie ein Tuchhändler.

Thoth starrte begeistert hinauf zum Feuer. Auch sonst schien sich niemand für Sahri zu interessieren. Immer mehr Anhänger der Amudani drängten nach vorn. Sahri ließ einen Mann zwischen sich und Thoth gleiten. Der schien es nicht zu bemerken.

Entu sprach weiter: »Volk von Raqedu! Heute dürft ihr bezeugen, wie sich die Wahrheit über die Unwahrheit erhebt. Wie Recht über Unrecht triumphiert. Doch bevor wir diese Made dem reinigenden Feuer übergeben –« Der Patrizier zerrte an seinen Fesseln, kam jedoch keinen Fingerbreit los. »Lasst uns dem Einen Gott die Treue schwören.« Entu hob die Hände zum Himmel und viele taten es ihm gleich. In einem monotonen Singsang rezitierten sie das Glaubensbekenntnis der Amudani:

*Wir treten aus dem Schatten ins Licht
Geboren, um siegreich zu sein
Für Wahrheit, Stärke und Vaterland
Folgen wir dem Einen Gott.
Mächtiger Aton!
Führe mich zur Quelle des Lichts.
Mach mich stark und unnachgiebig
Brenne meine Feinde nieder
Lass meinen Arm Gerechtigkeit walten
Für Frieden und Wohlstand
Vereint unter der Sonne
Die uns das Leben schenkt
In Ewigkeit.
Kia Marama.*

»Kia Marama«, wiederholte Entu. »Nun bitte ich den Senat nach oben.«

Nun hätte sich Sahri eine magische Pfeife gewünscht, wie Nacht sie benutzte. Oder ein Portal. Thoth schaute sich um und rief nach Sahri. Wenn Nacht nur hier wäre, würde er Sahri sicher helfen können. Sahri erinnerte sich an Nachts Worte: *Wenn du mich suchst, wirst du mich finden.*

Während die Mitglieder des Senats die Treppe hinaufstiegen – einige begleitet von der Stadtwache – hielt Sahri nach einer ganz bestimmten Stelle Ausschau. Es musste ein Ort sein, der frei von Menschen war und so unauffällig, dass niemand dort einen Menschen vermutete. Sahri stellte sich Nacht mit seiner Pfeife vor, der nur von denjenigen gesehen werden konnte, die ihn sehen wollten. Und tatsächlich! An einer Mauer im Halbschatten, kaum beleuchtet von den Fackeln, tauchte eine Gestalt auf, die zuvor nicht zu sehen gewesen war.

»Sahri, wo bist du?«, rief Thoth über die Menge hinweg, die nun immer mehr angeheizt war von einer Wut, die über Jahre in ihnen gekocht hatte. Sie wollten den Patrizier brennen sehen – stellvertretend für alle Übel, die sie in den letzten Jahren erlebt hatten. Dabei schien es Sahri völlig unlogisch, dass ausgerechnet der Patrizier mit alledem zu tun haben sollte, am wenigsten sogar die Magier. Doch das einfache Volk liebte einfache Antworten. So war es in der Geschichte immer gewesen.

Sahri schlüpfte durch die Menge, vorbei an skandierenden Amudani und schwitzenden Menschen. Hier und da drehten sich Leute nach ihm um, verfolgten dann aber wieder umso gespannter das Geschehen oben am entweihten Tempel.

Entu kündigte gerade an, dass die Mitglieder des Senats ihre Treue beweisen konnten, indem sie gemeinsam den Scheiterhaufen entzündeten. Sahri konnte sich vorstellen, wie sehr einige darauf brannten, ihren Hass gegenüber dem Patrizier so zum Ausdruck zu bringen, darunter auch Thoth. Andere würden sich weigern. Sie wären vermutlich die nächsten auf dem Scheiterhaufen.

»Glaubst du mir jetzt?«, fragte Nacht, als Sahri ankam. Trotz allem wirkte er recht entspannt, während er an seiner Pfeife zog.

»Wieso bist du hierhin gekommen?«, fragte Sahri zurück. »In deinem Turm wärst du sicher gewesen.«

»Ich dachte mir, dass du Hilfe brauchst« Nacht zog eine Kugel aus der Tasche, nicht größer als eine Kinderfaust. »Damit lenken wir die Wachen ab.«

»Ist das ein mag-?«

»Schh!« Nacht trat Sahri auf den Fuß. »Pass auf, was du sagst.« Sie schauten nach rechts und links, aber niemand schien von ihnen Notiz zu nehmen. »Wir gehen jetzt langsam um diese Ecke dort.« Nacht deutete mit zwei Fingern neben sich. »Dann lass ich die hier hochgehen. Ist besser, wenn du den Mund zubehältst.« Er ging einen Schritt, dann drehte er sich um. »Am besten auch die Augen. Die Nase solltest du ebenfalls schließen. Halt dich einfach an mir fest.«

»Wie soll ich denn –«

»Jetzt!«, sagte Nacht und die Welt wurde schwarz. Sahri bekam gerade noch Nachts Umhang zu fassen. Ein dichter Rauch umgab sie. Mehrere Menschen husteten. Geistesgegenwärtig hielt Sahri die Luft an und rannte Nacht hinterher.

»Kannst mich wieder loslassen«, sagte Nacht. »Aber hör nicht auf zu rennen!«

Sahri öffnete die Augen. Die Rauchwolke lag hinter ihnen. Jedoch lichtete sie sich langsam und Rufe wurden laut. Natürlich war dieses Manöver nicht unbemerkt geblieben. Nacht flüchtete in eine Gasse, Sahri hinterher. Schwere Schritte folgten ihnen. Die Stadt war ansonsten menschenleer. Nacht führte Sahri durch viele Seitenstraßen.

»Wohin gehen wir?«, fragte Sahri.

»Zum Turm«, sagte Nacht.

»Und warum wirkst du nicht einen Zauber, der uns unsichtbar macht?« Sahri war schon völlig außer Atem. Die meiste Zeit seines Lebens hatte er in der Schreibstube oder in der Bibliothek verbracht, nicht auf dem Sportplatz.

»Kannst du rauchen, während du rennst?«, meinte Nacht.

»Ich – rauche gar nicht. Doch bald – geht mir die Kraft aus.«

»Deshalb müssen wir zum Turm. Dort sind wir sicher. Zumindest eine Weile.«

Vermutlich hatte Nacht Recht. Alle Amudani schienen vorerst auf dem Tempelplatz zu sein. Diejenigen, die sie verfolgt hatten, blieben immer weiter zurück. Sahri glaubte nicht, dass sie sie abgehängt hatten. Vielmehr würden sie Verstärkung holen und die ganze Stadt durchkämmen. Die Stadtwache hatte vermutlich ganz Raqedu abgeriegelt.

»Kamelscheiße!«, zischte Nacht und drückte sich gegen eine Hauswand. Sahri tat es ihm gleich.

»Was ist los?«, flüsterte er.

»Die bewachen den Steg.«

Sie waren mittlerweile im Hafenviertel angekommen. Nacht deutete um die Ecke.

»Du hast sicher eine magische Ablenkung parat, oder nicht?«, fragte Sahri.

»Ich muss meine Kräfte schonen, wenn ich uns später aus der Stadt bringen soll.« Nacht kratzte sich am Kinn. »Kannst du schwimmen?«

Sahri schüttelte den Kopf. Zurück konnten sie nicht mehr. Mit jedem Moment würden die Amudani weiter ausschwärmen. Egal, wo sie sich versteckten: Irgendwann würden sie sie finden. Vor allem, wenn Nacht erneut eine seiner Rauchwolken einsetzte. Sie mussten es schaffen, die Wachen auf andere Weise abzulenken.

»Ich bringe uns hinüber«, sagte Sahri schließlich.

Nacht schaute ihn ungläubig an.

»Es ist einen Versuch wert«, sagte Sahri. »Entweder sie fassen uns jetzt gleich oder in zwei Stunden. Was macht es für einen Unterschied? Aber wenn wir jetzt handeln, können wir vielleicht entkommen.«

»Was ist dein Plan?«, fragte Nacht.

»Wir nutzen meine Feuermagie.«

»Du weißt doch gar nicht, wie du sie einsetzen kannst. Du stehst noch ganz am Anfang.«

»Wir beide wissen das.« Sahris Gesicht zeigte einen Anflug von Stolz. »Aber die beiden dort wissen das nicht.«

»Kleiner, das könnte funktionieren.«

Sahri war sich sicher, dass Entu seinen Anhängern von dem Angriff erzählt hatte. Die Brandwunde war ja nicht zu übersehen gewesen. Obwohl Sahri nicht einmal selbst glaubte, dass er die Flammen verursacht haben sollte: Die Amudani glaubten es. Furcht war eine starke Waffe.

»Nur zur Sicherheit«, flüsterte Sahri. »Halte eine von diesen Rauchwolken bereit, falls es nicht klappt.«

Nacht nickte. Dann traten sie beide um die Ecke, Sahri voraus. In diesem Moment schien ihm sein Plan plötzlich nicht mehr so klug gewählt. Er versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Mit ruhigem Schritt ging er auf den Steg zu. Als die Amudani ihnen den Weg versperrten, sagte Sahri:

»Meine Herren, ich arbeite im Leuchtturm. Senator Thoth schickt mich, um ein paar wichtige Unterlagen zu holen.«

»Keiner kommt heute hier durch«, sagte eine der Wachen. »Befehl von ganz oben.«

»Das ist bedauerlich«, sagte Sahri und blickte Nacht an. Dieser zuckte fast unmerklich mit den Schultern. »Ihr müsst wissen«, fuhr Sahri fort. »In dieser Stadt wurden zwei brandgefährliche Magier gesichtet. Einer von ihnen soll in der Lage sein, seine Gegner mit einer Handbewegung erblinden zu lassen. Der andere soll gestern Euren Herrn Entu mit Flammen verbrannt haben, die aus seinen Händen schossen.«

Die beiden Wachen schauten sich an. Die Furcht vor der Magie war ihnen ins Gesicht geschrieben. Sie blickten Sahri und Nacht genauer an. Man konnte zusehen, wie ihnen langsam dämmerte, wen sie da vor sich hatten. Sie zogen ihre Schwerter, doch Sahri trieb ein ungeahnter Mut an. Er trat einen Schritt vor und hielt den Amudani seine Handflächen entgegen.

»Eure Waffen haben keinen Nutzen bei uns!«, rief er. »Zurück mit euch, elendes Gesindel!«

Auch Nacht stieg mittlerweile in das Spiel ein und vollführte geheimnisvolle Gesten.

»Das ist der, der Menschen blind macht!«, rief eine der Wachen voller Furcht.

Sahri trat noch einen Schritt vor und streckte die Hände aus. Die Wachen ließen ihre Schwerter sinken. Dann flüsterte Sahri einige Worte, die keinen Sinn ergaben. Schließlich tat er, als würde er den Wachen etwas entgegen werfen und schrie: »Flammendes Licht!« Daraufhin warfen sich die Wachen zur Seite und sprangen ins Wasser.

Sahri und Nacht rannten los.

Bald kamen sie an Nachts Turm an, schweißnass und außer Atem. Sie waren am Leben. Die Amudani hatten sie kurzzeitig ablenken können. Aber in der Ferne unter dem großen Feuer des Leuchtturms tauchten viele kleine Lichter auf. Nun gab es keinen Ort mehr, wo sie hinlaufen konnten, nur noch den Turm und das weite Meer um sie herum. Sahri stand am Fenster und beobachtete die hellen Punkte, die immer näher kamen. Es waren mindestens zwei Dutzend von ihnen. Über den Steg kamen noch mehr. Nacht machte es sich im Sessel bequem.

»Sie werden bald hier sein«, sagte Sahri.

»Bis sie den Turm erkennen, wird es dauern«, sagte Nacht.

»Und was tun wir, wenn sie kommen?«

»Ich hab's bereits gesagt: Wir gehen nach Süden. Das ist unsere einzige Möglichkeit. Zwei Magier werden sich da schon durchschlagen.«

»Ich bin ja nicht einmal ein richtiger Magier. In dieser Hinsicht bin ich noch nicht überzeugt.« Sahri hielt den Blick nach draußen gerichtet.

»Wenn du mitkommst, kann ich dir einiges beibringen«, sagte Nacht. »Es wäre gegen den Kodex und der Weiße Rat hätte sicher was dagegen. Also wäre es mir eine doppelte Freude.«

»Was ist der Weiße Rat?«

»Hattustas kleine Schoßhündchen. Hab viel von ihnen gelernt, bis ich meinen eigenen Weg gegangen bin. Aber solche Sachen können wir unterwegs besprechen.« Er befreite eine Truhe von Büchern und Plunder. »Ich habe hier irgendwo noch eine Tasche, die du nehmen könn–«

»Ich komme nicht mit.«

»Was?« Nacht ließ ein Buch fallen, das gegen die Truhenkante krachte.

»Ich komme nicht mit«, wiederholte Sahri.

Nacht deutete aus dem Fenster. »Kleiner, die Amudani kommen. Hast mich vorhin noch drauf hingewiesen. Und vergiss nicht, dass sie sich eher an dein Gesicht erinnern dürften als an meines.«

»Das ist mir wohl bewusst. Ich will auch mitkommen.« Er schaute zu Boden. »Nur muss ich meiner Mutter Bescheid geben.«

»Deiner Mutter?« Nacht zog eine Augenbraue hoch. »Ist sie auch magisch?«

»Ich weiß es nicht. Ich glaube nicht.«

»Dann vergiss sie.« Nacht wühlte in der Truhe. »Wo ist nur diese Tasche?«

»Das kann ich nicht tun. Sie – sie muss erfahren, dass es mir gut geht. Dass die Amudani mich nicht auch noch bekommen haben.«

»Wovon sprichst du?«

Sahri zuckte mit den Schultern. »Das können wir unterwegs besprechen. Fakt ist, dass ich nach Hause muss.«

»Hier ist sie!« Nacht zog einen alten Lederbeutel aus der Truhe. »Besser als nichts.« Er drückte ihn Sahri in die Hand. »Wenn meine Mutter hier leben würde, würde ich ihr auch Bescheid sagen wollen. Bescheuert, oder?«

»Hast du etwas zu schreiben da?«, fragte Sahri. Nacht gab ihm ein Stück Papyrus, eine Rohrfeder und Tusche.

»Mach schnell. Und nichts darüber, wo wir hingehen!«, warnte er Sahri, während er ihm einen Laib Brot, eine Laterne und ein paar Bücher in die Tasche stopfte. »Wieviel kannst du eigentlich tragen?«

Sahri schrieb ein paar Worte auf das Blatt, dass es ihm gut ginge und Kaniya sich keine Sorgen machen brauchte. Er würde zurückkehren, sobald es in der Stadt wieder sicherer geworden sei. Von seiner angeblichen Begabung als Magier sagte er nichts, auch nichts über den Plan, nach Süden zu gehen. Sahri hoffte, dass er Nacht noch dazu überreden konnte, einen anderen Weg zu wählen. Nacht schaute aus dem Fenster. Mittlerweile konnte man die Rufe der Verfolger hören, die die Halbinsel durchkämmten.

»Und wie gedenkst du, den Brief zu überbringen?«, wollte Nacht wissen.

»Wie gedenkst du, von hier wegzukommen?«, fragte Sahri zurück.

»Langsam wirst du warm, Kleiner, was?« Nacht lachte. »Es wird nicht ganz einfach. Aber ich werde ein Portal erschaffen, das uns soweit wie möglich Richtung Süden bringt. Ich habe die Gegend dort mal auskundschaftet. Es gibt eine verlassene Siedlung, wo wir rauskommen könnten.«

»Ist die Gegend gefährlich?«, fragte Sahri.

»Gefährlich ist es hier auch. Aber für den Süden bin ich besser vorbereitet.« Er klopfte auf seinen prall gefüllten Rucksack.

»Nun gut«, sagte Sahri. »Wenn du ein Portal nach Süden erschaffen kannst, kannst du auch eins mitten in die Stadt setzen, nicht wahr?«

»Das wäre blanker Selbstmord. Außerdem hätte ich dann nicht mehr genug Kraft, um ein zweites Portal zu wirken.«

»Ich muss zu meiner Mutter«, bekräftigte Sahri.

»Manchmal lässt dich jemand einfach im Stich«, sagte Nacht zornig. »Dann musst du selbst schauen, was du draus machst. Deine Mutter wird das auch tun.«

»Du kennst meine Mutter nicht«, sagte Sahri und blickte Nacht fest in die Augen.

Nacht ballte die Fäuste. Dann seufzte er. »Ich kenne deine Straße nicht. Aber ich kenne die Gasse, in der ich gestanden habe, als du Entu eins verpasst hast. Reicht es dir, wenn ich uns dort absetze?«

»Uns? Du kommst mit?«

»Von da aus gehe ich zum südlichen Tor. Wie gesagt: Ich kann kein zweites Portal wirken. Zur Not muss wieder eine Rauchkugel her. Ich werde vor dem Portal auf dich warten. Wenn du zu lange brauchst, gehe ich ohne dich. Und, Kleiner, das würde mir sehr schwer fallen. Aber in so einem Fall muss jeder erstmal seine eigene Haut retten.«

»Das klingt vernünftig.«

Nacht setzte sich im Schneidersitz auf den Boden, holte seiner Pfeife hervor und stopfte Tabak hinein. Vor dem Fenster wurden die Stimmen lauter.

»Wo sind sie?«, fragte jemand.

»Sie müssen hier irgendwo sein«, antwortete eine zweite Stimme.

»Vielleicht in den Ruinen – he, da ist etwas!«

Sahri drückte sich nah an die Wand und spähte aus dem Fenster.

»Sie sind hier«, sagte Sahri. »Scheinbar haben sie den Turm entdeckt.«

Etwas Schweres polterte gegen die Eingangstür.

»Keine Sorge«, sagte Nacht ruhig und zündete die Pfeife an. »Da kommen sie so schnell nicht durch. Ich muss mich jetzt konzentrieren.«

»Geht das auch schneller?«

»Woher plötzlich die Ungeduld?« Nacht lächelte und zog an seiner Pfeife. Beim Ausatmen erfüllte schwerer Rauch den Raum. »Manche Formen von Magie funktionieren nicht mit Eile. Und jetzt lass mich konzentrieren.«

Während es immer wieder laut gegen die Eingangstür polterte, konnte Sahri beobachten, wie die Amudani große Mengen Feuerholz heranholten. Nacht hatte die Augen geschlossen und paffte seelenruhig. Noch verstand Sahri zu wenig von Magie, um diese Praxis beurteilen zu können. Jedoch fand er sie äußerst fragwürdig. Sollte ein Magier nicht jederzeit in der Lage sein, seine Magie zu wirken? Vom großen Rojavin erzählte man sich, dass er mit jeder seiner Gesten die Welt um sich herum bewegt und verändert hätte. Ja, allein in seiner Nähe sollten Steine zu schweben angefangen haben und Tiere zu sprechen. Solche Geschichten waren natürlich mit Vorsicht zu genießen. Doch allmählich begann Sahri, das ein oder andere für möglich zu halten.

Das Poltern hatte aufgehört. Nacht stand aus seinem Schneidersitz auf und bewegte seine Arme wieder rhythmisch im Kreis, so wie Sahri es am Tag zuvor gesehen hatte. War das wirklich heute gewesen? Ein Knistern erfüllte die Luft. Ein Blick aus dem Fenster verriet Sahri, dass die Amudani das Feuer rund um den Turm entfacht hatten. Schwarzer Rauch zog durchs Fenster hinein.

Sahri trat neben Nacht, der äußerst vertieft wirkte. Ungeduldig lief Sahri hin und her. Allmählich schälten sich die bekannten leuchtenden Linien aus der Dunkelheit. Draußen riefen die Amudani etwas durcheinander, das im Knistern der Flammen und des Portals unterging. Schließlich ließ Nacht die Arme sinken.

»Los gehts«, sagte er und schnallte seinen Rucksack auf. Sahri nahm die Tasche, die Nacht gepackt hatte, und folgte seiner Aufforderung. Sogleich spürte er wieder dieses unangenehme Flattern im Magen. Diesmal kam er geschickter auf seinen Füßen auf. Nacht sprang nur einen Augenblick später aus dem Portal und warf Sahri beinahe um.

Beide lauschten in die Dunkelheit der Gasse. Nichts war zu hören außer einem entfernten Gemurmel, das vermutlich vom Tempelplatz rührte.

»Viel Glück«, sagte Nacht. »Ich werde am Südtor auf dich warten. Wie lange brauchst du?«

»Es sollte in einer Viertelstunde getan sein.«

»Gut. Spätestens in einer halben Stunde breche ich auf, notfalls ohne dich. Falls wir uns nicht wiedersehen: Es war schön, dich gekannt zu haben.« Er wandte sich zum Gehen. Dann schaute er zurück und drückte Sahri etwas in die Hand. »Falls du es brauchst: Einfach den Stift ziehen.« Es war eine Rauchkugel. Sahri wollte sich bedanken, doch Nacht war bereits verschwunden.

Sahri lief die Straße entlang, auf der er erst gestern von Entu überfallen worden war. Wie sehr sich sein Leben seither verändert hatte! Vorsichtshalber bog er in die schmalen Gassen ein.

Er wohnte schon seit vielen Jahren hier. Erst jetzt fiel ihm auf, dass er so manche Gegend gar nicht kannte, nicht einmal die Rückseite der Häuser, die in seiner unmittelbaren Nachbarschaft lagen! Noch war es ein gutes Stück bis zum Haus seiner Mutter. Da hörte er schwere Schritte auf dem staubigen Boden – höchst wahrscheinlich eine Streife der Stadtwache. Sahri suchte in einer Nische Schutz, in der eine Statue des Hausgottes Bes stand. Er presste sich so gut es ging hinter den Zwerg aus Stein, der dem einfachen Volk Glück versprach. Sahri hoffte, dass zumindest ein wenig von diesem Aberglauben wahr sein mochte und Bes ihn retten möge, im Namen aller Götter.

Stampfend kam die Patrouille näher. Mit Fackeln leuchteten sie in jeden Winkel. Klirrend ging etwas zu Bruch. Die Wachen liefen die Gasse ab, die parallel zu Sahris Versteck lag. Wenn er nur rechtzeitig die Straßenseite wechselte, würde er an seinem Haus sein, bevor die Wachen an der Bes-Statue anlangten. Das alles war natürlich rein spekulativ. Doch viele Möglichkeiten blieben Sahri nicht mehr.

Schweißperlen rannen seinen Rücken hinunter. Es kitzelte unangenehm. Aber das war nicht nur der Schweiß. Etwas krabbelte über Sahris Rücken. Instinktiv griff er danach, um es abzuwischen. Ein Skorpion fiel zu Boden, groß wie eine Männerhand. Das Tier hatte seinen Stachel aufgerichtet. Eigentlich wusste Sahri, dass diese Art für Menschen nicht gefährlich war. Eigentlich hätte er weiter Ruhe bewahren können. Doch einen Moment lang verlor er die Kontrolle und geriet in Panik. Sahri rannte los. Die Wachen riefen etwas. Sie hatten ihn gehört.

Kopfflos eilte er durch die Gassen, bis er sich nicht mehr auskannte. Die Tasche musste er bei der Bes-Statue fallen gelassen haben. *Zur Stadtmauer!* dachte er nur. *Zum Südtor!* Aber er war nicht im Süden der Stadt. Die Häuser kamen ihm fremd vor. Dann hörte er wieder hinter sich die Patrouille, die langsam aufholte. Sahri lief weiter, immer weiter durch die Gassen, bis vor ihm die Stadtmauer auftauchte. Gar nicht

weit sah er auch ein Tor. Es war allerdings das Osttor. Sahri überlegte fieberhaft. Er hatte keine andere Wahl. Er musste die Stadt verlassen, egal wie. Die Amudani würden jeden Stein umdrehen, jedes Haus durchsuchen, bis sie ihn gefunden hätten. Draußen im Delta des Latru hatte er zumindest die geringe Aussicht, sich vor ihnen verstecken zu können.

Immer noch trug er die Rauchkugel in der Hand. Das Blut rauschte ihm durch den Kopf. Er hatte nur diesen Versuch. Sahri zog den Stift, noch bevor die Wachen ihm entgegen treten konnten. Die Welt wurde schwarz, aber Sahri hielt Augen und Mund geschlossen. Seine Lunge schrie nach Luft. Sahri konzentrierte sich, tastete sich vor. Die Wachen schrien und husteten. Einmal streifte Sahri einen Arm, vielleicht auch eine Klinge. Dann bekam er den Balken zu fassen, der die kleine Durchgangstür festhielt. Von dieser Seite war die Tür nicht besonders gesichert, schließlich sollte ein Tor hauptsächlich Angriffe von außen abwehren. Sahri hob den Balken in die Höhe. Dann klappte die Tür auf und Sahri trat ins Freie, gefolgt von einer schwarzen Rauchwolke. Noch bevor die Wachen klar sehen konnten, befand sich Sahri weit außerhalb der Stadt im Latru-Delta.

Kapitel 4: Schatten

Sahri wanderte bis tief in die Nacht. Seine Beine schmerzten vor Anstrengung. Im spärlichen Mondlicht konnte er kaum etwas erkennen. Immer wieder stolperte er mit einem Fuß in die Bewässerungskanäle, die rund um die Felder angelegt waren oder schlug sich durch hohes Gras und Gestrüpp. Jedes Rascheln ließ ihn hochschrecken.

Verfolgten die Amudani ihn? Je weiter er kam, desto klarer wurde ihm, dass er alleine war. Er zitterte vor Kälte und Müdigkeit. Irgendwann verließen ihn die Kräfte und er legte sich einfach ins Gras zwischen zwei Arandano-Büschen. Obwohl er den Mantel eng um sich schlang, zitterte er bald vor Kälte.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, da hielt Sahri es nicht mehr aus. Er hatte kaum ein Auge zugetan. Die Welt außerhalb der Stadtmauern Raqedus war dreckig und feucht. Sahri vermisste das stetige Brummen der Stadt, das Rumpeln der Karren, das Klappern der Händler, die ihre Stände aufbauten, die Gespräche auf den Straßen – Geräusche, die Menschen verursachten. Hier draußen quakten, summten und schnatterten Tiere, die Sahri nicht sehen konnte. Womöglich witterten sie in ihm bereits leichte Beute.

Sollte er also zurückgehen? Überhaupt musste Sahri sich Gedanken über sein weiteres Vorgehen machen. Er setzte sich auf und hätte gern etwas getrunken. Doch neben seinem Schlafplatz standen weder Krug noch Becher. Ja, er hatte überhaupt nichts bei sich außer der spärlichen Kleidung, die er am Leib trug. Mit Bedauern stellte Sahri fest, dass er in dieser Wildnis vermutlich keine zwei Tage überleben würde, eher weniger.

Zumindest kannte er einen Teil der Vegetation aus Büchern. Die Arandano-Beeren um ihn her waren reif und schmeckten köstlich. Wasser könnte er aus den Bewässerungskanälen trinken, die vom Latru abzweigten. Solange er noch nahe der Stadt war, ging die meiste Gefahr vermutlich von den Amudani aus. Aus diesem Grund musste Sahri sich auch vorsehen, nicht von den Bauern im Delta oder den Wachposten entdeckt zu werden, die sich um diese sogenannten Schatten kümmerten.

Drei Möglichkeiten zog Sahri in Betracht. Der Vollständigkeit halber überlegte er sich, zurück nach Raqedu zu gehen – zumindest im Falle, dass alles andere nicht funktionieren würde. Dann gab es den Weg nach Süden. Nacht hatte angekündigt, dass er dorthin gehen wollte. Würde Sahri sich nach Süden wenden, könnte er so auf Gesellschaft hoffen. Nicht nur das: Sahri könnte lernen, was es mit der Magie auf sich hatte. Dagegen sprach, dass Sahri gar nicht wissen konnte, ob Nacht es durch das Südtor geschafft hatte. Außerdem befand sich Sahri, wie er vermutete, im östlichen Teil des Deltas. Er müsste also erst einmal einen Weg nach Süden finden, womöglich einen weiten Bogen um die Stadt machen. Bis dahin wäre ihm Nacht bereits einige Tagesreisen voraus. Sahri wäre ebenso auf sich allein gestellt – ohne die Gewissheit, dass er überhaupt auf Nacht treffen würde.

Es blieb noch die dritte Möglichkeit: Sahri reiste allein Richtung Osten. Zwar würde ihn sein Weg durch die Schattenlande führen. Doch im Norden hätte er das Meer als natürlichen Schutz. Von dort hätte er nichts zu befürchten. Außerdem war dies die Richtung, die er sowieso eingeschlagen hatten. Nicht zuletzt konnte er sich sicher sein, nach etwa einer Woche bis zehn Tagen wieder auf Menschen zu treffen. Hinter den Schattenlanden lag die Stadt Ke Lebara. Dort wäre es ein Leichtes, sich vor den Amudani zu verstecken.

Sahri dachte über all das gründlich nach, wägte die verschiedenen Möglichkeiten gegeneinander ab, erwog noch ein paar weitere, die er aber sogleich wieder verwarf. Dann beschloss er, dass der Weg nach Osten der vernünftigste sei. Einzig die wilden Tiere bereiteten ihm Sorgen. Aber auch dafür würde er eine Lösung finden.

Beinahe vergnügt machte Sahri sich auf den Weg. An einem Kanal hielt er an und trank Wasser aus der hohlen Hand. Es ekelte ihn. Doch er sagte sich, dass er in den nächsten Tagen keine Rücksicht darauf nehmen durfte. Sahri hatte ein Ziel. Seine Befindlichkeiten sollten ihm dabei nicht im Weg stehen. Also zwang er sich, noch einen Schluck aus dem Kanal zu nehmen. Er würde es schon schaffen.

Die Sonne brannte Sahri in den Nacken. Seit Stunden lief er an einem der größeren Kanäle entlang. Auf den Feldern ringsum stand das Getreide bereits schulterhoch. Sahri kam das unwirklich vor. Natürlich

wusste er, wie Brot hergestellt wurde. Bereits als Kind hatte er davon gelesen, wie die Bauern den Weizen anbauten, droschen und zu Mehl verarbeiteten. Die Halme hier wachsen zu sehen war eine ganz andere Sache.

Sahri blickte in die Weite, die ihm so unbekannt, ja bedrohlich schien. Er bewegte sich, als könne sich der Boden unter ihm jederzeit auftun, wobei er sich um einen schnellen Schritt bemühte. Die Reise zu Fuß nach Ke Lebara würde noch lang genug dauern. Je schneller er das alles hinter sich brachte, desto besser. Deshalb erlaubte er sich immer nur eine kurze Rast, trank Wasser aus dem Kanal und hoffte, dass er davon nicht krank würde.

Gegen Mittag erblickte Sahri in der Ferne etwas, das er zunächst für eine Festung hielt. Bei näherem Hinsehen erkannte er einen Wall aus Lehmziegeln, der von Wachtürmen flankiert wurde. Sahri duckte sich etwas weiter unter die Halme, um nicht entdeckt zu werden. Jedoch war niemand zu sehen, weder auf dem Wall noch auf den Türmen. Dies waren die ersten Gebäude, die Sahri auf dem Weg gesehen hatte. Daraus schloss er, dass die Häuser und Ställe der Bauern sich wohl innerhalb solcher Mauern befinden mussten. Vor wem oder was sollten sie sich derart schützen? Die Furcht vor den wilden Affen schien bereits bis in dieses Gebiet vorgedrungen zu sein.

Laut den Berichten griffen die Schatten bisher nur an den Randgebieten des Deltas an. Daher fühlte sich Sahri noch recht wohl, während er über die befestigten Wege spazierte. Einzig der Hunger plagte ihn langsam. In dieser Gegend gab es keine Arandanobereen und auch sonst nichts, was Sahri gekannt hätte – außer rohen Weizen, dessen Körner aber noch sehr grün aussahen. Sahri schätzte, dass er davon nur Bauchschmerzen bekommen würde und zog es vor, den Hunger zu ignorieren. Wie weit er wohl schon gegangen war?

Gegen Abend hatte Sahri den Eindruck, dass seine Beine ihn nicht weiter tragen würden. An den Füßen hatte er bereits Blasen. Für die kurzen Wege in der Schreibstube waren seine Sandalen geeignet, nicht jedoch für große Wanderungen. Sahri zog sie aus und hielt die Füße ins Wasser des Kanals. Schnurgerade zog sich diese Wasserstraße durch das Delta, eine Meisterleistung früherer Generationen.

Die Kanäle stammten noch aus der Zeit vor den Magischen Kriegen. Das war die Zeit der Großen Könige gewesen, die Waset und Sinbal gebaut hatten, prächtige Städte am Latru, die schon seit über zweihundertfünfzig Jahren niemand mehr gesehen hatte. Nun waren die Amudani dabei, die letzte Stadt Kemets, Ragedu, ins Unglück zu stürzen.

Was waren das für Barbaren, die Bücher verbrannten! Und der Patrizier – Sahri hatte nie viel für diesen Mann übrig gehabt, so wie er überhaupt wenig für andere Menschen übrig gehabt hatte. Doch war der Patrizier nicht auch ein wichtiger Teil der Stadt gewesen? Ein Überbleibsel, aus alter Zeit, gewiss. Aber Sahri mochte die Geschichten über die alte Zeit, als Könige gewaltige Bauwerke schufen, zusammen mit Magiern und Architekten, die man heute nicht mehr kannte. Sahri hatte die Bücher geliebt, in denen diese Geschichten aufgeschrieben waren. Die ledernen Einbände zeugten von der Handwerkskunst derer, die bereits lange ihre Reise in die Unterwelt angetreten hatten, wie das Volk sagte. Die Papyri waren manchmal so trocken und steif geworden, dass sie zu reißen drohten. Auch der Geruch – Sahri vermisste die Bibliothek. Wie gerne hätte er sich jetzt im Schatten der großen Säulenhalle ausgeruht, mit einer guten Geschichte über Meister Rojavin in der Hand. Aber hier gab es keine Geschichten, nur Dreck, brackiges Wasser und diese endlosen Felder, in denen sich Vögel und anders Getier tummelten.

In dieser Nacht wurde es noch kälter als zuvor. In der Stadt war Sahri um jede Abkühlung froh gewesen. Doch in Ragedu konnte er selbst am frühen Morgen noch die Hitze spüren, die die Häuserwände abstrahlten. Hier draußen in der Wildnis verflog die Wärme fast augenblicklich, sobald die Sonne untergegangen war.

Sahri fand einen Unterstand, der ihm etwas Schutz vor dem Wind bot. Dennoch wachte er immer wieder fröstelnd auf. Was hätte er für eine Decke gegeben oder für ein warmes Feuer! Er dachte an den Abend auf dem Tempelplatz zurück, an den Scheiterhaufen, auf dem der Patrizier um Gnade gefleht hatte. Wäre Sahri nur etwas langsamer gewesen oder hätte Nacht ihn nicht gerettet, dann hätten sie ihm ebenfalls einen Scheiterhaufen gebaut. Wo Nacht wohl gerade steckte?

Das Spielbrett lag auf dem Boden. Sahri hatte die Figuren ordentlich aufgereiht, immer einen weißen Kegel und einen grünen Zylinder abwechselnd auf die schwarz-weißen Felder. Die Wurfstäbe lagen daneben. Ein paar Mal hatte er sie ausprobiert und versucht, eine möglichst hohe Punktzahl zu werfen. Bei den Erwachsenen hatte er gehört, dass man sein Glück durchaus beeinflussen konnte.

Seine Mutter Kaniya saß traurig am Fenster. Sahri versuchte, sie aufzumuntern. Immer wieder schaffte er es, sie zum Lachen zu bringen. Dann wieder richtete sie ihren sorgenvollen Blick nach draußen.

Malam war immer noch nicht zurück, obwohl allmählich die Sonne hinter den Dächern versank. Gähnend harrte Sahri vor dem Spielbrett aus. Schließlich hatte sein Vater ihm versprochen, dass sie am Abend noch *Reise durch die Unterwelt* spielen würden. Sahri war sich sicher, dass er gewinnen würde. Er hatte sich eine gute Taktik zurecht gelegt.

Irgendwann musste er eingeschlafen sein, denn als er die Augen öffnete, war es bereits stockfinster draußen. Seine Mutter saß zusammengesunken am Fenster. Sie schlief, den Kopf auf ihren Arm gebettet. Malam war nicht gekommen. Sahris Vater, der strahlende Halb-gott, hatte zum ersten Mal sein Versprechen nicht eingelöst.

Sahri hätte enttäuscht sein können. Doch während er seine Mutter betrachtete, konnte er sich nicht dazu durchringen. Sie atmete unruhig im Schlaf. Immer wieder murmelte sie etwas vor sich hin. So klein Sahri auch war, wusste er, dass er stärker war als seine Mutter. Während er so dasaß und sie ansah, traf er eine Entscheidung.

Natürlich wünschte er sich, dass sein Vater bald zurückkehrte. Aber was, wenn nicht? Sahri spürte weder Furcht noch Trauer, als er darüber nachdachte. Nüchtern betrachtet war es einfach eine Möglichkeit, die eintreten konnte. Was, wenn sein Vater nicht zurückkehrte, um sich um seine Familie zu kümmern?

Als die Männer von der Stadtwache klopfen und Sahris Mutter aus dem Schlaf rissen, ahnte Sahri bereits, was geschehen war. Er wusste, dass Kaniya zusammenbrechen würde. Er sah ihr dabei zu, wie sie auf den Boden sank und mit den Fäusten darauf einhämmerte. Er hörte, wie sie immer wieder Malams Namen schrie. Schließlich ging er zu ihr.

»Er kommt nicht zurück«, sagte Sahri. »Er ist tot.«

Kaniya sah Sahri durch ihren Tränenschleier an, wie er völlig ungerührt dastand. Sie nahm ihn in den Arm, wie man eine Puppe in den Arm nimmt. Sahri ließ es über sich ergehen, während er die weiteren Schritte plante. Er würde arbeiten gehen müssen. Auf Kaniya war kein Verlass, wenn sie einen ihrer Anfälle hatte, was in nächster Zeit häufiger vorkommen konnte. Sahri war jetzt der Mann im Haus. Er musste sich um sie kümmern. Er musste stark sein – für sie.

Ein Hustenanfall weckte Sahri unsanft aus einem ohnehin nicht sehr tiefen Schlaf. Sein Hals war trocken und sein Leib zitterte. Er war immer noch in diesem verdammten Delta! So langsam musste er sich etwas einfallen lassen, wie er die zukünftigen Nächte bestreiten konnte. Diese dauernde Kälte raubte ihm noch den Verstand. Sein Rücken und seine Glieder taten weh. Die blauen Flecke von Entus Angriff färbten sich allmählich grün. Er wusch sich das Gesicht in einem der Kanäle und füllte seinen leeren Magen mit Wasser. Dann machte er sich wieder auf den Weg, der aufgehenden Sonne entgegen.

Am Nachmittag sah er wieder einen der befestigten Höfe. Diesmal schien eine Gestalt auf der Mauer zu stehen. Vorsichtshalber ging Sahri gebückt zwischen den Feldern hindurch. Das war anstrengend, zumal er immer noch nichts gegessen hatte. Doch noch war er zu nah an den Amudani.

Er dachte darüber nach, warum ihm die Aktivitäten dieser Fanatiker bisher entgangen waren. Da hörte er plötzlich Stimmen und das Klappern von Hufen hinter den Feldern. Die Geräusche kamen näher. Nicht weit voraus kreuzten sich zwei Wege. Als Sahri über die Weizenhalme spähte, erkannte er eine Gruppe von drei Soldaten in voller Rüstung, die auf Pferden saßen. Bald würden sie die Kreuzung erreicht haben.

»Er muss hier irgendwo sein«, sagte der Soldat, der vorneweg ritt, vermutlich der Älteste von ihnen.

Sahri suchte nach einem Versteck. Er könnte ins Feld laufen. Aber würden die Soldaten nicht das Rascheln der Halme bemerken? Sahri verwarf diese Idee, als er einen Schuppen aus Holz fand. Vermutlich lagerten die Bauern in diesem Verschlag Werkzeuge, die sie für die Feldarbeit benötigten. Möglicherweise

hatte der Schuppen auch als Stall gedient. Jedenfalls würde Sahri dort Deckung finden. Er hatte bereits die Hand an der Tür, entschied sich dann aber dafür, sich hinter den Schuppen zu stellen. Von dort aus könnte er immer noch ins Feld rennen, wenn es nötig sein sollte. Würden die Soldaten in den Schuppen hinein schauen, säße er in der Falle. Also presste sich Sahri gegen die Rückwand des Schuppens, vor sich die grünen Weizenhalme. Sein Herz pumpte so laut, dass er fürchtete, die Soldaten könnten es hören. Außerdem stieg ihm ein fauliger Gestank in die Nase. Was auch immer in dem Verschlag verendet war: Sahri war froh, dass er nicht dessen Gesellschaft teilen musste.

Er hörte, wie die Pferdehufe über den Weg klopfen. Dann verstummten die Geräusche direkt vor dem Schuppen.

»Ein perfektes Versteck«, sagte einer der Soldaten.

»Meint ihr, er ist dort drin?«, fragte ein anderer. Die Stimme klang jung und ein wenig ängstlich.

»Wie Mordan sagte«, meinte der Alte. »Es wäre perfekt.«

Die Soldaten saßen ab. Sahri hoffte, dass sie erst einmal im Schuppen nachsehen würden. Oder war das nur ein Ablenkungsmanöver und sie hatten längst seine Spuren entdeckt, die hinter den Verschlag führten? Sahri schloss die Augen. Vor sich sah er diesen grässlichen Abgrund, ein gieriges Maul, das ihn zu verschlingen drohte. Sahri machte sich bereit, ins Feld zu rennen.

»Ihr wisst, was zu tun ist?«, meinte der Alte ernst. »So, wie wir es geübt haben. Vielleicht ist er bewaffnet. Macht euch auf alles gefasst.«

Der Gestank wurde heftiger. Sahri vermeinte ein Schnattern zu hören. Oder war es sein eigenes Zittern?

»Jetzt!«, rief der alte Soldat.

Die Tür des Verschlags wurde aufgerissen. Ein grauenhaftes Fauchen und Kreischen erklang, das Sahri vollkommen lähmte. Metall klirrte. Etwas polterte gegen die Wand hinter Sahri. Eine Klinge krachte nur eine Handbreit neben Sahris Schulter durchs Holz. Das Fauchen verstummte. Sahri musste würgen. Seine Beine wurden weich. Dann fühlte er, wie etwas gegen die andere Seite der Wand klatschte wie ein Schwall Wasser – oder Blut. Unter den Gestank mischte sich nun ein öliger, leicht süßlicher Geruch.

»Hier sind wir fertig«, sagte der Alte. »Sorg dafür, dass er nicht wiederkommt.«

Etwas zischte und augenblicklich wurde es wärmer. Flammen knisterten und fraßen sich schnell durch das trockene Holz des Schuppens. Trotz der Hitze war Sahri eiskalt. Er sank zu Boden, wo er kraftlos sitzen blieb. Der Schrei hallte ihm immer noch im Kopf. Er glaubte nicht an Geister oder Dämonen. Doch langsam zweifelte er an seiner Theorie, dass es nur gewöhnliche Affen waren, die in den Schattenlanden ihr Unwesen trieben.

»Bald wird es dunkel«, sagte der alte Soldat. »Besser, wir kehren jetzt zurück.«

Die Soldaten saßen wieder auf.

»Wunder mich nur, wie der bis hierhin kommen konnte«, sagte der andere Soldat. »Normalerweise wagen sie sich nicht so weit.«

»Werden mehr davon kommen?«, fragte der junge Soldat.

»Wir müssen uns auf alles vorbereiten«, sagte der Alte. »Kommt! Wir wollen ihnen nicht im Dunklen begegnen.«³

Damit ritten sie ab.

Sahri blieb noch einige Zeit auf dem Boden sitzen, während der Schuppen hinter ihm abbrannte. Durch die Hitze kehrte auch langsam wieder Leben in seinen Körper zurück. Sein Kopf, der wie seine Beine kurz seinen Dienst versagt hatte, arbeitete wieder.

Gerade ging die Sonne hinter den Feldern unter. Sahri wusste, dass sich etwas in diesem Schuppen versteckt hatte, dem er nicht begegnen wollte. Diese Tiere – er wagte immer noch nicht, sie anders zu nennen – griffen bevorzugt in der Nacht an. Das bedeutete, Sahri musste sich nachts möglichst wach halten. Das war leicht. Es war sowieso zu kalt zum Schlafen. Genauso konnte er sich nachts warmlaufen und tagsüber ausruhen.

Doch was genau waren diese Tiere? Sahri spürte wieder Übelkeit aufsteigen. Er zwang sich auf die Beine. Wenn das Feuer nicht alles verbrannt hatte, könnte er einen ersten Blick auf das werfen, womit er es bald zu tun bekommen würde. Er zögerte. Dann dachte er daran, wie dumm das war. Früher oder später würde er

einen Weg finden müssen, mit diesen Tieren umzugehen. Es war besser, frühzeitig so viel wie möglich über sie herauszufinden. Das Exemplar im Schuppen schien jedenfalls unschädlich zu sein.

Sahri dachte an die grässlichen Zeichnungen, die jemand zu Wesen angefertigt hatte, die angeblich auf dem Kontinent Garynja lebten, im Wald der tausend Augen. Viele Abenteurer waren dort hingereist. Nur wenige waren zurückgekehrt. Sie berichteten von affenähnlichen Wesen mit grüner Haut und rot glühenden Augen. Womöglich war diese Affenart hier mit ihnen verwandt.

Sahri atmete durch. Dies war das Studium, das viele Gelehrte auf der ganzen Welt praktizierten. Sie betrachteten die Natur, fertigten Zeichnungen und Theorien an. Genauso würde es Sahri auch machen. Vielleicht würden eines Tages Bücher mit seinem Namen in der Großen Bibliothek stehen und andere Gelehrte würden seine Theorien studieren.

Mit jedem Schritt gewann Sahri an Selbstbewusstsein. Als er vor dem stand, was einmal der Eingang zu dem Schuppen gewesen war, hatte er sich wieder gänzlich unter Kontrolle. Neugierig schaute er in die glimmenden Holzreste. Verkohlte Bretter lagen dort, das eingestürzte Dach des Schuppens, sowie einige Metallteile, die vielleicht mal zu Sensen und Pflügen gehört haben. Mit einem Brett, das noch einigermaßen heil geblieben war, stocherte Sahri in dem Haufen herum. Als die glühenden Scheite auseinander fielen, schreckte er kurz auf. Doch es blieb still, abgesehen vom Knistern des Feuers, das sich durch die letzten Balken fraß.

Unter dem Schutt fand Sahri keinen Hinweis auf das Tier. Kein Fell, keine Knochen, nicht ein einziger Zahn. Es musste selbst aus Holz bestanden haben. Aber das war unmöglich. Oder war es eins dieser magischen Wesen, von denen Sahri gelesen hatte? Es gab Geschichten über Kreaturen, aus denen die Magier in den Kriegen vor dreihundert Jahren Armeen rekrutiert hatten. Das war natürlich lange her und erfahrungsgemäß wurden solche Geschichten immer fürchterlich aufgebauscht.

Sahri wollte sich gerade wieder auf den Weg machen, da fiel ihm unter der Asche ein Gegenstand auf, der nicht zum Rest passen wollte. Mit dem Brett schob er ihn heraus. Es war ein Schwert, das das Feuer unversehrt überstanden hatte. Wozu brauchten Bauern Schwerter in ihren Schuppen? Noch dazu welche, die so alt waren? Sahri schätzte, dass es etwa aus der Zeit der Magischen Kriege stammen mochte, wenn man die Verzierungen bedachte. Ein Löwe prangte auf dem Knauf, das Symbol der Soldaten Kemets. Soweit Sahri wusste, wurden solche Schwerter nicht mehr hergestellt. Während er in die Nacht hinausging, die glutrote Sonne hinter sich, dachte er über dieses Problem nach. Das Schwert hatte er mitgenommen, nur zur Sicherheit.

Es war spät in der Nacht und der Morgen wollte nicht anbrechen. Nur eine schmale Mondsichel stand blass am Himmel. Immer wieder glaubte Sahri, im Gehen einzuschlafen. Solche nächtlichen Wanderungen gingen gegen seine Gewohnheiten. Deshalb wunderte es ihn auch nicht, wenn er zwischendurch Dinge sah, die nicht existierten. Die Schatten gaukelten ihm Bilder von seinem Vater vor, von seiner Mutter, von Entu und Ananya. Er sah Thoth, wie er begeistert den Scheiterhaufen des Patriziers anzündete. Einmal glaubte Sahri, auf dem Weg und über den Feldern eine dünne Linie schweben zu sehen, die schwach leuchtete. Es erinnerte ihn schwach an das Licht der Sonne. Doch die ließ auf sich warten.

Lag es daran, dass das Auge in der Dunkelheit nach bekannten Formen suchte? Auch Sahris Ohren spielten ihm einen Streich. Hier draußen war es so unfassbar still. In Raqedu hörte man selbst in den Randbezirken alles Mögliche: Die Händler, die ihre Karren auf den Markt schoben, die Zecher, die nachts vom Tempelplatz oder aus den Trinkstuben kamen, die Bäcker, die früh morgens ihre Öfen anfeuerten und so weiter. Draußen zwischen den Feldern gab es gelegentlich das Zirpen von Insekten zu hören und den Wind, der über das Land strich.

Dann war da dieses Schnattern. Sahri erinnerte sich, dass er es beim Schuppen gehört hatte. Möglich, dass auch das eine Erinnerung war. Trotzdem war er auf der Hut.

Im schwächer werdenden Mondlicht bemerkte er, dass er die Felder hinter sich gelassen hatte. Vor ihm breitete sich die Steppe aus, bewachsen von wenigen Bäumen, die sich klobig und dunkel gegen den blauschwarzen Horizont abhoben, sowie einigen krautigen Büschen. Sahris Magen knurrte heftig. Wie gerne hätte er jetzt zumindest eine Handvoll Nüsse gegessen, wenn nicht sogar eine saftige Makata. Allein ein Schluck Wasser hätte ihm jetzt wohlgetan. Doch der letzte Kanal lag einige Meilen zurück.

Das Schnattern wurde lauter. Scharren sich jetzt die Aasvögel um ihn? Sahri spähte in die Dunkelheit. Jahrelang hatte er seinen Blick in Bücher und Schriftrollen geworfen, die kaum eine Armeslänge von ihm entfernt waren. Nun stellte er fest, dass seine Augen nicht für die Weite gemacht waren.

Nein, das war keine Einbildung. Da draußen schlich etwas herum. Sahri konnte es hören. Ja, er meinte sogar diesen bekannten fauligen Gestank zu riechen. Er hob das Schwert und wünschte sich, er hätte den Umgang damit ebenso gelernt wie mit der Rohrfeder.

Zurück konnte Sahri nicht mehr. Wenn diese Tiere ihn gewittert hatten, würden sie ihm auch zurück in die Felder folgen. Mit klopfendem Herzen ging Sahri weiter, wobei er den Kopf immer wieder nach allen Seiten drehte.

Das Schnattern hatte ausgesetzt. Dann erklang es wieder in der Ferne. Soweit Sahri es abschätzen konnte, waren sie noch nicht nah genug, um ihn anzugreifen. Wenn er nur leise genug ging, würden sie ihn vielleicht gar nicht bemerken.

Er suchte sich einen Punkt am Horizont, an dem er sich orientieren konnte. Schließlich wollte er seine Richtung beibehalten und nicht irgendwann in der Großen Wüste im Süden landen. Sahris Blick fand einen Baum, der sich etwas gegen das Mondlicht abhob. Dorthin ging es nach Osten. Er beschleunigte seine Schritte und zertrat dabei einen Ast. Das Krachen hallte über die Ebene.

Sahri rannte, die Schatten hinter ihm her. Sie schnatterten und fauchten. Es waren mindestens drei von ihnen, vielleicht auch mehr.

Nur nicht hinfallen, dachte Sahri, während seine Füße über Steine, Wurzeln und Erde stampften. Wenn er hinfiel war alles aus. Sahri rannte auf den Baum zu, den er sehen konnte. Er war nicht gut im Klettern, doch er musste es versuchen.

Die Welt drehte sich. Sahris Kraft ging zur Neige. Vielleicht sollte er einfach aufgeben. Er würde ein schnelles Ende haben. Sahri sah sich am Abgrund stehen. Nichts widerstrebte ihm mehr, als diese alles verschlingende Dunkelheit. Und doch – was war, wenn er sich einfach hineinfallen ließ?

Nein. Dieses Wort tauchte plötzlich in Sahris Geist auf, so deutlich wie noch nie. Es erfasste seinen ganzen Körper, breitete sich bis in die Finger- und Fußspitzen aus. In Sahris Bauch glühte ein Feuer, das immer stärker wurde. Er fühlte eine ungewohnte Macht durch sich hindurch strömen. »Nein«, sagte er leise und dann laut: »Nein, ich sterbe nicht. Heute nicht!«

Sahri erreichte den Baum. Er sprang und bekam, einen Ast zu fassen, zog sich hoch und wunderte sich über seine Kraft – doch die Wesen folgten ihm, schnatternd und fauchend. Einen Moment lang dachte Sahri, er müsste sich übergeben. Schwindel drohte ihn zu Boden zu reißen. Eine Hand schnappte nach seinem Knöchel.

Dann setzte Sahris Verstand komplett aus. Einen Moment lang war der ganze Baum in gleißendes Licht gehüllt. Sahri sah eine Fratze, die nur mit viel Phantasie einem Affen gehörte. Sogleich wurde diese Fratze von einem Schwall Flammen verschlungen. Sahri hörte erneut dieses fürchterliche Kreischen. Auch die anderen Kreaturen gingen im Feuer unter, das – soweit Sahri es mitbekam – aus seinen Händen strömte. Kreischend und fauchend stürzten die Schatten zu Boden. Funken schwebten in den Nachthimmel hinauf. Dann wurde es still.

Als sich das Licht der Morgensonne ankündigte, fiel Sahri in einen unruhigen Schlaf. Er hatte es sich auf dem Ästen leidlich bequem gemacht. Immer wieder schreckte er hoch, wenn etwas raschelte oder er so tief einzuschlafen drohte, dass er vom Baum fiel. Doch weitere Schatten tauchten nicht auf.

Schließlich stand die Sonne hoch am Himmel. Sahris Körper fühlte sich an, als sei er mit Stroh ausgestopft. Er konnte kaum die Augen offen halten. Seine Lippen brannten. Sein Magen krampfte sich zusammen.

Als erstes fiel Sahris Blick auf den Boden. Dort waren diese Schattenwesen hinabgestürzt und verbrannt. Nur das Gras war etwas angesengt. Ansonsten sah Sahri nichts, was auf diese Kreaturen hingewiesen hätte. Entweder hatten sich andere Tiere die Überreste geholt – oder Sahri musste seine These endgültig begraben, dass es sich hierbei um natürliche Wesen handelte. Ihn froh trotz der Sonne, die jetzt kräftig durch das Blätterdach schien.

Sahri bemerkte, dass an den Ästen Früchte hingen. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht. Er saß auf einem Makata-Baum. Die Früchte waren so reif wie die, die Sahri gelegentlich auf dem Markt erstanden hatte. Sahri pflückte sich eine und biss hinein. Die Frucht war so saftig und süß, dass Sahri das Wasser im Mund zusammenlief. Er gewann wieder an Zuversicht. Womöglich musste er doch nicht verhungern oder verdursten.

Nachdem er seinen Hunger gesättigt hatte, stieg er vom Baum. Ganz in der Nähe gab es einen kleinen See, an dem Sahri aus der hohlen Hand trank. Das Wasser schmeckte frisch. Hier konnte er sich eine Zeit lang erholen. Er überdachte seine Lage. Bereits jetzt war er erschöpft. Das Schwert würde ihm nicht viel nützen. Er hatte es bereits bei seiner Flucht in den Baum fallen lassen. Seine Arme und Schultern taten ihm weh, weil er dieses schwere Stück Metall so viele Meilen mit sich geschleppt hatte. Nein, er würde das Schwert zurücklassen.

Die einzige effektive Waffe, die Sahri besaß, war seine Magie. Dass er ein Magier sein sollte war ein neuer Gedanke, aber in Anbetracht der Ereignisse nur logisch. Je angestrenzter er über die Magie nachdachte, desto rätselhafter erschien sie ihm. Rückblickend hatte es sich jedes Mal angefühlt, als müsse er sterben. Da war dieser dunkle Abgrund, vor dem Sahri sich so sehr fürchtete. Vielleicht war er auch längst verrückt geworden und hatte sich alles nur eingebildet. Das war ebenfalls eine Möglichkeit, die er in Betracht ziehen musste. Woran er sich erinnern konnte, war das Gefühl von Todesangst. Dann hatte er eine Glut in seinem Bauch gespürt, die langsam nach oben gestiegen war. Soweit Sahri wusste, war er selbst an diesem Prozess völlig unbeteiligt gewesen. Gerade dieser Umstand störte ihn ungemein.

Wenn er von den alten Magiern gelesen hatte, von Rojavin Kartiyan oder Om Nebun, dann war Magie immer etwas gewesen, was diese Menschen kontrollieren konnten. Auch Nacht setzte seine Magie bewusst ein. Es musste also möglich sein, dass Sahri die Flammen willentlich hervorbrachte. Nur wie?

Immer wieder ging Sahri die Ereignisse durch. Er hatte Angst gehabt, dann hatte sein Verstand ausgesetzt und das Feuer war aufgestiegen. Angst war vermutlich der Schlüssel. Doch wie sollte er sich willentlich in einen solchen Zustand versetzen? Außerdem war ja gerade der Kontrollverlust etwas, das Sahri umgehen wollte. Er musste lernen, die Magie zu kontrollieren.

Nachdem er eine gute Stunde nachdenklich dagesessen hatte, beschloss Sahri einen Versuch zu wagen. Er legte sich auf den schmutzigen Boden, wobei er sich zunächst sehr dämlich vorkam. Er tröstete sich damit, dass hier sicher niemand zuschauen würde. Dann fand er eine Position wie in der Nacht, als Entu ihn verprügelt hatte. Vor seinem geistigen Auge ließ er die Szene ablaufen, immer und immer wieder. Er rollte seinen Körper hin und her, bis er ganz staubig war – ohne Erfolg. Zwar sah er die Bilder der Nacht vor sich, aber sie ließen ihn völlig kalt. Er konnte sich erinnern, dass er Angst gehabt hatte. Doch wie sich das anfühlte war ihm ein Rätsel.

Sahri gab nicht auf. Als nächstes stellte er sich hin und rief sich ins Gedächtnis, wie er in der letzten Nacht vor den Schatten weggerannt war. Er erinnerte sich an viele Details, etwa wann er sich welches Loch in seiner Tunika zugezogen hatte, über wieviele Wurzeln und Steine er beinahe gestolpert wäre – aber das Gefühl blieb ihm verborgen.

Verwundert setzte Sahri sich auf einen großen Stein und blickte in das klare Wasser des Sees. Ein paar Fische schwammen darin. Sie blitzten munter in der Sonne. Sahri ließ es kalt.

Noch nie hatte er darüber nachgedacht. Hier, in dieser Einsamkeit, angesichts all der Gefahren rings um ihn herum, wurde ihm plötzlich klar: Er wusste gar nicht, was er fühlte. Zwar kannte er Wörter wie Angst, Wut oder Trauer. Er hatte oft genug darüber gelesen. Wenn er sich recht erinnerte, hatte er zumindest die Angst in den letzten Tagen immer wieder gespürt. Doch sie schien ihm wie eine Geschichte, wie tote Buchstaben, die jemand in ein Buch geritzt hatte.

Sahri hatte den Eindruck, irgendwie leer zu sein, unvollständig. Er hätte die Angst gebraucht, um Feuer zu wirken. Doch sie zeigte sich nicht, wenn er sie rief. Er rief sich andere Gefühle ins Gedächtnis. Zu keinem hatte er einen Bezug, auch nicht zur Freude. Er konnte sich nicht daran erinnern, sich jemals über etwas gefreut zu haben. Sicher gab es Dinge, die ihm angenehm oder weniger angenehm waren. Alles in allem war Sahris Leben aber immer recht geradlinig verlaufen.

Er erinnerte sich daran, dass die meisten Menschen mehr lachten oder weinten als er. Bisher hatte er immer angenommen, dass Menschen nun einmal unterschiedlich waren. In diesem Moment dachte er das erste Mal in seinem Leben daran, dass vielleicht etwas mit ihm selbst nicht stimmte.

Als die Sonne am Nachmittag schwächer wurde, setzte Sahri seinen Weg fort. Statt des Schwertes trug er einen langen Stock, auf den er ein Dutzend Makatas gespießt hatte. Wenn alles gut ging, würden diese Früchte ihn mit Wasser und genug Nährstoffen versorgen, um ein paar Tage in der Steppe durchhalten zu können. Zurück ging es nicht. Also musste Sahri sich darauf konzentrieren, wohin er wollte.

Es ärgerte ihn, dass er den Schatten und dem Schicksal so ausgeliefert war. Hätte Nacht ihm nicht einen Hinweis geben können, wie die Magie funktionierte? Sicher gab es eine einfache Technik, die erfahrene Magier ihren Schülern beibrachten. In der Großen Bibliothek hatte Sahri einiges über die Geschichte der Magie gelesen, sowie philosophische Abhandlungen und die Biographien der größten Magier. Doch zur Praxis der Magie hatte dort nichts gestanden. Diese Bücher wurden vermutlich vor den meisten Menschen geheim halten. Steckte dieser Weiße Rat dahinter, von dem Nacht gesprochen hatte?

Sahri hatte zu viele Fragen und zu wenig Antworten. Vielleicht würde er in Ke Lebara auf einen Meister treffen, der ihm Magie beibringen würde – vorausgesetzt, die Amudani hätten sich noch nicht bis dahin ausgebreitet.

Sahri hätte Nacht gut an seiner Seite gebrauchen können. Was hatte dieser Mann auch für waghalsige Ideen, einfach in den Süden zu marschieren! Die nächste bewohnte Stadt wäre Kadira an der Stelle, wo sich Tigra und Firat zum großen Latru vereinigten. Bis dorthin hätte Nacht einige tausend Meilen weit laufen müssen, allein durch die Schattenlande. Sicher hätte es Sahri auch interessiert, die einstige Hauptstadt Waset zu sehen. Ob die Bauwerke der Großen Könige wohl noch dort stehen? Der Sonnentempel? Das Monument von Sinbal mit den vier Großen Königen als riesenhafte Statuen, die auf den mächtigen Latru blickten?

Selbst an seine Mutter dachte Sahri. Was machte sie wohl ohne ihn? Sicher, sie hatten sich immer öfter gestritten in letzter Zeit. Dennoch war sie seine Mutter und er hatte sich viele Jahre um sie gekümmert. Er hoffte, dass sie es schaffen würde, vom Baqit wegzukommen. Vielleicht war ja gerade Sahris plötzliche Abreise der entscheidende Punkt. Hatte er sich womöglich zuviel um sie gekümmert? Hatte er ihr zuviel abgenommen? Der Gedanke fühlte sich schwer an. Vielleicht ging es Kaniya ohne Sahri besser. So musste sie sich nicht um ihn sorgen und konnte sich um ihre eigenen Probleme kümmern.

Gerade versank die Sonne glutrot in Sahris Rücken. Er zog eine Makata vom Stab und biss hinein. Sahri dachte über seinen Vater nach. Er konnte sich nicht daran erinnern, jemals deswegen traurig gewesen zu sein. Er hatte eben schon früh erkannt, dass es zu nichts geführt hätte. Keine Träne machte Malam wieder lebendig.

Etwas rumorte in Sahris Bauch. War es die Makata? Er hatte die Frucht doch erst frisch gepflückt. Vielleicht war sein Magen auch nicht an all die Strapazen und das karge Essen gewöhnt. Er aß weiter, kaute, schluckte. Das Rumoren wurde leiser.

Im Grunde waren zuviele Gefühle auch eine Schwäche, dachte Sahri. Sie lenkten die Menschen vom Wesentlichen ab. Sie konnten manche sogar über viele Jahre gefangen nehmen – so wie seine Mutter. Langsam kam Sahri zu der Überzeugung, dass mit ihm doch alles richtig sei. Kaniya war schwach gewesen, weil sie sich von ihrer Trauer verzehren ließ und den Rest des Tages damit zubrachte, sich Sorgen um ihn zu machen. Thoth war schwach gewesen, weil er aus Hass gegenüber dem Patrizier den Amudani gefolgt war. Ja, selbst Sahris Vater Malam, den er als Kind noch so bewundert hatte – selbst dieser strahlende Halbgott war schwach gewesen. Sein Mitleid hatte ihn schließlich das Leben gekostet.

Nicht, dass Sahri all diesen Menschen einen Vorwurf gemacht hätte. Sie taten das Beste, was sie konnten. Nur hatte er ihnen gegenüber einen Vorteil, sei es durch Zufall oder (wie manche gesagt hätten) Schicksal. Er konnte die Dinge betrachten, wie sie wirklich waren, als reine Fakten. Auch jetzt, wo sich Dunkelheit über das Land hinabsenkte, war er gleichmütig. Er kannte Geschichten von einem Kloster im Tatcás-Gebirge weit im Norden, wo es das Ideal der Mönche war, solchen Gleichmut zu erreichen. Doch was nützte ihm das, wenn sein Feuer nicht zu kontrollieren verstand? Erneut begann Sahri, über diesen Umstand nachzugrübeln.

Diese Nacht verlief ruhig. Als Sahri die Sonne aufgehen sah, lehnte er sich gegen einen Felsen und aß eine weitere Makata. Bald vertrieben die warmen Sonnenstrahlen die Kühle der Nacht. Sahri legte sich hin, um ein wenig zu schlafen.

Gegen Mittag erwachte er, von der Sonne geblendet. Sein Gesicht glühte. Scheinbar hatte er sich einen Sonnenbrand zugezogen. Es war leichtsinnig gewesen, auf dieser Seite des Felsens zu schlafen. Sahri schalt sich dafür. Er merkte, dass er ungewohnt launisch war. Ihm fehlte die Schreibstube, die Große Bibliothek, ja selbst der Bäcker, bei dem er jeden Morgen eingekauft hatte. Wie hieß dieser Mann eigentlich? Immer hatte er Sahri mit seinem Namen angesprochen. Doch Sahri hatte nie einen Gedanken an ihn verschwendet, solange er ihm nur sein Wegbrot verkaufte. Nun dachte er über ihn nach und ärgerte sich darüber. Er war doch gern mit sich allein. Was brachte es, über Menschen nachzugrübeln, die er vermutlich sowieso nie wiedersah? Eine Frage tauchte auf, die Sahri einen Stich versetzte: Dachten diese Menschen auch an ihn?

Er stand auf und alles an seinem Körper schmerzte. Die Blessuren des Kampfes klangen langsam ab. Jedoch war der Boden hier hart und voller Steine. Sahri vermisste seine Schlafmatte und ein Dach über dem Kopf. Selbst mit einem Schluck Wasser wäre er schon zufrieden gewesen. In dieser Einöde gab es aber nichts: kein Wasser, keine Früchte und erst recht kein Brot – ganz zu schweigen von Gekochtem oder Gebratenen.

»Was soll das? Warum bin ich hier?«, rief Sahri in die Weite. Seine Stimme klang kratzig. Seit Tagen hatte er kein einziges Wort gesprochen. Und dann waren das seine ersten Worte? Sahri musste aufpassen, dass er nicht verrückt wurde. Die größte Gefahr waren nicht die Schatten, auch nicht Hunger oder Durst. Wenn Sahri seine Gedanken nicht in den Griff bekam, konnte das sein Untergang sein.

Für einen kurzen Augenblick erschien ihm ein Bild, wie er ziellos durch die Große Wüste streifte, mit zerrissener Kleidung und jeglicher Orientierung beraubt. Er sah sich mit Steinen sprechen und schauerhaft kichern. Nein, das durfte nicht geschehen. Sahri musste sich fernhalten von diesem inneren Abgrund, der ihn ins Chaos ziehen wollte. Er musste stark bleiben.

Sahris ursprünglicher Plan war gewesen, die Schattenlande möglichst weit im Norden zu passieren. So hätte ihn das Meer zumindest von einer Seite vor Angriffen geschützt. Stattdessen lief er jetzt mitten durch die Steppe. Immer wieder versuchte er, sich mehr Richtung Norden zu halten. Einmal versperrte ihm ein ausgedehntes Sumpfland den Weg und er musste weit nach Süden ausweichen. Das Wasser war so brackig, dass Sahri es nicht wagte, es zu trinken. Nur hin und wieder fand er ein kleines Rinnsal in einem ansonsten ausgetrockneten Flussbett oder einen winzigen Teich, aus dem er trinken konnte. Mittlerweile waren seine Lippen aufgesprungen. Seine Tunika hing schlaff an ihm herunter, als hätte er bereits einige Pfunde abgenommen.

Die Nächte wurden immer dunkler. Es ging auf Neumond zu. Sahri versuchte, sich an den Sternen zu orientieren. Schließlich kannte er sich in Astronomie aus. Jedoch bewahrte ihn das nicht davor, im Dunkeln über Steine zu stolpern. Er ging immer vorsichtiger, nicht zuletzt weil jederzeit Schatten auftauchen konnten.

Nur wo waren sie? Kamen sie nur im Randgebiet um das Latru-Delta vor? Vielleicht waren die Schattenlande völlig ungefährlich. Nur weil es an den Grenzen vereinzelt zu Angriffen gekommen war, hatte man die Handelswege unnötig gesperrt. Sahri dachte daran, seine Erkenntnisse in einem Bericht zu fassen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit war er der erste Mensch, der seit über zweihundertfünfzig Jahren durch die Schattenlande gewandert war. Sahri rief sich die letzten Tage ins Gedächtnis und nahm sich vor, die Landschaft und Besonderheiten aufmerksam zu verfolgen.

An diesem Nachmittag fand Sahri die Überreste eines Zauns. Zunächst hielt er es für einen umgefallenen Baum. Das Holz war morsch und schon zu großen Teilen verfallen. Aber die Pfosten, an denen einst Latten genagelt waren, standen so ordentlich, dass kein Zweifel bestand: Hier waren Menschen am Werk gewesen. Sahri meinte außerdem, unter dem Gestrüpp eine gepflasterte Straße zu erkennen.

Nach all den Tagen in der kargen Steppe war Sahri froh über diese Abwechslung. Er folgte dem Weg am Zaun entlang. Bald tauchten in der Ferne Formen auf. Sahri erkannte bald, dass es sich um Gebäude handelte. Sie standen vermutlich seit zweihundert Jahren oder länger verlassen hier, seit mächtige Magier in diesem Landstrich um die Vorherrschaft gekämpft hatten. Hier in der Steppe hatten sie ihre Türme errichtet und sich Duelle geliefert, von denen es zahlreiche haarsträubende Berichte gab. Sahri vermutete, dass die

meisten Geschichtsschreiber nicht selbst vor Ort gewesen waren und so auf die Berichte anderer angewiesen waren. So war es nicht verwunderlich, dass die Bollwerke der Magier in den Berichten immer fantastischere Ausmaße angenommen hatten.

Je mehr Sahri von der wirklichen Welt sah, desto mehr zweifelte er die Berichte an. Die Schatten hatte er weit hinter sich gelassen. Außerdem hatte er auf seiner ganzen Reise nicht ein Gebäude gesehen, nicht einmal eine Ruine, die mit den beschriebenen Festungen annähernd vergleichbar gewesen wäre. Allein diese Siedlung war real. Die Häuser sahen weder magisch, noch besonders aus. Es waren schlichte Wohnhäuser. Nicht einmal ein Wachturm war zu sehen.

Einen Moment hoffte Sahri, dass ihm jemand in dieser Siedlung begrüßen würde. Er stellte sich vor, wie jemand Hammelkeulen über einem Feuer briet, dazu gekochtes Gemüse und zum Abschluss ein Kuchen aus Datteln und Nüssen. Wenn ihm die Zunge vor Durst nicht bereits am Gaumen geklebt hätte, wäre ihm sicher das Wasser im Mund zusammengelaufen.

Sahri klopfte sich mit der flachen Hand auf beide Wangen. Er durfte sich jetzt nicht in Phantasien verlieren. Zwischen ihm und Ke Lebara lag immer noch ein gutes Stück Fußweg. Sein Körper war in beklagenswertem Zustand. Das Gesicht verbrannt, Blasen an den Füßen und seit einiger Zeit ein Schwindel, der ihn jedes Mal überkam, wenn zu rasch aufstand oder sich zu schnell bewegte. Da musste er zumindest seinen Geist wach halten.

Sahri gelangte zum zentralen Platz der Siedlung. Hier hatte früher sicherlich der Markt stattgefunden. Außerdem gab es einen Brunnen. Die kleine Mauer ringsum schien noch intakt, genauso wie das Dach, wenn man von einigen wenigen Löchern absah. Sahri ging zum Brunnen und schaute hinein. Augenblicklich wurde ihm wieder schwindelig und er musste sich an der Ziegelmauer festhalten. Dann zog er die Hand weg, als sei der Stein brennend heiß. Sahri hatte sich daran erinnert, dass dieses Mauerwerk brechen könnte, auch wenn es noch so stabil aussah.

Der Brunnen war tief, zu tief um auf den Grund zu schauen. Sahri warf einen Stein hinab. Es dauerte einige Momente, bis ein Platschen heraufschallte. Dort unten gab es Wasser! Sahri sah sich um. Eine Seilwinde hing im morschen Dachgebälk. Sahri besah die Kurbel skeptisch. Nicht nur war sie uralte, sondern auch von zahlreichen Spinnen bewohnt, die überall ihre Nester gesponnen hatten. Zwar hing das Seil bis tief hinab, aber Sahri wusste nicht, was am anderen Ende sein mochte. Es gab so viele Unwägbarkeiten. Und doch – hatte er eine Wahl, als es selbst herauszufinden?

Mit einem Stock entfernte Sahri einen Großteil der Spinnweben. Es ekelte ihn, wie diese Tiere bei ihrer Flucht übereinander krabbelten. Ein Lebewesen sollte nicht so viele Beine haben. Als die Kurbel sauberer war, gewann Sahri neuen Mut. Er drückte gegen die Kurbel. Nichts geschah. Sicher musste der Mechanismus über die ganze Zeit eingeroestet sein. Er probierte es von der anderen Seite. Dann etwas fester. Da hörte er ein Knarren und Knacken. Er machte sich bereit, zur Seite zu springen, sollte die Seilwinde auseinander brechen. Erneut drückte Sahri, diesmal mit voller Kraft. Die Winde bewegte sich. Nach all der Zeit war dieser Brunnen noch funktionstüchtig!

Sahri zog und drückte, zog und drückte, immer abwechselnd. Immer wieder musste er anhalten, weil ihm schwindelig war. Doch er kämpfte sich weiter durch. Er brauchte Wasser.

Nach einer ganzen Weile schaute er erneut in den Brunnen hinab. Es war kaum zu glauben: Das Seil war intakt und unten war ein großer Eimer befestigt, voll mit Wasser. Nach all den Entbehungen sollte Sahri doch einmal Glück haben.

Er kurbelte nun etwas schneller. Wieder knirschte und knackte es. Der Eimer war fast schon so nah, dass Sahri danach greifen konnte. Erneut hörte Sahri ein Geräusch – diesmal allerdings nicht von der Winde, sondern aus dem Brunnenschacht. Das Seil knarrte gefährlich. Sahri kurbelte, so schnell er konnte. Da krachte etwas im Schacht. Sahri spürte, wie die Winde sofort leichter wurde. Etwas klatschte auf den Grund des Brunnens. Am Seil baumelte nur noch der Henkel des Eimers. Der Rest war unerreichbar für Sahri.

Er setzte sich gegen die Brunnenwand. Nun hatte er einen Brunnen mit einem Seil, aber keinen Eimer. Er schaute zum Himmel und drohte den Göttern mit der Faust. Dann ließ er seine Arme sinken. Es war sinnlos. Welchen Göttern sollte er schon grollen? Und was half das? Sahri musste sein Glück selbst in die Hand nehmen.

Mühsam raffte er sich auf. Wenn schon die Seilwinde überdauert hatte, würde er sicher auch irgendwo noch ein Gefäß finden, das er an das Seil binden konnte. Sahri schaute zum westlichen Horizont. Bald würde auch die Sonne versinken. Er musste sich beeilen.

Sahri suchte im Schutt der eingestürzten Gebäude. Dort fand er nichts außer ein paar Eidechsen, die vor ihm in die Ritzen flohen. Er ging zu einem Haus, in dem das Dach schon halb eingestürzt war. Durch die Fenster konnte er nichts im Inneren erkennen. Sahri fasste den Türknauf. Seine Gedanken gingen zurück zum Schuppen, in dem die Soldaten den Schatten verbrannt hatten. Die Kreatur hatte die Dunkelheit gesucht, um sich dort zu verstecken.

Sahri atmete durch. Dann riss er die Tür auf. Das morsche Holz krachte aus der Verankerung und die Tür auf den Boden. Sahri sprang zurück. Sein Herz pumpte. Kein Schnattern, kein Fauchen, nur Stille. Sahri atmete aus.

Der aufgewirbelte Staub legte sich allmählich. Durch die Tür fiel etwas Sonnenlicht in den Raum. Sahri ging einen Schritt vor und spähte hinein. Nach einer Weile hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt. Der Raum war groß und dennoch übersichtlich. Vermoderte Bänke und Tische ließen darauf schließen, dass dies ein örtliches Schankhaus gewesen sein mochte. Wenn er ein Gefäß finden würde, dann hier.

Vorsichtig trat Sahri ins Halbdunkel, immer einen Blick nach oben. Es war nicht auszuschließen, dass dieses Dach ebenfalls morsch war und einstürzen würde. Der Boden war dicht mit Staub bedeckt. Einige Becher aus Ton standen noch auf den Tischen, seit Jahrhunderten unberührt. Die Einwohner dieser Siedlung müssen wohl überstürzt geflohen sein, als die Magier kamen.

Sahri verstand langsam, woher die Wut der Amudani kam. Zur Zeit der Magischen Kriege sind viele Menschen nach Raqedu geflüchtet. Ihnen war alles genommen worden. Sicher war ihre Wut berechtigt. Doch mit der Zeit wurde ihre Wut gegen Einzelne zu Hass gegen alle Magier. Dieser Hass war blind, weil er sich gegen Menschen richtete, die nichts mit den Magischen Kriegen zu tun hatten.

Sahri schaute sich weiter um. Vor der Wand zur Linken stand eine gemauerte Theke. Vielleicht hatte der Wirt dieses Schankhauses dort einen Eimer aufbewahrt? Sahri leckte sich über die trockenen Lippen. Er warf noch einen kritischen Blick nach oben. Erst das Knirschen unter seinen Füßen machte ihn darauf aufmerksam, dass der Boden hinter der Theke aus Holz bestand. Dann fiel Sahri durch eine Wolke aus Staub und Splitter in die Dunkelheit.

Seine Füße trafen auf Steinboden. Ein stechender Schmerz schoss durch Sahris Bein. Er musste umgeknickt sein. Fluchend und hustend tastete er sich voran. Etwas bewegte sich in der Dunkelheit. Es roch nach fauligem Fleisch. Dann war da dieses Schnattern, das Sahri allzu bekannt vorkam – schlagartig wurde ihm übel. Sein ganzer Körper wollte in sich zusammensacken. Sein Herz raste.

Diesmal konnte Sahri es beobachten: Die Angst wollte ihn packen, ein hässliches Gefühl, das ihn nah an seinen inneren Abgrund führte. Doch dann übernahm ein anderes Gefühl. Sahri hörte ein deutliches *Nein* in sich aufsteigen. *Nein, ich sterbe nicht!* Dieses Gefühl war anders, feuriger. Er war mit einem Mal hellwach, spürte beide Beine fest auf dem Boden stehen, spürte die Glut in seinem Bauch. Dann streckte er die Hände vor und sah die Flammen heraus schießen.

Kurz sah er die hässliche Fratze des Schattens, bevor sie vom Feuer verschlungen wurde. Dieses Wesen hatte weniger mit einem Affen gemeinsam, als vielmehr mit einem Menschen. Sahri dachte an die Armeen, die die Magier angeblich aus lebendigen und toten Menschen rekrutiert hatten.

Die Hitze im Raum war unerträglich. Zitternd tastete sich Sahri die Wand entlang, bloß darauf bedacht, den Schatten nicht zu berühren, der zuckend auf dem Boden lag. Sahri fand eine Leiter aus Metallsprossen, die in der Wand verankert waren. Er zog sich daran hoch. Eine Sprosse fiel krachend aus dem Mauerwerk. Sahri rutschte mit dem ohnehin schon schmerzenden Fuß ins Leere. Dann stieg er auf die nächste Sprosse, die hielt. Kurz darauf war er oben und rannte ins Freie, rannte immer weiter ohne zu wissen warum.

Kapitel 5: Echo

Erst nach einer Meile wurde er langsamer, auch weil sein linker Fuß schmerzte. Sahris Kleidung klebte an seiner Haut, stank nach Schweiß und Rauch. Die Sonne war mittlerweile untergegangen. Kalter Wind ließ Sahri frösteln. Er hatte schrecklichen Durst.

Diesmal hatte Sahri den Vorgang beobachten können. Nicht Angst war die treibende Kraft, sondern dieses seltsame *Nein*. Doch sein Körper hatte völlig eigenständig gehandelt, ohne dass er etwas dazugetan hätte. Wie sollte er die Magie benutzen lernen, wenn sein Verstand davon völlig ausgeschlossen war?

Sein linkes Bein pochte. Er erinnerte sich daran, dass er mit dem Fuß umgeknickt war. Beim Rennen hatte er es nicht bemerkt. Nun entwickelte sich der Schmerz zu einem dumpfen Puckern, das ihm Sorgen bereitete. Mit den Blasen an den Füßen kam er gut zurecht. Wenn er sich allerdings ernsthaft verletzte, war die ganze Reise gefährdet.

Sahri setzte sich hin und tastete sein Fußgelenk ab. Als er an einer gewissen Stelle drückte, war es, als hätte ihm jemand eine Klinge ins Bein gerammt. Er atmete heftig, bis der Schmerz allmählich abklang. Er hoffte, dass es nicht mehr weit war bis Ke Lebara.

Nach einer kurzen Rast setzte Sahri seinen Weg fort. Er musste es schaffen. Zur Not würde er sich einen Stock suchen und auf einem Bein weitergehen. Nach der letzten Begegnung war ihm klar, dass er bisher nur Glück gehabt hatte. Er befand sich immer noch in den Schattenlanden. Solange er keine Kontrolle über seine Magie hatte, würde er diesen Kreaturen lieber aus dem Weg gehen – oder zumindest vorbereitet sein. Die Mondsichel am Himmel war sehr schmal und die Sterne spendeten auch kaum Licht. Sahri stolperte vorwärts. Bei jedem Schritt fluchte er über seine Dummheit.

Im Morgengrauen entdeckte Sahri einen Strauch mit Beeren. Die violette Färbung und der leichte Geruch nach Fleisch ließen keinen Zweifel zu: Dies mussten Ghumabeeren sein. Sahri wusste aus Büchern, dass diese Beeren einen sanften Schlaf herbeiführen konnten, ja sogar den Tod. Sein Magen knurrte heftig. Wie gern hätte er eine echte Hammelkeule verzehrt oder auch nur einen Kanten Brot oder wenigstens einen Becher Ziegenmilch. Weit und breit gab es nichts außer diese Beeren.

Die Versuchung war groß, sich einige davon einzuverleiben. Nicht nur wäre die Leere in seinem Magen gefüllt. Er würde damit alles beenden: Den Hunger, den Durst, den Schmerz. Er müsste nicht mehr vor den Amudani fliehen. Die Schatten würden ihn nicht mehr jagen. Alles wäre vorbei. Er würde einfach in einen angenehmen Schlaf hinübergleiten und müsste sich um nichts mehr sorgen.

Auf der anderen Seite würde er auch niemals seinen Bericht über die Schattenlande schreiben können. Er würde niemals mehr die Große Bibliothek besuchen. Er würde nie wissen, ob er es geschafft hätte, die Schattenlande zu durchqueren. Sein Körper schien zwar am Ende. Doch das hatte er schon vor einigen Tagen gedacht.

Es war, als würde er aus einer verborgenen Quelle immer wieder Kraft gewinnen. Er hatte gläubige Menschen oft vom Schicksal sprechen hören. Gab es am Ende doch Götter, die ihre Hand über die Menschen hielten? Hatten sie eine Aufgabe für ihn vorgesehen? Sahri schüttelte den Kopf. Das war absurd.

Dennoch hatte er den Eindruck, dass sein Leben noch etwas für ihn bereit hielt. Er hatte schon eine beachtliche Strecke zurückgelegt – mehr als er je von sich gedacht hätte. Er war gerade erst dabei, die Magie zu ergründen. Sollte er all das aufgeben? Sahri erhob sich und ließ den Ghuma-Busch zurück.

Gegen Abend zogen schwere Wolken auf. Sahri hatte noch nicht viele Regenschauer in seinem Leben erlebt. In dieser Region waren sie selten, aber heftig. Es konnte passieren, dass ein ausgetrocknetes Flussbett sich innerhalb weniger Stunden in einen reißenden Strom verwandelte. In Raqedu flüchteten sich bei Regen viele Bewohner zum Tempelplatz, da die Tempel deutlich höher gebaut waren als manche Häuser. Ein kalter Wind blies unablässig.

In der Gegend gab es nichts, wo Sahri sich hätte verstecken können, nur ein paar Büsche und Bäume, die bei einem Gewitter als erstes vom Blitz getroffen werden würden. Also ging er weiter, während die

Wolkenwand heranrollte. Die ersten Sterne wurden bereits von Wolkenfetzen gefressen. Die Landschaft verfinsterte sich.

Sahris Knöchel war mittlerweile deutlich angeschwollen. Jeder Schritt tat weh. Er dachte an den Ghuma-Busch. Er hatte beschlossen durchzuhalten. Er würde einen Weg finden. Zielstrebig kämpfte er das Hungergefühl herunter. Regen bedeutet Wasser, sagte Sahri sich und leckte mit der trockenen Zunge über die aufgesprungenen Lippen.

Die Luft wurde eiskalt. Sahri hingegen fühlte sich fiebrig. Der dichte Wolkenteppich erdrückte alle Geräusche. Kein Zirpen, kein Rascheln war zu hören. Die Steppe lag da wie ausgestorben. Nur einige Felsen knackten in der Kälte. Donner grollte in der Ferne. Sahri zitterte.

Dann meinte er einen grünlichen Schimmer wahrzunehmen, der über der Ebene lag. Vielleicht war es nur ein Trugbild seiner Sinne. Ein feiner grüner Nebel schwebte über der Landschaft und gab ein gespenstisches Licht von sich. Umrisse schälten sich aus den Schatten. Sahri erkannte zwei Türme, die sich in schwindelerregende Höhe erhoben, gewaltiger noch als der Leuchtturm von Raqedu. Ihre Oberflächen reflektierten das grüne Licht, als wären sie aus Metall oder sehr glatt poliertem Stein. Sahri war sich sicher, dass es sich um Magiertürme handelte.

Geräusche hallten herüber. In den Türmen schienen tausende Schmiede zugange zu sein. Ein vielstimmiges Hämmern erklang. Stimmen murmelten durcheinander. Der Wind rauschte über die Steppe und Sahri ins Gesicht.

Die Türme begannen, aus ihrem Inneren heraus zu glühen. Sie mochten wohl einige Meilen weit auseinander stehen. Genau war das in der Dunkelheit nicht abzuschätzen. Sahri beobachtete weiter. Einer der Türme strahlte ein giftgrünes Licht ab, der andere glühte violett. Wie Feuer wirbelten die verschiedenfarbigen Lichter um die Bauwerke. Dann schossen sie fast gleichzeitig einen Lichtstrahl aus der Spitze Richtung Himmel. Das Licht durchbrach die Wolken, die sich in Strudeln über den Türmen drehten. Der Boden bebte.

Gebannt verfolgte Sahri das Schauspiel. Es mochte ein Traum sein oder sein verwirrter Verstand. Doch wie hätte er sich so etwas ausdenken können? Phantasie war nie seine Stärke gewesen.

Der Wind trug einen Schrei heran. Oder waren es zwei? Wieder schossen Lichtstrahlen aus den Turmspitzen, diesmal aufeinander zu. Sie trafen sich in der Mitte und zerstoben in einer gewaltigen Kugel aus Licht. Es klang, als würde die Welt selbst zerbersten. Sahri duckte sich unweigerlich, auch wenn er zugeben musste, dass das wenig Sinn machte. Nieselregen setzte ein. Die Magier in den Türmen schickten eine weitere Welle mit Licht, die in einer noch größeren Explosion zerkrachte.

Dann war wieder das Stampfen von tausend Hämmern zu hören. Nach der dritten Explosion öffneten sich die Tore der Türme. Heraus ergoss sich eine Flut von Leibern, die von Metall glänzten und schwere Waffen bei sich trugen. Das waren die Armeen der Magier. Sahri rieb sich die Augen, doch das Bild blieb. Allmählich reifte ein Gedanke in ihm: Waren die Magischen Kriege noch gar nicht vorbei? Duellierten sich hier seit dreihundert Jahren Magier um die Vorherrschaft? Und waren diese beiden hier womöglich die letzten Verbliebenen? Das würde erklären, warum Sahri bisher keine anderen Türme gesehen hatte.

Oder war es doch nur ein Trugbild seines Geistes? Etwas an diesem Schauspiel wirkte nicht ganz echt. Sahri versuchte, sich nicht von den gewaltigen Bildern ablenken zu lassen. Er betrachtete die Türme mit kritischem Blick. Sie sahen nicht so massiv aus, wie er es zunächst angenommen hatte. Er meinte, durch sie hindurch die Wolken sehen zu können. Es war also nicht wirklich ein Duell, sondern mehr ein Schattenspiel davon, wie ein Echo aus der Vergangenheit.

Wieder schossen die Magier. Im Licht der Explosion marschierten Truppen gegeneinander auf. Hunderte, tausende Männer in Rüstung, bewaffnet mit Bögen, Speeren, Schwertern und Äxten. Sahri erkannte keine Fahnen, keine Merkmale. Die Armeen schienen vollkommen identisch zu sein.

Eine plötzliche Stille legte sich über alles, während das Licht weiter um die Türme pulsierte. In der Ferne züngelten Blitze. Dann wurden Schlachtrufe hörbar. Waffen rasselten bedrohlich. Die Krieger machten sich bereit für den Angriff. Wie auf ein geheimes Zeichen hin stürmten sie aufeinander los, während die Magier sich ein erneutes Lichtduell lieferten. Die Strahlen und die Truppen trafen gleichzeitig aufeinander. Diesmal zerstoben die Lichtstrahlen nicht, sondern prallten in einer Kugel aufeinander, die sich zwischen den

Türmen hin und her schob. Während die Krieger sich unten auf dem Feld schlugen, lieferten sich die Magier hoch oben ein Kräftemessen.

Es mochte Stunden so gehen oder nur wenige Augenblicke. Sahri verlor jegliches Gefühl von Zeit. Dann explodierte das Licht wieder über der Ebene. Alle Krieger waren gefallen. Keiner bewegte sich mehr. Dann hörte Sahri, wie jemand in einer fremden Sprache murmelte. Grünes und violettes Licht kroch über das Schlachtfeld wie Nebel. Die Krieger erhoben sich. Manchen steckten noch Schwerter oder Pfeile im Leib. Sie rissen sie heraus, schrien barbarisch und stürzten sich dann wieder aufeinander, während die Magier erneut ihre Lichtkugel gegeneinander schickten.

Bald gab es eine weitere, heftigere Explosion. Wieder lagen alle Krieger auf dem Schlachtfeld. Wieder erweckte sie das schaurige Licht. Dieses Schauspiel wiederholte sich mehrere Male, zunächst ohne erkennbare Veränderung. Dann jedoch bemerkte Sahri, dass die Lichtkugel sich immer mehr in Richtung des violetten Turms verschob. Dem Magier dort schien allmählich die Kraft auszugehen. Nacht hatte davon gesprochen, dass er sich seine Kräfte einteilen musste. Nun verstand Sahri auch den Sinn der Armeen. Hier ging es nicht darum, einen militärischen Sieg davon zu tragen. Die Magier maßen sich darin, wie oft sie in der Lage sein würden, ihre Truppen wieder auferstehen zu lassen.

Sahri wurde übel. Es waren menschliche Wesen oder vielmehr ihre toten Leiber, die dort kämpften. Sie waren das Instrument von geisteskranken Magiern, nur ein Schatten ihrer selbst. Sahri schluckte. Diesen Schatten war er bereits begegnet.

Die Lichtkugel rückte dem violetten Turm immer näher. Dessen Lichtstrahl zitterte. Aus dem grünen Turm erklang ein Lachen, das über die ganze Ebene rollte. Dieses Lachen klang nicht mehr menschlich. Sahri bekam eine Gänsehaut. Das Lachen zerbrach in viele Stimmen, erklang mal hoch und mal tief und manchmal beides zugleich. Dann gewann der Violette wieder an Boden. Die Lichtkugel verschob sich schnell, während der grüne Strahl in mehrere kleine zersplitterte. Das Lachen wandelte sich in ein vielstimmiges Schreien, ähnlich dem Kreischen der Schatten. Als die Lichtkugel den grünen Turm berührte, zersprang dieser mit einem gewaltigen Krachen, als wäre er aus Glas. Der Schrei hallte noch nach, während ein violettes Licht sämtliche Krieger berührte. Dann begann auch der violette Magier wie irre zu lachen und der Turm löste sich wie Nebel auf.

Regen peitschte vom Himmel und erinnerte Sahri daran, wo er war. Augenblicklich klebte ihm die Tunika am Leib. Er klemmte seine Hände unter die Achseln, was kaum gegen die Kälte half. Sahri schaute sich um. Er hatte die Richtung verloren. Die Wolken versperrten ihm die Sicht auf die Sterne und der Regen hing ihm wie ein Vorhang vor Augen. Wasser! Er öffnete den Mund, um ein paar Tropfen aufzufangen.

Dann hörte er es. Fast wäre das Geräusch im Prasseln des Regens untergegangen. Doch jetzt lauschte Sahri genauer. Es was das Schnattern von hunderten, wenn nicht gar tausenden Schatten. Die Magiertürme waren nicht mehr zu sehen. Doch sie hatten ihre Armeen zurückgelassen.

Sahri rannte los. Ein stechender Schmerz im Bein ließ ihn aufschreien. Er durfte nicht stehen bleiben, musste weiter, immer weiter. Halb humpelnd, halb rennend lief er einfach, nur fort von dem Schnattern, das immer näher kam.

Der Regen verwandelte den staubigen Untergrund in ein einziges Schlammbad. Sahri kämpfte, versank im Schlamm, zog sich wieder heraus. Der Schmerz in seinem Fuß machte ihn wahnsinnig. Es durfte doch nicht so enden!

Verzweifelt versuchte sich Sahri daran zu erinnern, wie er die Magie gewirkt hatte. Er hatte Angst, soviel stand fest. Aber er brauchte dieses andere Gefühl, dieses – Sahri glitt aus und lag mit dem Gesicht im Matsch. Er konnte die Schatten schon riechen. Schnell richtete er sich wieder auf. Sollte die Magie nicht langsam mal einsetzen? Bisher war sie ihm doch auch zur Hilfe gekommen! Sahri befühlte seinen Bauch. Keine Glut, keine Flammen. Diese Magie schien nicht sehr zuverlässig zu sein.

Er lief weiter. Selbst mit Magie würde er nicht gegen eine ganze Armee von Schatten ankommen. Dieser Gedanke wurde ihm schmerzlich bewusst. Sein Fuß wollte ihn nicht mehr tragen. Er hatte keine Kraft mehr. Würde er wenigstens ein schnelles Ende haben?

Sahri kannte die Geschichten über die Unterwelt. Der Göttervater Osir stieg des Nachts vom Himmel herab und begrüßte die frisch Verstorbenen mit einer Laterne. Mit einer Barke ging es dann über einen Fluss aus Tränen, in den sich Selbstmörder und Verbrecher stürzten. Das war die erste Prüfung der Unterwelt und

es gab zahlreiche weitere, denen sich eine Seele unterziehen musste, bevor sie ewig unter dem Schutz der Götter leben durfte.

Sahri wusste nicht mehr, ob er rannte oder einfach nur da stand. Sein Leben lang hatte er die Götter verflucht. Doch hier im dichten Regen, am Ende seines Lebens, sah er die Laterne Osirs auf sich zukommen. Der Göttervater holte ihn ab. Furcht ergriff Sahri. Würden die Götter ihm grollen, weil er sie so lange missachtet hatte? Würde er seinen Vater wiedersehen? Sahri atmete tief durch. Ein Augenblick dehnte sich weit, während alles um ihn herum an Bedeutung verlor.

Die Schatten waren nun ganz nah. Sahri roch ihren fauligen Atem riechen und hörte das Klirren ihrer Waffen. Vor ihm ritt Osir mit einem ganzen Heer Götter heran. Sie trugen Fackeln, die trotz des Regens brannten. Gebogene Klingen blitzten auf, die Sahri stark an Sensen erinnerten. Damit würden sie die Schatten im Vorbeilaufen köpfen – und Sahri ebenfalls.

Plötzlich war er wieder hellwach. Das waren keine Götter. Es war ein Heer von Menschen. Er ignorierte den Schmerz in seinem Knöchel und rannte so schnell er konnte. Dies war nicht sein Ende, sondern seine letzte Hoffnung, hier lebend herauszukommen – zumindest, wenn er den richtigen Zeitpunkt erwischte. Er konnte schon die Hände der Schatten in seinem Rücken spüren. Die Reiter preschte heran. Sahri ließ sich fallen.

Die Schatten stürzten über ihn hinweg. Der Boden donnerte vom Getrappel der Hufe. Sahri wurde beinahe von stinkenden Leibern zerquetscht. Er würgte, doch sein Magen gab nicht genug her, als dass er sich hätte übergeben können. Sein schmerzender Fuß brachte ihn beinahe um. Irgendetwas schnappte danach, hörte dann aber auf. Es wurde still.

Sahri wühlte sich durch die Leiber der Schatten. Jetzt, nachdem er wusste, was sie waren, zitterte er am ganzen Leib. Er wollte nur schnell raus aus diesem Berg aus totem Fleisch. Er strampelte und drückte, während er nach Luft rang. Kurz dachte er, dass er es nicht schaffen würde. Dann spürte er wieder Regen auf der Haut. Mit einem kräftigen Schubs befreite sich Sahri vom letzten Schatten, der kopflos über seine Kameraden hinweg rollte.

Sogleich war Sahri umringt von scharfen Klingen, die auf ihn gerichtet waren.

»Halt!«, krächzte er und hob seine Hände. Er konnte kaum noch stehen. »Ich bin – kein – ich –«

Einer der Krieger trat vor und hielt ihm eine Fackel vors Gesicht. Sahri kniff die Augen zusammen.

»Nehmt ihn mit«, sagte der Krieger.

Kapitel 6: Ke Lebara

Sahri war so erschöpft, dass er die Ereignisse wie durch einen Nebelschleier wahrnahm. Jemand setzte ihn vor sich auf ein Pferd. Er hielt sich verkrampft am Sattel fest, während die ganze Welt um ihn herum schwankte. Immer wieder schlief er ein, träumte von den grellen Lichtblitzen der Magier, von den Schatten und von den Amudani. Einmal sah er auch Ananya vor sich. Doch genau in dem Augenblick rüttelte der Soldat hinter ihm an seiner Schulter.

»Wir sind da«, sagte er.

Vor dem Licht der aufgehenden Sonne erhob sich eine Festung. Die Mauern waren hoch und flankiert von mächtigen Türmen. Als man die Reiter kommen sah, wurde das große Haupttor geöffnet. Die Pferde preschten hindurch und gleich auf die Ställe zu.

»Willkommen in Feteshti, der Festung im Nirgendwo«, sagte der Soldat. »Mein Name ist Udin.«

Sie saßen ab. Jemand brüllte Befehle. Andere Männer kamen hinzu, kümmerten sich um die Pferde. Alle anderen marschierten in eine Richtung. Udin winkte Sahri, er solle ihnen folgen.

Sahri war verwirrt. Er hatte so lange Zeit in der Einsamkeit verbracht. Zum Schluss war er sich sicher gewesen, dass er sterben würde. Nun befand er sich unter so vielen Menschen, die er nicht kannte. In den Festungsmauern fühlte er sich plötzlich seltsam beengt. Er folgte den Soldaten.

Sie zogen sich aus und wuschen sich gründlich an großen Steinbecken voll Wasser. Normalerweise entblößte Sahri sich nicht vor anderen Menschen. Gleichzeitig sehnte er sich danach, sich den Schmutz der vergangenen Wochen abzuwaschen. Vielmehr noch hatte er Durst. So starrte er das Wasser an, verbot sich aber, aus dem Becken zu trinken wie ein Tier.

»Nicht so schüchtern«, rief ihm einer der Soldaten zu. »Mach dich mal frisch. Dann gibts gleich was in den Bauch. Siehst aus, als hättest du lange nichts mehr gehabt.«

Die anderen nickten fröhlich und rieben sich mit Wasser und Seife ein. Sahri gab keine Antwort. Doch die Aussicht auf ein Mahl ließ ihn seine Scheu überwinden. Er legte seine Kleidung ab, die fast nur noch aus Fetzen bestand und völlig verdreckt war. Während Sahri sich wusch, legte ihm Udin ein neues Bündel Kleidung hin. Sahri schaute ihn fragend an.

»Nimm einfach«, sagte Udin. »Wir sprechen nicht darüber, wo es herkommt.«

Nun, da Sahri einmal nackt war, nahm er es mit der Reinigung sehr genau. Er löste seine verklebten Haare, wusch sich die Ohren aus und verbrachte auch eine geraume Zeit mit seinen Füßen. Auf dem linken Bein konnte er immer noch nicht richtig gehen. Der Knöchel war beinahe auf die doppelte Breite angeschwollen.

»Sieht übel aus«, bemerkte Udin, der nicht von Sahris Seite wich.

»Es hätte schlimmer kommen können«, sagte Sahri.

»Ich bringe dich gleich in die Krankenstation.«

»Es geht schon.« Sahri versuchte aufzutreten, doch ihm wurde schwarz vor Augen, so weh tat es. »Erst einmal –« Er hustete. Udin verstand und besorgte ihm einen Trinkschlauch. Sahri hätte beinahe alles in einem Zug herunter gestürzt.

»Nur langsam«, sagte Udin. »Dein Magen ist es nicht gewohnt.«

Das Wasser kam Sahri so süß vor wie eine Makata. Doch schon jetzt spürte er, wie sich sein Magen verkrampfte. Er hoffte, dass sich das bald legen würde.

Nachdem sein Durstgefühl etwas gestillt war, ließ sich Sahri von Udin zur Krankenstation begleiten. Es roch nach Blut und Salben. Männer atmeten hörbar hinter Vorhängen. Der Heiler, ein stiller älterer Mann, wies Sahri eine Pritsche etwas abseits der Soldaten zu. Udin verabschiedete sich, um Sahri etwas zu essen zu besorgen.

»Mal sehen«, sagte der Heiler, ohne sich vorzustellen. Er bewegte Sahris Fuß. Sahri schrie und bäumte sich von seinem Lager auf. »Aha«, sagte der Alte. »Und tut das auch weg?« Er bewegte den Fuß in eine andere Richtung. Sahri fühlte sich der Ohnmacht nahe. Da war wieder diese Glut in seinem Bauch. Wieso gerade jetzt? Er schluckte sie herunter. Dies war nicht der rechte Ort. Der Heiler drückte noch auf verschiedenen Stellen herum. Sahri lag schweißgetränkt auf dem Krankenbett.

»Nicht gebrochen«, sagte der Heiler. »Halte den Fuß hoch, bis die Schwellung abklingt. Ich mach dir einen Verband. Und nicht belasten!«

Der Alte rieb Sahris Fußgelenk mit einer dicken Salbe ein, die scharf roch. Zu gern hätte Sahri gefragt, woraus die Salbe bestand. Doch der Alte schien nicht an einem Gespräch interessiert. Er wickelte einige Lagen Stoff so fest um Sahris Fuß, dass er diesen nicht mehr bewegen konnte. Dann gab er ihm eine Krücke aus Holz.

»Brauchst nicht hierbleiben«, sagte der Heiler. »Hab schon genug zu tun.«

Udin brachte Sahri in den Hof der Festung, wo sie sich auf eine niedrige Mauer setzten. Udin reichte Sahri eine Schale mit frischem Gemüse, gebratenem Geflügel und Reis. Es war eine einfache Soldatenration. Sahri erschien es wie das köstlichste Mahl seines Lebens. Gierig sog der den Duft ein und genoss jeden Bissen. Bereits nach der halben Portion war er satt.

»Alle reden bereits über dich«, sagte Udin. »Aber Vlad hat angeordnet, dass dir keiner Fragen stellt, bis er dich selbst gesehen hat.«

»Wer ist Vlad?«

»Er ist unser Hauptmann. Diese Festung steht unter seinem Kommando. Wenn du satt bist, bringe ich dich gleich zu ihm.«

Udin führte Sahri in das Innere der Festung. Sahri tat sich schwer mit der Krücke. Der Verband des Heilers kühlte seinen Fuß, was ihm wohl tat. Einigermaßen stolz blickte er auf seine bisherige Reise zurück. Er hatte die Schattenlande hinter sich gelassen. Zwar wusste er immer noch nicht, wo genau er sich befand. Doch von hier aus würde es ein Leichtes sein, nach Ke Lebara zu kommen.

Udin und Sahri erklimmen eine steile Wendeltreppe. Oben angekommen traten ins Freie hinaus. Sie befanden sich auf der Festungsmauer, hoch über dem Haupttor. Ein Mann stand etwa in der Mitte zwischen den Zinnen und blickte in die Steppe hinaus. Sein kantiges, wettergegerbtes Gesicht und der scharfe Blick ließen darauf schließen, dass er bereits seit vielen Jahren als Soldat diente. Ein heftiger Wind zerrte an seiner Kleidung, doch er blieb unbewegt. Beinahe schien es, als hätte er Sahri und Udin nicht bemerkt. Dann sah der Mann zur Seite, ohne sie direkt anzusehen. Seine Stimme klang unerwartet sanft, als er sprach.

»Danke, Udin. Ich entbinde dich jetzt von deinen Pflichten diesem Mann gegenüber. Du kannst gehen.«

»Ich danke Euch, Hauptmann.«

Udin verbeugte sich und ging. Sahri war allein mit Vlad, der auf die Ebene hinausschaute.

»Eine schöne Landschaft«, sagte Vlad. »Oft stehe ich hier oben und genieße es, wie die Sonne ihre goldenen Strahlen über dieses Land ergießt. Manchmal sehe ich in der Ferne wilde Büffelherden oder Ibisse. Und doch – der Schein trügt. Nachts beginnt das Schnattern, das Fauchen. Die Wiedergänger jagen alles, was sie finden. Ich habe viele Männer sterben sehen, gute Männer.« Er sah Sahri kritisch an. »Wie ist dein Name?«

»Sedjet«, log Sahri. Er hatte sich überlegt, besser unter einem fremden Namen zu reisen.

»Sedjet, hm?« Vlad blickte wieder hinaus. »Du brauchst dich vor mir nicht zu fürchten. Und solange ich hier das Kommando habe, auch nicht vor meinen Männern. Es gibt durchaus einige, die Fragen stellen.«

Er schaute Sahri fest in die Augen.

»Wie kann es sein, dass gestandene Soldaten dort draußen den Tod finden, während du überlebt hast?«

Sahri schluckte.

»Wo kommst du her, Sedjet?«

»Aus Raqedu.«

»Zu Fuß, nehme ich an?«

Sahri nickte. Dieses Verhör war ihm äußerst unangenehm.

»Schau mich an«, sagte Vlad. Sahri musste sich anstrengen, Vlads Blick standzuhalten. »In welcher Verbindung stehst du zu den Wiedergängern?«

Sahri schüttelte den Kopf. »Ich stehe in keiner Verbindung mit ihnen. Wäret Ihr nicht gewesen –« Er brachte den Satz nicht zu Ende.

»Sedjet, du hast von mir nichts zu befürchten«, sagte Vlad einfühlbarer, als Sahri es von so einem alten Veteranen erwartet hätte. »Ich weiß, was du bist. Und sei dir sicher: Meine Männer hegen einigen Groll

gegen Menschen mit deiner Begabung. Ich kann es ihnen nicht verübeln, nach dem, was sie dort draußen erleben müssen.« Er legte Sahri eine Hand auf die Schulter. Am liebsten hätte Sahri sich losgerissen, doch er glaubte, Vlad hätte dies als Beleidigung auffassen können.

»Nicht alle von euch sind schlecht«, sagte Vlad. »Ich habe einige kennengelernt, die ich sogar als gut bezeichnen würde. Bei dir bin ich mir noch nicht sicher. Aber ich glaube, du gehörst zu den Guten.« Vlad lächelte. »Die Götter sind mit dir, Sedjet oder wie auch immer du heißt. Habs schon oft gesehen, dass sie die Hand über diejenigen halten, mit denen sie noch etwas vorhaben.« Vlad deutete auf eine Narbe, die sich quer über sein Gesicht zog. »Da hat mir einer von denen ein Schwert durchgezogen. Erst dachte ich, es wär vorbei mit mir. Dann hatte ich Angst, es würde sich entzünden. Beides ist nicht passiert. Deshalb stehe ich noch hier, vor dir. Jeden Tag danke ich den Göttern für diese Gnade.«

Er schaute wieder hinaus auf die Ebene. Sahri dachte daran, dass die Menschen für vieles die Götter verantwortlich machten, was genauso gut Zufall sein konnte.

»Sedjet, wir werden dich hier noch ein paar Tage beherbergen«, sagte Vlad. »Du kannst mit uns essen und unser Heiler wird sich um deinen Fuß kümmern. Da du kein Soldat bist, stelle ich dich von allen Übungen frei. In vier Tagen kommt eine neue Einheit aus Ke Lebara. Andere kehren zurück in die Stadt. Du wirst mit ihnen gehen.«

»Ich danke Euch.«

»Danke den Göttern, Sedjet.« Vlad schaute ihn von der Seite an. »Nur sage mir noch eins: Was weißt du über die Schatten?«

Sahri berichtete das, was er gesehen hatte. Er bestätigte Vlads These, dass die Schatten nachts jagten und sich tagsüber in dunklen Räumen versteckt hielten und durch Feuer getötet wurden. Dann erzählte er vom Magierduell, das er vermutlich geträumt haben musste.

»Das war kein Traum«, sagte Vlad. »Jeden Neumond sehen wir die Blitze von hier aus. Dann wissen wir: Es ist Zeit, der Schattenarmee entgegen zu treten, damit sie sich nicht in der Ebene ausbreiten. Doch wir müssen allmählich eine andere Lösung finden. Jeden Monat wiederholt es sich aufs Neue – und zuviele Männer sind schon im Kampf gefallen. Man sagt, die Magie der Kriege sei so stark gewesen, dass sie einen bleibenden Eindruck in der Erde selbst hinterlassen hat. Dagegen sind wir einfache Menschen machtlos. Jedoch können wir gegen die Schatten vorgehen. Wir werden eine Mauer bauen, wie sie noch niemand gesehen hat. Dann werden die Menschen in den zivilisierten Gebieten hoffentlich Frieden finden. Ich danke dir, Sedjet. Du darfst jetzt gehen.«

Die nächsten Tage verschlief Sahri größtenteils. Anfangs erschrak er noch, wenn er in der dunklen Schlafkammer erwachte und musste sich erst vergewissern, dass er in Sicherheit war.

Die Soldaten beäugten ihn misstrauisch, aber sie ließen ihn in Ruhe. Nach einigen Tagen fühlte Sahri sich bereits wieder kraftvoller. Er legte seinen Fuß hoch, wie der Heiler es ihm geraten hatte. Dabei hatte er viel Zeit, über seine bisherige Reise nachzudenken.

Er fragte sich, wie Raqedu sich wohl unter den Amudani entwickeln würde. Vermutlich würde er in Ke Lebara erste Hinweise darauf bekommen – wenn er nicht sogar auf die Amudani selbst traf. Er würde sich vorsehen müssen. Er könnte sich als Reisender ausgeben, der mit einem Boot aus Raqedu in einen Sturm geraten war. Einen Sturm hatte es ja tatsächlich zu Neumond gegeben. Es klang auch logisch, dass Sahri an den Strand gespült worden sein mochte und in den Schattenlanden von einem Trupp Soldaten aufgefunden worden war.

Nach dem Gespräch mit Vlad wusste er: Es war unklug, die Wahrheit zu sagen. Es war nicht unwahrscheinlich, dass es auch in Ke Lebara Anhänger der Amudani gab. Sie würden einen Magier sofort festnehmen und ihn auf den Scheiterhaufen bringen. Sahri musste auf der Hut sein.

Mit solchen Gedanken verbrachte Sahri seine Zeit in der Festung Feteshti. Gelegentlich dachte er auch über die Magie nach. Gab es überhaupt einen Weg, dieses innere Feuer zu kontrollieren? Oder war Sahri der Magie ausgeliefert? Würde sie einfach auftauchen, wann sie es für richtig hielt? Dieser Gedanke war höchst unbefriedigend.

Nach vier Tagen kam die Division aus Ke Lebara. Sahri sah junge und alte Soldaten, manche mit Narben im Gesicht, andere voll des jugendlichen Übermutes. Er lauschte dem Willkommens-Appell. Vlad wies die Neuankömmlinge auf die drohenden Gefahren hin und dass er absolute Disziplin einforderte.

Sahri war froh, dieses Nest endlich zu verlassen. Die Unterhaltungen der Soldaten drehten sich immer um dieselben belanglosen Themen: Saufen und Frauen. Dazu mussten sich diese groben Kerle immer untereinander beweisen. Sie hatten versucht, Sahri in dieses Spiel mit einzubeziehen. Doch er hatte sie einfach ignoriert. Er war für solche Scherze nicht gemacht.

Als der Abschied kam, blickte Sahri nicht zurück. Er sehnte sich nach der Zivilisation und nach Büchern. Er hoffte auf ein eigenes Zimmer, in dem er ganz allein sitzen und lesen konnte. Sicher, er würde eine Anstellung suchen müssen. Als Schreiber und Gelehrter der Wissenschaften sollte ihm das jedoch nicht schwer fallen.

Sahri roch die Stadt, noch bevor er sie sah. Ke Lebara war bekannt für seine Viehzucht. Ringsum sah man Felder mit Getreide und zahlreiche Weiden, auf denen Schweine sich im Schlamm suhlten und Rinder grasten. Sahri hätte nicht gedacht, dass auch die Stadt dermaßen nach Gülle riechen würde. In Raqedu hatten schon die Alten Könige Kanäle installiert, mit denen das Abwasser in den Latru und damit ins Hafenbecken geleitet werden konnte. Das bedeutete in der Nähe des Hafens zwar an besonders warmen Tagen einen leicht unangenehmen Geruch – doch was Sahri auf dem Weg nach Ke Lebara entgegen schlug, bereitete ihm ein flaes Gefühl im Magen.

Als nächstes fiel Sahri der Lärm auf. Ke Lebara schien nur aus Klappern, Rumpeln, Kreischen und den Rufen von Betrunknen zu bestehen. Einer der Soldaten musste Sahris Gesichtsausdruck bemerkt haben. Er grinste ihm zu.

»Bist vielleicht durch die Schattenlande gekommen«, sagte der Soldat. »Aber hier wirst du zum Mann.« Er lachte und ritt an Sahri vorbei, als könne er es kaum erwarten, die Stadttore zu passieren. Sahri blickte ihm verständnislos hinterher. Diese Soldaten hatten keine Manieren.

Gleich am Eingang ließen sie Sahri absitzen. Er durfte nicht mit in die Kaserne, sondern musste sich einen anderen Schlafplatz suchen. Udin, der ebenfalls mitgekommen war, erklärte ihm den Weg zu einer Herberge. Mit etwas Glück würde Sahri dort eine Unterkunft finden. Damit zogen die Soldaten ab und Sahri fühlte sich verloren in diesem Gewirr aus Leibern, Häusern und Unrat.

»Pass doch auf!«, rief ein nach Urin stinkender Mann, der ihn anrumpelte. Sahri beschloss, als erstes die Herberge aufzusuchen. Der Name schien ihm nicht sehr vertrauenserweckend: *Zum Schlitzer*. Doch Udin hatte ihm versichert, dass der Wirt dort ein netter Kerl sein sollte. Außerdem blieb ihm nichts anderes übrig, wenn er nicht auf der Straße übernachten wollte.

Sahri passierte Häuser, von denen der Putz nur so bröckelte, Verkaufsstände, an denen braune Brocken in einer unappetitlichen Soße schwammen, zahlreiche Bettler und zwielichtige Gestalten, unter deren Mänteln kalter Stahl aufblitzte.

»Oh, wen haben wir denn da?«, säuselte eine Stimme, die zu einer Dame in gelbem Kleid gehörte. Ihr Lächeln entblößte schwarze Stumpen. »Neu in der Stadt, was?«

Sahri wollte weitergehen, doch die Frau stellte sich ihm in den Weg.

»Hast es wohl eilig, was? Ich kann dir auch 'ne schneller Nummer anbieten. Komm, es wird dir gefallen. Nur drei Bes.«

»Nein, danke«, sagte Sahri und versuchte, an der Frau vorbeizukommen, ohne sie zu berühren.

»Nicht so schüchtern«, sagte sie und lachte glucksend. »Für dich mach ichs auch für zwei.« Sie legte ihm eine Hand auf die Brust. Ihre Fingernägel waren lang wie Krallen und furchtbar dreckig. Sahri wurde übel.

»Ich habe kein Geld!«, rief er und riss sich los.

Sogleich schrie ihn die Frau an: »Was fällt dir dann ein, meine Zeit hier zu verschwenden? Verpiss dich!« Sie spuckte ihm vor die Füße und rief ihm noch ein paar Flüche hinterher. Sahri zitterte und wusste nicht wieso.

Er folgte der Hauptstraße, die von allen möglichen Leuten und Verkaufsständen vollgestopft war. Immer wieder lud ihn jemand zum Glücksspiel ein. Durch die Straßen zog ein schwerer süßlicher Duft, der Sahri

die Sinne vernebelte. Einmal hörte Sahri einen erstickten Schrei aus einer Nebenstraße. Fast wäre ihm ein Abend in den Schattenlanden lieber gewesen, als auch nur eine Nacht hier zu verbringen.

Als er Passanten nach dem *Schlitzer* fragte, schienen ihn viele zu kennen. Sahri wurde ans andere Ende der Stadt geschickt, über den Fluss Peshaba. Die Wachen beäugten ihn misstrauisch. Doch vielleicht taten sie das mit jedem. Sahri versuchte, sich möglichst unauffällig zu verhalten. Bisher hatte er keinen Hinweis auf die Amudani entdeckt. Doch wenn sie hier ähnlich versteckt agieren würden wie in Ragedu, mochte der Schein trügen.

Schließlich war Sahri am anderen Ende der Stadt angekommen. Er hatte Hunger, Durst und sehnte sich nach einem ruhigen Raum, wo er sich von all den Eindrücken erholen konnte. Er war mittlerweile in Ke angekommen, dem ältesten Teil der Stadt. Die Häuser hier standen windschief gegeneinander gelehnt. Man roch Schweine, die irgendwo in ihren Verschlägen quiekten. Wilde Hunde wühlten im Dreck nach etwas Essbarem. Hier irgendwo musste der *Schlitzer* sein.

Sahri fragte sich weiter durch und betrat die Nebenstraßen, bis er schließlich vor einem dreistöckigen Haus stand. Über der Tür prangte ein rundes Holzschild mit einem Messer, von dem Blut tropfte. Hatte Udin sich einen schlechten Scherz mit ihm erlaubt? Was, wenn Udin ihm die schlimmste aller Herbergen empfohlen hatte? Sahri wollte schon kehrtmachen, als die speckige Holztür aufsprang. Ein Mann flog heraus und landete mit dem Gesicht im Dreck. Er raffte sich auf und lallte etwas, offenbar sturzbetrunken. Ein Hüne erschien in der Tür – ein grobschlächtiger Kerl mit deutlich mehr Muskeln als Verstand. Er grunzte und spuckte dem Mann hinterher. Dann sah er Sahri an.

»Willst du blöd rumstehen oder reinkommen?«, fragte der Kerl.

Sahri spürte einen Kloß im Hals. Er wollte den Kerl nicht unnötig verärgern. Deshalb trat er ein. Hinter ihm knallte der Kerl die Tür zu und Sahri zuckte zusammen. Er war in einem Schankraum gelandet. Auf der linken Seite stand ein winziger Kamin voll kalter Asche. Rechts erstreckte sich eine Theke, hinter der ein kleiner dicker Mann Becher polierte und dabei summte. Dazwischen standen Tische, Bänke und Stühle kreuz und quer durcheinander. Im spärlichen Licht einiger Öllampen blickten finstere Gesichter Sahri an.

»Einen wunderschönen guten Tag und herzlich willkommen im Schlitzer«, sagte eine fröhliche Stimme. Sahri bemerkte, dass sie zum Mann hinter der Theke gehörte.

»Ich grüße Euch«, sagte Sahri. »Ist dies Eure Herberge?«

»So ist es«, sagte der Mann stolz. »Mein Name ist Gortnuk. Hat dir Kalab Angst gemacht?« Er deutete auf den Türsteher und zwinkerte. »Ein hervorragender Mitarbeiter, sehr pflichtbewusst. Aber sei unbesorgt. Er hört auf mein Kommando. Was kann ich für dich tun, mein Freund?«

Sahri hätte gern klaggestellt, dass sie sich gerade erst kennen gelernt hätten und er es deshalb unpassend fand, ihn gleich als Freund zu bezeichnen. Doch Kalab war nicht weit weg und Sahri musste irgendwo schlafen.

»Ich brauche eine Unterkunft«, sagte er.

»Die sollst du haben. Schlafsaal oder lieber alleine?«

»Es gibt da eine gewisse Schwierigkeit. Ich habe kein Geld.«

Der Türsteher grunzte und trat aus dem Schatten.

»Ruhig Blut, Kalab«, sagte Gortnuk. »Bis jetzt macht dieser Herr hier einen höflichen Eindruck. Außerdem hat er noch nichts von uns bekommen außer einem freundlichen Lächeln.« Kalab verzog sich wieder. »Nun, mein Freund.« Gortnuks Lächeln war ungebrochen. »Wie gedenkst du, unsere Dienste hier zu bezahlen?«

»Ich kann für Euch arbeiten«, sagte Sahri. »Ich bin Schreiber. Ich könnte Euch bei der Verwaltung Eurer Wirtschaft behilflich sein.«

Gortnuk lachte herzlich und hielt sich den Bauch. »Köstlich!«, sagte er. »Ein Schreiber im Schlitzer. Du gefällst mir, mein Freund. Hab Dank für dein Angebot. Doch ich kann selbst schreiben. Allzu viel gibts hier auch nicht zu verwalten.« Er trat etwas näher und flüsterte den nächsten Satz: »Unter uns: Mir ists wohler, wenn mein Personal nicht allzu gebildet ist. So stellen sie keine unnötigen Fragen.« Er nahm seinen Lappen und wischte die Theke ab.

Sahri warf einen Blick zur Seite und sah, wie einige Gäste ihn unverhohlen anstarrten.

»Also, mein Freund«, begann Gortnuk wieder. »Wenn du Geld hast, sei mein Gast. Ansonsten muss ich dich leider hinausbitten.«

Sahri verzweifelte. Es musste doch Arbeit in dieser Stadt zu finden sein.

»Ich könnte auch kochen«, schlug er vor. »Oder welche Arbeit auch immer. Ich bin stärker, als ich aussehe. Habt Ihr nicht einen Hinweis für mich, wo ich Arbeit finden könnte?«

»Ich hätte was für dich«, meldete sich eine Stimme, die einem Mann auf einem Barhocker gehörte. Er hatte einen kugelrunden Bauch trotz seiner sonst eher drahtigen Statur. Sein struppiger Bart klebte von Bier und anderen Dingen, über die Sahri nicht näher nachdenken wollte. Unweigerlich wurde Sahri sich bewusst, dass sein Bart mittlerweile auch gewachsen war. Er beschloss, ihn bei nächster Gelegenheit zu rasieren. »Jovar«, sagte der Kerl und streckte Sahri seine Hand entgegen. Sahri schlug notgedrungen ein.

»Und du bist?«, fragte Jovar.

»Sedjet.«

»Schön, dich kennen zu lernen. Wirklich. Du könntest die Stelle von Crys übernehmen.«

»Ich bin froh über jede Arbeit«, sagte Sahri und bereute es im nächsten Moment.

»Ha!«, lachte Jovar und zeigte ein paar Zahnlücken. »Ehrlich gesagt, ists 'ne ziemlich beschissene Arbeit. Aber Cuttata zahlt gut.«

Diejenigen, die sich Sahri vor wenigen Augenblicken noch schadenfroh zugewandt hatten, drehten sich jetzt um oder standen gleich auf. Gortnuks Stirn legte sich in Falten. Dann setzte er sein Lächeln wieder auf, was ihm nicht so recht stehen wollte.

»Ich weiß ja nicht, ob diese Arbeit für unseren Freund hier so geeignet ist«, sagte Gortnuk.

Sahri zuckte die Schultern. »Wie es aussieht, brauche ich einen Platz zum Schlafen«, sagte er. »Und wenn dies die einzige Arbeit ist, die ich vorerst haben kann, dann will ich sie annehmen.« Er sah sich bereits Säcke am Hafen schleppen oder Fische ausnehmen. Seit er denken konnte hatte er es vermieden, solche niedere Arbeit zu verrichten. Doch was blieb ihm übrig? Vielleicht würde er ein paar Tage durchhalten, bis er eine würdigere Arbeit gefunden hätte.

»Sehr gut«, sagte Jovar. »Dann lass uns gleich los zu Cuttata.«

Sahri schaute Gortnuk an. »Wie es aussieht, werde ich bald Geld haben«, sagte Sahri. »Haltet mir ein Bett für diese Nacht frei.«

Gortnuk nickte. »Viel Glück, mein Freund«, sagte er.

Sahri fragte sich, ob es eine kluge Idee gewesen war, mit diesem Trunkenbold Jovar mitzugehen. Er hatte nichts von Wert bei sich, für das man ihn hätte ausrauben können. Aber in dieser Stadt schienen die Menschen keinen Grund zu brauchen, einander Gewalt anzutun. Sahri wäre wohler gewesen, wenn er seine Magie bereits beherrscht hätte. War es möglich, dass Jovar sogar für die Amudani arbeitete und Sahri nun zu ihnen brachte? Ihm wurde bewusst, dass sein Wissen über diese Stadt sich auf Handelslisten und Einträge in Geschichtsbüchern belief. Wie die Menschen hier lebten war ihm ein Rätsel.

»Bist das erste Mal in Ke Lebara, was?«, plapperte Jovar. »Wenn du mich fragst: Die beste Stadt der Welt. Hier kannst du leben! Sicher, etwas dreckig ists hier. Aber im Dreck findest du Gold, hat mein Alter immer gesagt. Jedenfalls nimmts hier keiner so streng wie in – sagen wir mal – Raqedu. Furchtbar durchgeregelt alles. Wo kommst du eigentlich hier?«

»Raqedu.« Sahri versuchte, etwas Stolz auf seine Stadt durchklingen zu lassen.

»Ach, du dicker Hund!« Jovar lachte. »Direkt im Fettnapf gelandet. Na, Kleiner, ich hoffe, du nimmst es dem alten Jovar nicht krumm. Schließlich besorge ich dir grad 'ne Stelle. Und die hats in sich.« Er kicherte. Dann wurde er plötzlich ernst. »Wir untereinander können ja gern so Scherze machen. Aber bei Cuttata musste aufpassen. Der versteht keinen Humor. Wenn du dem blöde kommst oder ihm deine Nase nicht passt –« Jovar zog den Daumen über seine Kehle. »Siehst nie wieder das Tageslicht. Und auch deinen Namen löscht er aus. Wenn er dich vernichtet, dann richtig. Keiner wird sich mehr an dich erinnern, nicht einmal deine eigene Mutter. Haben einfach alle 'nen riesen Schiss vor ihm. Und wenn du mich fragst zurecht.«

Irgendwo hatte Sahri den Namen Cuttata schon gehört. Dann fielen ihm die Handelslisten ein. Cuttata war der größte Viehhändler in der Gegend. Er züchtete und verkaufte hauptsächlich Rinder, aber auch

Schweine und Federvieh. Nahezu sämtliche Lieferungen liefen über seinen Namen. Wenn Sahri die Zahlen überschlug, konnte man Cuttata sicher zu einem der reichsten Menschen in Ke Lebara zählen.

»Darf ich fragen, welche Arbeit Cuttata für mich hat?«, fragte Sahri.

»Darfst du.« Jovar lachte schnarchend. »Er sucht 'nen Stalljungen.«

»Auf einer seiner Rinderfarmen?«

»Nein, da hat er genug. Kuhscheiße machen viele für Geld weg. Es geht um eine Stelle, die nur die ganz Verzweifelten annehmen. Und du siehst mir wie einer aus.« Einen Moment herrschte eisiges Schweigen.

»War'n Spaß, Sedschi, nurn Spaß.«

»Ich heiße –«

»Ist doch egal, oder? Hauptsache, du bekommst Geld. Und in der Hinsicht lässt Cuttata sich nicht lumpen. Die Nummer mit den Drachen lohnt sich für ihn.«

»Drachen?«

»Junge, du bist echt noch nicht viel unter Leuten gewesen, oder? Von den Drachenkämpfen sprechen sie sogar auf den Otoci.«

Sahri dachte an ein Buch über Drachen, das er mal gelesen hatte. Bisher hatte er es eher für eine Sammlung fantastischer Geschichten gehalten. Warum überraschte es ihn eigentlich so? Schließlich sprach einiges dafür, dass er selbst ein Magier war. Er hatte die Schattenlande durchquert und das Echo eines magischen Duells mit angesehen. Vermutlich musste er die Drachen erst mit eigenen Augen sehen, um es zu glauben.

Mittlerweile war es später Abend und die Straßen voll mit Menschen. Niemand sprach sie an. Ja, die Menschen schienen Jovar auf der Straße sogar Platz zu machen.

In der Nähe des Marktplatzes standen einige ansehnlichere Häuser, sowie noch etwas entfernt die großen Kontore, in denen Händler ihre Waren lagerten. Cuttatas Haus lag inmitten dieser Lagerhäuser, etwas abseits der bewohnten Gebiete. Das Haus war schlicht und stabil gebaut, ohne Schmuck. Im Erdgeschoss gab es statt Fenstern nur schlitzzartige Öffnungen, die Sahri an Schießscharten erinnerten. Im ersten Stock brannte Licht.

»Ich hoffe, der Alte hat gute Laune«, meinte Jovar.

Er klopfte an die schwere, mit Eisen beschlagene Tür. Eine Klappe öffnete sich und zwei Augen funkelten hinaus auf die Straße.

»Wer ist er denn?«, brummte eine Stimme und schaute Sahri an.

»Nachfolger von Crys Coch«, sagte Jovar und deutete mit dem Daumen auf Sahri. »Wenn Cuttata zustimmt.«

Die Klappe schloss sich wieder. Es dauerte eine Weile, dann öffnete sich die Tür. Jovar schubste Sahri in einen dunklen Raum. Die Luft hier hätte man zerschneiden können, so dick war sie. Es roch nach Knoblauch und Ruß.

Der Türwächter zeigte auf eine Treppe im hinteren Bereich. »Kennst dich aus«, sagte er. Dann setzte er sich an einen Tisch zu einem anderen Kerl. Sie spielten Karten und beachteten Jovar und Sahri nicht weiter. Jovar ging zur Treppe und bedeutete Sahri, ihm zu folgen.

»Überlass das Reden am besten mir«, sagte Jovar. »Und tu nichts, was ihn verärgern könnte.«

Sahri schluckte. Sie gingen eine Treppe hoch, die furchtbar knarzte. Oben befand sich eine kleine Tür, gegen die Jovar dreimal klopfte.

»Herein«, schnarrte eine Stimme.

Der Raum hinter der Tür wirkte trotz seiner Größe bedrückend. Ein Schreibtisch stand in der Mitte, dessen Größe nur dadurch auffiel, dass der Mann dahinter beinahe winzig aussah. Er saß auf einem hohen Stuhl. Als Lichtquelle diente ihm eine Öllampe, deren Docht nur so weit herauschaute, um ein winziges Flämmchen abzugeben. Cuttatas blasses Gesicht war streng auf einen Papyrus gerichtet, den er in seinen dürren Fingern hielt.

»Wen hat er mir da mitgebracht?«, fragte Cuttata, ohne aufzusehen.

»Ist mir zugelaufen«, sagte Jovar und zwinkerte Sahri zu. »Würde für Geld fast alles machen. Könnte vielleicht Crys' Nachfolger werden.«

Sahri hätte Jovar am liebsten zurecht gewiesen. Noch vor kurzem wäre er beinahe Senator geworden. Nun sprach dieser Trunkenbold von ihm, als sei er ein Straßenhund.

»Crys?«, fragte Cuttata.

»Der Stallbursche in der Arena«, sagte Jovar.

»Ah.« Cuttata legte den Papyrus hin. »Bedauerlich, dass sie ihn gefressen haben.« Cuttatas Augen fixierten Sahri, wie eine Schlange, bevor sie zuschnappte. »Wer ist er?«, fragte Cuttata. Sahri bemerkte, dass die Frage wohl an ihn direkt gerichtet war.

»Mein Name ist Sedjet. Ich bin –«

»Nicht so viel reden«, unterbrach Cuttata barsch. »Vortreten!«

Sahri machte einen Schritt nach vorne. Cuttata erhob sich und umkreiste ihn wie ein Raubtier.

»Kann er arbeiten?«

»Ja«, sagte Sahri.

»Jawohl – Herr.«

»Jawohl, Herr.«

Cuttata setzte sich wieder und faltete die Hände.

»Er ist mager«, bemerkte er gelangweilt.

»Dann werde ich vielleicht nicht gefressen«, entgegnete Sahri kühl.

Einen Moment lang herrschte völlige Stille im Raum. Jovar biss sich auf die Lippen. Dann lachte Cuttata. Es war ein heiseres Lachen, eher schaurig als fröhlich. Doch als Jovar mit einfiel, fiel Sahri eine Last von den Schultern.

»Er hat Mumm, der Junge«, sagte Cuttata und schnipste. »Gefällt mir. Er soll sich morgen nach Sonnenaufgang bei den Ställen melden. Jovar wird ihm alles zeigen.« Er grinste breit und entlöste dabei seine Zähne, die wie eine Perlenkette aufgereiht waren. »Dann kann er beweisen, wieviel Mumm wirklich in ihm steckt.«

»Du bist verrückt«, sagte Jovar, als sie wieder draußen waren.

»Es war nur logisch«, sagte Sahri. »Immerhin habe ich die Stelle bekommen.«

Jovar klopfte ihm auf die Schultern. »Freu dich ruhig, bis du die Biester siehst. Wild sind sie. Ständig hungrig. Aber morgen mehr dazu.«

»Wann bekomme ich mein Geld?«, fragte Sahri.

»Wenn du den Tag morgen überlebst.« Jovar wandte sich zum Gehen.

»Wo willst du hin?«, fragte Sahri.

»Hab noch 'ne Verabredung.« Jovar grinste. »Wenn du verstehst, was ich meine.«

Sahri verstand nicht. Er ließ sich noch eine Wegbeschreibung zu den Ställen geben. Dann suchte er den *Schlitzer* auf. Schon von draußen war deutlich das Gemurmel vieler Menschen zu hören. Im Schankraum roch es nach Bier, gebratenem Schinken und Schweiß. Gortnuk wies Sahri einen Platz im Schlafsaal an, in dem wohl noch zwei Dutzend weitere Gäste nächtigen würden. Gortnuk wusste, dass Cuttata seine Leute pünktlich bezahlte und er flüsterte Sahri zu, dass er ihn für ehrenhaft hielt. Normalerweise würde er nicht anschreiben lassen. Doch für Sahri machte er eine Ausnahme. Er gab ihm sogar noch einen Kanten Brot und ein Stück Käse als Abendmahl. Sahri bedankte sich und hatte zugleich ein schlechtes Gewissen. Zum ersten Mal in seinem Leben hatte er Schulden gemacht. Außerdem konnte er den Blick von Gortnuk nicht leiden. Es wirkte fast, als würde er ihm seine Henkersmahlzeit bringen.

Kapitel 7: Bazara

In der Nacht wachte Sahri immer wieder auf. Im Schlafsaal roch es nach Schweiß und den Ausscheidungen von Menschen und Tieren. Sahri fragte sich, wie lange es dauern würde, bis er den Geruch der Stadt ebenfalls angenommen hatte. Einmal nachts polterten zwei Kerle in den Saal und unterhielten sich lautstark. Ständig dröhnte der Lärm aus dem Schankraum herüber. Und dann konnte Sahri nicht aufhören, über die Drachen nachzudenken.

Wie groß würden sie wohl sein? Sahri hatte von Drachen gelesen, die Kühe im Ganzen verschlingen konnten. Immerhin hatten sie den letzten Stallburschen gefressen. Kurz dachte Sahri daran, einfach die Stadt zu verlassen. Würde Gortnuk ihm seinen Türsteher hinterher schicken, um die Schulden einzutreiben? Würde Cuttata ihn suchen lassen?

Sahri wälzte sich auf seinem Strohlager hin und her. Er war so müde, dass er sich nicht aufraffen konnte. Seine Gedanken kreisten und kreisten, bis ein blauer Schleier vor dem Fenster die Morgensonne ankündigte. Sahri stand auf. Im Schankraum traf er auf Gortnuk, der noch hellwach schien und die Stühle zurecht rückte.

»Ah, mein Freund, der Schreiber!«, rief er zur Begrüßung. »Gehts zum ersten Arbeitstag?«

Sahri nickte stumm. Er hatte nicht viel übrig für morgendliche Gespräche.

»Hier«, sagte Gortnuk und reichte ihm einen Teller mit Brot, kaltem Hähnchenfleisch und einer roten Tunke. »Keine Sorge, ist bereits bezahlt. Der Gast musste nur leider vorzeitig gehen.«

Sahri dachte an den Rausschmeißer Kalab, der nirgendwo zu sehen war. Er nahm Platz. Das Essen war zwar kalt, schmeckte aber gut. Gortnuk setzte sich ihm gegenüber.

»Mit diesem Cuttata ist nicht zu spaßen«, sagte er.

»Ich habe ihn kennengelernt«, entgegnete Sahri.

»Du kennst ihn nicht«, sagte Gortnuk mit ernster Miene. »Pass auf dich auf. Du bist'n Guter.« Damit erhob er sich und ging zur Theke. Sahri blieb fast das Brot im Hals stecken. Kurz darauf brachte ihm Gortnuk einen Krug Wasser.

»Du gehörst nicht hierhin«, sagte Gortnuk. »Sieh zu, dass du bald weiterkommst, wo auch immer du hinwillst. Und lass es Cuttata nicht wissen.«

»Ich weiß es ja selbst nicht«, gestand Sahri. »Zurück in meine Heimat kann ich nicht.«

»Dann bleibt nur der Weg nach vorn«, sagte Gortnuk und lächelte. »Die Welt hat so viel zu bieten. An jeder Ecke wartet das Abenteuer.«

»Ich bezweifle, dass ich für das Abenteuer gemacht bin.«

»Manchmal steckt mehr in uns, als wir denken.« Gortnuk zwinkerte und ließ ihn allein.

Die Straßen waren menschenleer, aber voller Dreck. Ratten stritten sich um die größten Leckerbissen. An vielen Stellen schliefen Betrunkene ihren Rausch aus und mehr als einmal wäre Sahri beinahe in eine Pfütze von etwas getreten, das er nicht genauer betrachten wollte. Aber es war ruhig. Niemand sprach ihn an, niemand wollte ihm ein Angebot aufdrängen. Sahri genoss die kühle Morgenluft und die Einsamkeit.

Nicht weit von der Hauptstraße entdeckte Sahri das Stadion, in dem Wettkämpfe abgehalten wurden. Solch eine Arena bot sicher genug Platz für Drachenkämpfe. Allerdings hatte Jovar gemeint, dass die Kämpfe nicht so öffentlich stattfanden. Scheinbar waren sie sogar verboten, zumindest offiziell. Sahri ärgerte sich immer mehr, in was für eine Sache er da hineingeraten war.

Schließlich fand er ein unscheinbares Haus, das genauso heruntergekommen aussah wie die meisten anderen. Es war nicht besonders groß, doch es gab einen Durchgang zum Hof, über dem zwei Drachen aus Stein miteinander einen ewigen Kampf kämpften. Dies sollte der Eingang zu den Drachenställen sein? Sahri schaute sich um. Niemand war um diese Zeit unterwegs. Nur ein Betrunkener lag zusammengesunken am Straßenrand und schnarchte. Als Sahri durch das Tor gehen wollte, schnappte der Betrunkene nach Luft und riss die Augen auf. Er hustete geräuschvoll und spuckte aus. Sahri beachtete ihn nicht, doch der Mann rief ihm hinterher.

»He, Kleiner!« Es war Jovar. Er rappelte sich mühevoll hoch. »Bist ganz schön früh auf den Beinen.«

»Schläfst du immer hier draußen?«, fragte Sahri.

»Manchmal. Wenn ichs nicht nach Hause schaffe.«

»Wo wohnst du denn?«

Jovar nickte mit dem Kopf zur Seite. »In dem Haus da.«

»Deshalb trinke ich kein Bier«, sagte Sahri leise.

»Das Bier ist nicht das Schlimmste.« Jovar raffte sich auf. »Der Schnaps und vor allem die Weiber verdrehen einem den Kopf.« Er lachte. »Komm, Kleiner. Ich zeig dir was, da wirst du staunen!«

Jovar führte Sahri durch den Torbogen. Dahinter lag ein Gang, der zu beiden Seiten mit Bildern von Drachen bemalt war. Die Farbe blätterte teilweise schon ab. Der Gang führte auf einen Hof. Es gab mehrere Türen und zwei Tore, von denen eins vermutlich nach draußen führte, das andere ins Gebäude hinein. In einer hinteren Ecke unter einem Vordach war ein Berg Stroh aufgeschüttet. Jovar mühte sich mit einem großen Schlüsselbund ab, bis er den richtigen Schlüssel gefunden hatte.

»Ich zeig dir erstmal den Besucher-Eingang«, sagte Jovar und drehte den Schlüssel im Schloss. Die Tür ging knarrend auf. Dahinter lag Dunkelheit. Jovar ging voran, während Sahri zögernd stehen blieb.

»Hab dich nicht so, Kleiner«, sagte Jovar und winkte. »Hier sind schon viele andere durch. Die meisten habens überlebt.« Er lachte. »Nein, war nur'n Spaß. Besucher sind bisher nicht gefressen worden. Also, komm jetzt.«

Sahri betrat den dunklen Gang. Nach einigen Schritten öffnete sich zur Rechten eine Art Verlies, das mit dicken Eisenstangen vom Gang getrennt war. Im Dunkel dahinter lauerte eine Bestie. Sahri drückte sich an die gegenüberliegende Wand. Jovar bekam einen Lachanfall.

»Wirklich witzig, Kleiner«, sagte er. »Bist du sicher, dass du hier arbeiten willst? Dir macht ja schon eine Puppe Angst.« Er klopfte gegen die Gitterstäbe. Sie klangen seltsam hohl. »Alles Holz, Kleiner. Bringt die Menge in Stimmung.«

Jovar ging wieder voran. Sahri schenkte ihm einen strengen Blick. Bald kamen sie an eine Wendeltreppe, die in die Tiefe führte. Jovar entzündete eine Fackel.

»Abends machen wir hier etwas Licht«, sagte Jovar. »Aber nur soviel, dass sich hier keiner auf den Bart legt. Du glaubst gar nicht, wie lange Cuttata an dieser genialen Anlage gebaut hat. Hat sich gelohnt, sag ich dir! Aber sieh es dir selber an.«

Die Luft wurde stickiger. Ein Geruch stach Sahri in die Nase, beißend und irgendwie giftig. Wieder passierten sie ein paar Gitterstäbe, die Sahri genau begutachtete. Auch sie waren aus Holz, das jemand dunkel angestrichen hatte, damit es wie Eisen aussah. Dahinter saß die Puppe eines Drachen, dessen Vorderlauf sich bereits löste. Vielleicht hatten hier Besucher versucht, sich ein Andenken mitzunehmen.

»Hier ist es!«, verkündete Jovar und riss Sahri aus seinen Gedanken. »Das ist die Drachenarena!«

Vor ihnen öffnete sich der Gang zu einem riesigen, kreisrunden Raum. Von oben fiel Tageslicht durch die Decke. Ringsum standen Sitzreihen, die sich stufenartig um die eigentliche Arena aufbauten. Die Arena selbst wurde von einer Steinmauer begrenzt.

»Nur zu«, sagte Jovar. »Schau mal, was da unten los ist.« Er grinste hämisch.

Sahri näherte sich vorsichtig der Brüstung und warf einen Blick in die Arena. Sie war einige Meter tief und gar nicht so groß, wie er es erwartet hätte. Gewiss, hier konnte man ein gutes Dutzend Kamele unterbringen. Doch eine Drachenarena hatte er sich größer vorgestellt.

»Buh!«, rief Jovar und fasste Sahri an. Sahri schenkte ihm nur einen skeptischen Blick von der Seite.

»Ich sehe keine Drachen«, sagte er.

»Die sind dahinter.« Jovar deutete auf Tore aus dicken Eisenstäben, die aus der Arena herausführten. »Wenn du dich schon so sehr auf sie freust, lass sie uns gleich mal besuchen.«

Jovar kramte einen weiteren Schlüssel hervor und öffnete damit eine Tür hinter den Zuschauerrängen. Eine Treppe führte in die Dunkelheit hinab.

»Du gehst vor«, sagte Jovar und grinste.

Sahri nahm die Fackel entgegen. Er durfte nicht zeigen, dass ihm diese ganze Situation suspekt war. Immerhin vermutete er, dass die Drachen nicht besonders groß sein konnten. War dies eine besondere Züchtung? Er hatte auch von den Drachenreitern der Mashú gelesen, die in Nywerden lebten. Ihre Reittiere hatten keine oder nur sehr kleine Flügel und waren auch nicht so gewaltig wie die Drachen aus den Kindergeschichten.

Von unten stieg eine ungewöhnliche Hitze auf. Zwar war es in den Städten am Perlenmeer oft warm und schwül. Doch gerade in den Häusern mit dicken Wänden und erst recht in den Kellergewölben war es meist angenehm kühl. Hier schien es Sahri, als sei er in einem Dampfbad gelandet – nur stank es hier erbärmlich.

Hier standen wieder die Gitterstäbe in dichter Reihe, diesmal wirklich aus Eisen und dick wie Sahris Unterarm. Die Dunkelheit dahinter ließ sich auch nicht mit der Fackel vertreiben. Sahri folgte dem Rund der Gitterstäbe. Es gab mehrere Zellen, die von Steinwänden unterbrochen waren. Hier und da meinte er, einen Schatten wahrnehmen zu können. Er fühlte sich beobachtet.

»Sie lauern«, flüsterte Jovar. »Hinterlistige Biester. Kommen ein paar Wochen ohne Fressen aus, sind aber immer hungrig.«

»Womit werden sie gefüttert?«, fragte Sahri.

Jovar lachte. »Wir füttern sie nicht.«

Sahri überlegte, ob er einfach gehen sollte. Langsam begriff er, was für ein grausames Geschäft hier betrieben wurde.

»Ist schon einer von ihnen entkommen?«, fragte Sahri.

Jovar wurde kreidebleich. »Ja, einmal. Dein Vorgänger hat nicht richtig aufgepasst und das Tor offen gelassen. Haben seine Überreste später hier im Gang gefunden, zusammen mit dem Drachen. Das Vieh war so wütend, dass unsere Wachen kommen mussten. Haben den Drachen kalt gemacht. War'n ordentlicher Verlust für Cuttata. Wäre Crys nicht schon tot gewesen, hätte Cuttata ihn vierteilen lassen.«

Jovar erklärte Sahri, wie die Tore funktionierten. Es gab pro Verlies zwei Winden mit Ketten daran. Die rechte war für das Tor in die Arena. Die linke war für das Tor zum Gang. Sahri sollte die Drachen zuerst in die Arena lassen, dann das Tor zur Arena schließen. Dann könnte er ungehindert in das Verlies und dort ausmisten. Den Mist sollte er auf eine Schubkarre laden und über eine Rampe nach draußen in den Hof bringen. Mit einer anderen Schubkarre sollte er neues Stroh zu den Ställen bringen. Jovar führte ihn an allen Käfigen vorbei und sagte ihm, in welchen Käfigen Drachen lebten und welche leer waren.

»Hast du das kapiert, Kleiner? Immer nur ein Drache auf einmal in die Arena!«, sagte Jovar. »Sonst fressen sie sich gegenseitig. Solange Leute dafür bezahlen, freut das Cuttata. Wenn niemand bezahlt, bezahlst du.« Jovar fuhr sich abermals mit dem Finger über die Kehle.

»Und wie bekomme ich sie in die Arena?«, fragte Sahri, während er die Drohung ignorierte.

»Die meisten rennen von selbst hin. Denken, es gibt was zu fressen.« Jovar deutete auf einen Käfig. »Nur bei dem hier musst du dich etwas anstrengen. Der ist verflucht schlau. Wir nennen ihn den Feuerroten Würger. Hat die letzten acht Kämpfe gewonnen. Und was das für Kämpfe waren! Junge, am Samstag musst du auf jeden Fall dabei sein. Da tritt er wieder auf.«

Sahri hoffte, dass er bis dahin eine neue Stelle gefunden hätte, sagte aber nichts. Jovar wünschte ihm viel Glück und verabschiedete sich. Er müsste noch ein paar Dinge für Cuttata regeln.

Zuerst ging Sahri an einen leeren Käfig. Er hielt die Fackel hinein und schaute nach, ob Jovar sich nicht einen Scherz erlaubt hatte. Doch so sehr er schaute, konnte er keinen Drachen entdecken. Sahri probierte den Mechanismus aus, der das Tor zur Arena öffnete. Die Kurbel ging schwer. Sahri war froh, dass Gortnuk ihm ein gutes Frühstück bereitet hatte. Er öffnete auch das Tor zum Gang und untersuchte das Verlies.

Das Stroh schien nicht mehr allzu frisch zu sein. Sahri nahm sich vor, auch hier aufzuräumen, wenn er mit den anderen Käfigen fertig war. Neugierig trat er durch das Tor in die Arena. Hier lagen Knochensplitter und Hautfetzen im Sand. An manchen nagten Fliegen und Käfer. Sofort vernahm Sahri eine Unruhe in den Käfigen. Hinter den Gitterstäben liefen die Drachen hin und her. Sie warteten darauf, dass jemand ihr Tor öffnete. Rasch ging Sahri zurück in den Gang, schloss sorgfältig das Tor zur Arena – wobei er genau auf das Geräusch achtete, das das Tor machte, wenn es ganz geschlossen war.

Als beide Tore gesichert waren, versuchte er sich an einem Käfig, in dem ein Drache lebte. Mit Mühe öffnete er den Zugang zur Arena. Das Gitter war gerade erst zu einem Viertel hochgezogen, da drückte sich der Drache hindurch und brüllte. Sahri erinnerte sich an das Fauchen der Schatten und merkte, wie seine Knie weich wurden. Er schüttelte den Kopf. Wenn er nur genug aufpasste, würde ihm nichts geschehen. Er ließ das Gitter wieder herunter und der Drache war in der Arena gefangen.

Dann trieb Sahri die Neugierde. Er nahm die Treppe nach oben zu den Zuschauerrängen. Langsam näherte er sich dem Loch in der Mitte und spähte über die Mauer. Der Drache war fast doppelt so lang wie

Sahri. Mit seinen krallenbesetzten Läufen wälzte er sich durch den Sand. Aus dem Mund troff ihm zäher Schleim. Eigentlich erinnerte er mehr an eine große Echse. Wieder brüllte der Drache und Sahri konnte viele spitze Zähne erkennen, die jedoch kleiner waren als er es von Zeichnungen kannte. Dennoch war sich Sahri sicher, dass ein Biss genügen würde, um ihm einen Arm abzubeißen. Er war fasziniert, wenn auch ein wenig enttäuscht. Bisher hatte er vermutet, dass die meisten Drachen Flügel besaßen.

Der Mist stank schlimmer als alles, was Sahri jemals hatte ertragen müssen. Er konnte kaum atmen. Als er einen Haufen mit der Mistgabel auf die Schubkarre hob, musste er heftig würgen. Immer wieder ging er nach oben, um frische Luft zu schnappen. Es verging eine Stunde, bis er die erste Schubkarre über eine Rampe nach oben gebracht und den Mist im Hof abgeladen hatte. Sahris Kleidung war bereits schweißdurchtränkt und stank fürchterlich.

Nicht aufgeben, sagte er sich. Jovar und Cuttata erwarteten, dass er seine Arbeit bis zum Abend erledigt hatte. Wenn nicht, würde er seinen Lohn nicht bekommen und seine Unterkunft verlieren – oder Schlimmeres. Also schloss Sahri das Tor zum Gang sorgfältig, bevor der den Drachen wieder in sein Verlies ließ.

Käfig um Käfig mistete Sahri so aus. Er versuchte, nicht an den riesigen Berg Arbeit zu denken, der vor ihm lag. Eigentlich war es ganz ähnlich wie damals im Leuchtturm. Er hatte sich immer nur auf die Liste konzentriert, die er in der Hand hielt. Erst am Schluss hatte er zurück geblickt und gesehen, was er alles erledigt hatte. Immer einen Schritt zur Zeit. Doch bald wollten ihm seine Arme abfallen, so weh taten sie. Sahri kämpfte sich weiter durch die Misthaufen, brachte Schubkarre um Schubkarre nach oben in den Hof. Er durfte nicht aufgeben.

Den Käfig des Feuerroten Würgers nahm sich Sahri für den Schluss vor. Als Sahri das Gitter zur Arena öffnete, geschah nichts. Irgendwo im Schatten lag ein riesiger Leib, scheinbar regungslos. Sahri schaute genau hin. Er hatte den Eindruck, der Drache würde ihn beobachten.

»Nun geh schon!«, rief Sahri. »Willst du weiter auf deinem ganzen Mist liegen?«

Der Feuerrote Würger reagierte nicht.

Sahri suchte nach etwas, mit dem er den Drachen pieksen konnte. Die Mistgabel schien ihm zu spitz. Er wollte den Drachen schließlich nicht verletzen. Außerdem war sie zu kurz. Er musste sich eine andere Lösung überlegen.

Dann schaute sich Sahri um, ob noch jemand in der Nähe war. Jovar hatte sich seit dem Morgen nicht blicken lassen. Dieser verlotterte Trunkenbold! Sahri spürte Wut aufsteigen. Das war gut für das, was er jetzt wagen wollte. Würde es klappen? Er hatte es noch nie willentlich beeinflussen können.

Sahri konzentrierte sich auf die Wut. Er dachte an Cuttata, der diese Drachen hier festhielt, damit sie sich gegenseitig zerfleischten – und die Menschen, die dafür bezahlten. Dann waren da wieder die Bilder vom Tempelplatz, von den Amudani, von Sahris Lehrer Thoth, der sich ebenfalls als Fanatiker herausgestellt hatte. Sahri spürte die Wut im Bauch aufsteigen. Einen Moment lang wurde ihm schwindlig. Da war er wieder: der Abgrund, vor dem er sich so sehr fürchtete. Sahri balancierte an seinem Rand und versuchte, die Wut festzuhalten. Nur nicht zu sehr. Sie sollte fließen dürfen. Er atmete tiefer, während die Glut sich von seinem Bauch aus ausbreitete, bis in seine Fingerspitzen.

Ein Flämmchen schoss hervor. Es war kein großes Feuer, nicht einmal stark genug, um den Drachen zu erreichen. Doch gleich regte er sich und ließ ein Fauchen hören. Bei Lindgard Worms hatte Sahri gelesen, dass Feuerdrachen die stärksten Drachen waren. Vielleicht lag es im Instinkt dieser Kreatur? Einen kurzen Moment dachte Sahri daran, dass der Feuerrote Würger mit einer Flammensalve antworten könnte. Stattdessen wälzte sich der Würger aus seinem Käfig in die Arena.

Sahri lachte vor Freude. Er hatte es wirklich getan! Er hatte Magie gewirkt. Sahri schloss das Tor zur Arena und mistete auch diesen Stall aus, bevor er neues Stroh holte. Mittlerweile war es später Nachmittag geworden und Jovar kehrte zurück.

»Glückwunsch«, sagte Jovar. »Hast deinen ersten Arbeitstag überlebt. Das schaffen nicht alle.« Er lachte. »Nur'n kleiner Scherz auf deine Kosten.«

Sahri war völlig am Ende. Noch nie in seinem Leben hatte er so hart arbeiten müssen. Er nahm von Jovar seinen Lohn für den Tag entgegen. Zwölf Bes. Davon würde er seine Unterkunft und etwas zu essen

bekommen. Allerdings musste er auch dringend baden und würde auch einen neuen Satz Kleidung brauchen. Alles stank widerlich. Er würde einen Teil sparen müssen.

»Bleibst du zum Kampf?«, fragte Jovar. »Dann siehst du die Viecher mal in Aktion. Wenn erst einmal das Blut –«

»Nein, danke«, sagte Sahri. »Ich ruhe mich heute lieber aus.«

»Wie du meinst.« Jovar wirkte gekränkt. »Dann amüsier dich mal woanders. Aber Samstag, da musst du dabei sein! Alle setzen auf den Würger. Hat ja bisher immer gewonnen. Wird sich zeigen, ob er gegen die Neuen ankommt. Freitag gibts 'ne Lieferung Frischfleisch. Vielleicht ist'n Sieger dabei.«

Auf dem Weg zum *Schlitzer* sah sich Sahri nach einem Turm um. Er nahm auch einige Seitenstraßen, wobei er den Einheimischen aus dem Weg ging. Er wusste, dass Magier aus irgendeinem Grund gerne in Türmen wohnten. Das war natürlich nur eine Hypothese, die er noch überprüfen musste. Doch ein Turm wäre ein erster Hinweis. Vermutlich würde sich solch ein Turm sogar eher im Randbereich der Stadt befinden. Darum würde er sich in den nächsten Tagen kümmern. Für diesen Moment wollte er nicht zuviel Zeit verschwenden. Er war bereits am Ende seiner Kräfte.

Im *Schlitzer* angekommen bezahlte er sogleich Gortnuk für den Schlafsaal und mietete sich ein Einzelzimmer für die nächste Nacht. Das Zimmer war gerade groß genug für eine Schlafmatte und für eine Truhe, aber es reichte vollkommen. Ein kleines Fenster ließ Sonnenlicht und frische Luft herein. Einer von Gortnuks Bediensteten brachte Sahri außerdem eine Schüssel mit Wasser. Sahri wusch sich so gründlich wie er konnte.

Doch seine Kleidung war immer noch ein Problem. Sahri haderte mit sich, entschied sich aber schließlich dazu, sie ebenfalls in der Schüssel auszuwaschen. Er hängte sie über einen Haken an der Tür auf. Im Zimmer war es immer noch warm genug, dass die Sachen trocknen konnten. Sahri hatte keine große Hoffnung, den Gestank völlig loszuwerden, solange er in den Ställen arbeitete.

Er setzte sich nackt auf sein Schlaflager. Die Tür war abgeschlossen, sodass er ungestört bleiben würde. Sahri dachte in den nächsten Stunden über seine Situation nach. Wie lange würde er wohl arbeiten müssen, um sich neue Kleidung und eine Weiterreise leisten zu können? Würde er wohl eine bessere Arbeit finden, womöglich sogar bei einem Magier? Gab es überhaupt Magier in Ke Lebara? Oder hatten die Amudani auch hier alle vertrieben? Sahri hatte bisher keine Anzeichen von ihnen entdeckt.

Unten aus dem Schankraum drängte immer mehr Lärm. Sahris Magen knurrte. Doch er genoss die Zeit, die er mit sich alleine verbringen konnte. Wie lange hatte er schon nicht mehr die Muße gehabt, einfach in Ruhe nachdenken zu können? Er hatte keine anderen Verpflichtungen, als am nächsten Morgen wieder bei den Drachenställen zu erscheinen, um den Lohn für seine Unterkunft zu verdienen. Gleichzeitig hatte er die Freiheit, jederzeit weiterziehen zu können. Wer hinderte ihn daran, nach Orada zu ziehen und weiter nach Nywerden? Sicher, er müsste dafür ein Schiff besteigen, nichts als diesen abscheulich tiefen Schlund aus Wasser unter sich. Aber wenn er die Schattenlande durchquert hatte – was war noch alles möglich?

Sein ganzes Leben hatte Sahri in den Stadtmauern Raqedus verbracht. Nun stand ihm die Welt offen. Er könnte die verschiedenen Völker und Sprachen studieren, und allem voran: Die Magie! Er würde nicht ruhen, bis er alles darüber herausgefunden hätte. Sahri sah bereits die Bücher vor sich, die er eines Tages schreiben würde.

So saß Sahri wohl einige Stunden, bis sein Magen ihn dazu trieb, die Schankstube aufzusuchen. Seine Kleidung war immer noch klamm und klebte auf der Haut. Jede Bewegung verursachte ihm Ekel.

Gortnuk war freundlich wie immer und bereitete Sahri ein ordentliches Mahl zu. Gerade wollte Sahri mit seinem Teller wieder nach oben auf sein Zimmer verschwinden, als ihn jemand von hinten an der Schulter packte.

»Na, wen haben wir denn da?«, brummte eine Stimme.

Sahri drehte sich um und erblickte einen Mann, der vollkommen aus Haaren zu bestehen schien. Unter buschigen Augenbrauen schauten zwei neugierige Augen hervor. Der Bart wirkte wie ein eigenes Lebewesen.

»Ihr müsst mich mit jemandem verwechseln«, sagte Sahri und wollte sich aus dem Staub machen.

»Glaub' ich nich'«, sagte der Bärtige. »Ich komm' jeden Abend hierhin. Und dich hab ich hier noch nich' geseh'n. Wo kommst'n her?«

»Ich möchte wirklich gerne auf mein Zimmer.«

Der Bärtige grinste und schlang einen Arm um Sahris Schultern. »Papperlapapp!«, rief er. »Der Abend is' noch jung und ich muss dich'n paar Leuten vorstellen. Ich bin übrigens Ayik. Wie heißt du, mein Freund?« Er drückte Sahri zu einem Tisch inmitten des Getümmels. Sahri kam nicht gegen den Hünen an.

»Mein Name ist Sedjet«, presste er hervor.

»Sedjet, willkommen in Raqedu!«, verkündete Ayik, als sei das etwas ganz Besonderes. Am Tisch saßen drei Menschen, die alle irgendwie heruntergekommen aussahen. »Das hier sind meine Freunde«, erklärte Ayik. »He, Leute! Begrüßt mal unseren neuen Freund hier. Sein Name ist Sedjet.«

Ein Kerl spielte unablässig mit einem Messer und schnitzte Kerben in den Tisch, was Sahri nervös machte.

»Wo kommst'n her, hm?«, fragte der Kerl.

»Raqedu«, sagte Sahri knapp.

»Verdammte Schnösel-Stadt.«

»Dyk, jetzt sei mal ein bisschen netter«, sagte eine Frau, die ihm gegenüber saß. Sie war recht beleibt und hatte einige graue Strähnen im ansonsten schwarzen Haar. »Ich heiße Kandela. Schön, dich kennen zu lernen, Sedjet.« Sie lächelte Sahri an.

Außerdem saß ein dürrer Kerl mit Augenklappe am Tisch. Seine Wundwinkel zuckten unablässig.

»Das ist Sem«, erklärte Ayik, während er Sahri auf die Bank zwischen sich und dem Messer-Mann drückte. »Der spricht nicht viel.«

Sem gluckste und kratzte sich dann nervös am Hinterkopf.

»So, dann erzähl mal«, sagte Ayik.

Alle Augen richteten sich auf Sahri. Nur Dyk starrte auf sein Messer.

»Was soll ich erzählen?«, fragte Sahri und schaute verlegen auf den Tisch. Alles roch nach Schweiß, Schnaps und Bier. Daneben hatte Sahri immer noch den Gestank aus den Drachenställen in der Nase. Die anderen schienen es entweder nicht zu merken oder ignorierten es.

»Ich versteh' schon«, sagte Ayik und klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter. »Wie sollste auch in Plauderstimmung kommen, ohne was zu trinken?«

Er rief nach Gortnuk, der Sahri kurz darauf zwinkernd einen großen Humpen Bier vor die Nase stellte.

»Auf Sedjet!«, rief Ayik. Sie stießen gemeinsam an und Sahri nahm notgedrungen einen kleinen Schluck. Das Bier schmeckte bitter und weckte unangenehme Erinnerungen. Sahri sah sich wieder auf dem Tempelplatz sitzen, während Ananya und Entu miteinander tanzten.

»Geht auf mich, das Bier«, sagte Ayik und grinste.

»Wie kommst, dass du hier bist?«, fragte Kandela.

»Darüber möchte ich lieber nicht reden«, sagte Sahri.

»Oh, er ist schüchtern.« Kandela lachte und stieß Sem an. »So wie der hier. Aber keine Sorge, Sedjet. Wir mögen dich trotzdem.«

Kandela trank den Humpen in einem Zug. Dann stieß sie einen kräftigen Rülps aus, der nach Knoblauch und Bier roch. Alle am Tisch lachten, selbst Dyk. Sahri wurde immer kleiner. Aus Verlegenheit trank er noch einen Schluck.

»Du gefällst mir, mein Freund«, sagte Ayik.

»F-frag ihn, ob er 'ne F-f-freundin hat«, sagte Sem und kicherte in sich hinein.

»Ach, Sem!«, sagte Kandela streng. »Sowas fragt man doch nicht.«

Sahri nippte erneut an seinem Bier. Eingeklemmt zwischen Ayik und Dyk hatte er keine Möglichkeit zu entkommen. Vielleicht könnte er unter den Tisch rutschen?

»Ach, so'n strammer Bursche wie Sedjet hier braucht sich vor nix zu schämen«, sagte Ayik und prostete Sahri zu. »Nich' wahr, hast bestimmt schon reichlich Frauen den Kopf verdreht.«

Sahri starrte nur stumm auf sein Bier.

»Is' nich' wahr«, meinte Ayik überrascht. »Sag mir nich', dass du noch –«

»Nun lass ihn«, meinte Kandela.

»Der hatte noch keine«, kicherte Sem.

»Is' doch egal«, meinte Dyk und spielte weiter mit dem Messer.

»Isses nich«, sagte Ayik ernst. »Mein Lieber, du hast das Schönste im Leben verpasst. Und ich wär nich' Ayik, wenn mich das nich' bewegen würde, nich'.« Mit einem Arm umfasste er Sahri. Mit dem anderen klopfte er sich auf die Brust und schniefte theatralisch. »Nee, Sedjet, wirklich. Mein, Freund, wie alt bist du?«

»Zwanzig«, sagte Sahri und versuchte, den beißenden Schweißgeruch zu ignorieren, der aus Ayiks Achselhöhle drang.

»Zwanzig!«, rief Ayik. »Und noch nie bei einer Frau gelegen?«

Sem biss fast in die Tischplatte, so sehr kicherte er. Sahri seufzte und schüttelte den Kopf. Er dachte an Ananya, die einzige Frau, die er je geliebt hatte. Ayik haute mit der Faust auf den Tisch, dass die Krüge rappelten.

»Sedjet, da müssen wir was dran machen«, verkündete er. »Ja, da werden wir was dran machen! Noch heute. Jetzt gleich.«

»Bitte nicht.« Sahri hielt den Bierkrug schützend vor sich.

»Du brauchst nicht schüchtern sein. Und danken kannst du mir später. Ich sags dir, mein Freund: Heute Abend wirst du zum Mann.«

Sem klopfte begeistert mit den Händen auf dem Tisch. Kandela sagte: »Hört hört«. Dabei grinste sie. Dyk brummte etwas, das Sahri nicht verstand. Überhaupt verstand er gerade nicht sehr viel. In seinem Kopf drehte sich alles. War es das Bier? So viel hatte er gar nicht getrunken. Doch als Sahri in seinen Krug blickte, war dieser schon mehr als halb leergetrunken. Ayik nahm ihm den Krug ab und zog Sahri mit sich.

»Heute wird hier einer zum Mann gemacht!«, rief er in die Schankstube hinein. Von den anderen Plätzen kamen Beifallsrufe. Einige riefen, er solle die Klappe halten.

Sahri versuchte sich von Ayik loszureißen. Doch Ayik hielt ihn fest. Er redete beständig auf ihn ein, dass er nun einen neuen Lebensabschnitt beschreiten würde. Es war bereits dunkel und viele Menschen waren unterwegs. Sahri dachte an die Frau, die ihn ganz am Anfang in der Stadt begrüßt hatte. Sobald Ayik ihn losließ, würde er so schnell rennen wie er konnte.

»Erstmal machen wir dich frisch«, sagte Ayik. »Du stinkst ja, als hättest du in den Drachenställen geschlafen.« Ayik lachte herzlich. »Wo hast du dich denn rumgetrieben?«

»In den Drachenställen«, sagte Sahri.

»Is' nich' wahr!« Ayik machte große Augen. »Die Kämpfe sind der Wahnsinn. Wär auch heute hingegangen. Aber wir zwei Männer haben 'ne Mission! Und da sind wir.«

Sie standen vor einem langgestreckten Gebäude mit mehreren Kuppeln. Die Fenster waren klein und mit dickem Glas besetzt. Die Wände zierten gemalte Blumenranken. Sahri kannte solche Bäder aus Ragedu. Er hatte nie eins besucht. Er zog es vor sich zu waschen, wenn niemand ihm dabei zusah. Ayik steuerte auf den Eingang zu. Sahri wollte sich gerade aus dem Staub machen, doch Ayik nahm ihn bei der Schulter.

»Das wird ein Spaß«, sagte er und grinste.

Sahri war da ganz anderer Meinung. Was fiel diesem Kerl eigentlich ein? Hatte Sahri nicht genug durchblicken lassen, dass ihm jetzt nicht nach einem Bad war? Überhaupt: Sie kannten sich gar nicht! Wenn sie wenigstens Freunde gewesen wären – nein, auch dann wäre Sahri nicht mitgekommen. Ein echter Freund hätte erkennen müssen, dass Sahri keine Lust darauf hatte. Wie gern säße er jetzt in seinem kleinen, aber so wunderbar einsamen Zimmer im *Schlitzer!*

Sahri hoffte inständig, dass Ayik seinen Fehler erkennen würde. Was hatte er ihm gesagt? Er würde heute ein Mann werden? Sahri war doch ein Mann, soweit er das beurteilen konnte. Oder musste ein Mann –? Sahri schluckte.

Ein Sunduq begrüßte sie am Eingang und geleitete sie in den Umkleideraum. Hier war es bereits sehr warm. Sahri sah die vielen nackten Leiber und fragte sich, wie man nur Gefallen an dieser Sache finden konnte. Den ganzen Tag über konnte man draußen Hitze haben. Wieso sollte man sich noch Geld bezahlen, um schwitzen zu dürfen? Mit Schrecken dachte Sahri daran, dass er sparen musste, um sich neue Kleidung zu kaufen. Als hätte Ayik seine Gedanken erraten, sagte er:

»Ich lad' dich natürlich ein. Ist mir eine Ehre.«

»Das muss wirklich nicht sein«, sagte Sahri.

»Ach, Quatsch!« Ayik winkte ab. »Hab dich direkt gemocht, als ich dich gesehen hab'. Du bist'n Guter. Hast verdient, diese Stadt mal von ihrer besten Seite kennen zu lernen. Mit allem drum und dran, wenn du verstehst.«

Er zwinkerte und schälte sich aus seiner Kleidung. Als Sahri Ayiks haarigen Rücken sah, wurde ihm übel.

Der Sunduq sah Sahri streng an und zeigte auf seine Kleidung. Zähneknirschend folgte Sahri der Aufforderung. Der Sunduq reichte ihnen große Leinentücher, die sie sich um die Hüften wickelten. Sahri war froh, zumindest einen Teil seines Körpers bedecken zu können. Doch er schämte sich immer noch für seine schmale Brust. Jetzt, wo er sich mit den anderen verglich, hatte er tatsächlich das Gefühl, kein richtiger Mann zu sein. Die meisten waren breiter gebaut, hatten mehr Muskeln oder ein ausgeprägteres Kinn. Für einen kurzen Moment dachte Sahri an seinen Vater. Das war ein richtiger Mann gewesen – gelehrt und stark. Hatte Sahri wirklich geglaubt, in seine Fußstapfen treten zu können?

Der Sunduq nahm die Kleidung der beiden entgegen, schnupperte auffällig an Sahris Hemd und verzog das Gesicht.

»Auch einmal waschen, Meister«, sagte Ayik gönnerhaft. Zu Sahri meinte er: »Bis wir hier durch sind, riecht alles nach Rose.«

Nun gab es kein Zurück mehr. Der Sunduq gab Sahris Kleidung an einen weiteren Bediensteten. Damit verschwand sie in einen hinteren Raum. In einem Handtuch würde Sahri sicher nicht zum *Schlitzer* zurücklaufen. Er folgte Ayik durch einen Durchgang in eine Halle mit Kuppeldach. Die Luft war hier noch heißer. Sahri fiel es im ersten Moment schwer zu atmen. Im dichten Nebel lagen viele schwitzende Leiber herum. Tropfen fielen von der Decke und platschten auf den Boden, was vielfach von den Wänden widerhallte, genauso wie die wohligen Seufzer.

Bedienstete schritten durch den Raum, gossen wohlriechendes Wasser auf einen heißen Stein. Dampf verteilte sich im Raum. Manche droschen mit Ruten aus Zweigen oder Ziegenhaar auf die Besucher ein. Andere drückten mit ihren Händen auf Rücken herum, bis es knackte. Außerdem rissen sie derart an Armen und Beinen, dass Sahri meinte, sie würden gleich jemandem die Knochen brechen.

Ein Bediensteter kam auf Sahri und Ayik zu und reichte ihnen kleine Becher mit einer Flüssigkeit, die stark nach Anis roch.

»Trink!«, sagte Ayik und kippte seinen Becher in einem Zug herunter. »Macht dich locker.«

Sahri schluckte das Zeug und bereute es gleich. Es brannte fürchterlich. Schwindel packte ihn. Er hatte den Eindruck, er müsste sich hinlegen. Da entdeckte er eine freie Fläche. Vielleicht würde Ayik ihm in diesem dichten Nebel auch nicht finden. Vielleicht könnte er sich einfach ausruhen und ignorieren, dass er nicht alleine war.

Gerade hatte Sahri es sich bequem gemacht, da begann jemand, mit einer Rute auf ihn einzudreschen. Sahri blieb wieder die Luft weg. Er erinnerte sich an die Nacht, in der Entu ihn verprügelt hatte. Schon stieg die Glut in ihm auf – doch Sahri hielt sie zurück. Das alles war Teil dieses Rituals, dem Sahri sich hilflos ausgeliefert fühlte. Er war nicht in Lebensgefahr.

Dennoch fühlte er – ja, was war es? Sahri bemerkte ein Gefühl. Diese plötzliche Erkenntnis ließ ihn sogar fast ausblenden, dass mittlerweile ein Kayya damit beschäftigt war, Sahris Rücken und Gliedmaßen zu malträtieren. Was hatte ihn dazu gebracht zu denken, dass da ein Gefühl wäre? Gewiss, die Glut in ihm war da gewesen. Vielleicht war Sahri wütend geworden, weil Ayik ihn einfach in dieses Bad gezerrt und jemand ihn mit einer Rute verdroschen hatte. Doch das Gefühl war im selben Moment weg gewesen, als Sahri sich damit befassen wollte.

Ayik schien nicht mehr da zu sein. Sahri war ganz für sich. Sein Körper war angespannt, gewiss. Der Kayya mühte sich sehr ab damit. Je länger die Zeit verstrich, desto weniger konnte Sahri dagegen ankämpfen. Allmählich entspannte er sich. Alles um ihn herum verlor an Bedeutung. Die Männerstimmen, die sich frivole Witze erzählten, das stetige Tropfen, die Rutenschläge der Kayyas, das lustvolle Seufzen – hatte er da nicht auch eine Frauenstimme gehört?

Sahri war hellwach. Er hatte sich beinahe daran gewöhnt, dass er nackt unter Männern war. Immerhin hatte er das Handtuch umgebunden. Aber eine Frau sollte ihn so nicht sehen. Er bemerkte, dass der Kayya mittlerweile verschwunden war. Da hörte er eine vertraute Stimme neben sich:

»Na, was hab ich gesagt?« Ayik hockte neben Sahri. »Wird Zeit für die nächste Station. Komm, mein Lieber.«

Sahri wurde sich wieder des Albtraums bewusst, in dem er steckte. Er folgte Ayik in einen Raum, in dem es weniger dampfte. Doch es war nicht weniger warm hier. Winzige Öllampen gaben gerade so viel Licht, dass Sahri die vielen Liegen ringsum bemerkte. Sie waren jeweils durch einen Vorhang getrennt. Bei manchen war sogar ein Tuch vorgezogen. Von hier waren die Frauenstimmen gekommen.

Sogleich näherten sich Ayik und Sahri auch einige Damen, die außer einem Handtuch unbekleidet zu sein schienen. Sahri schluckte. Sein Herz pumpete schnell. Unbekannte Gefühle regten sich in ihm, wühlten in seinem Bauch, machten ihn schwach und hilflos. Die schönste Frau, die Sahri jemals gesehen hatte, sprach Ayik an:

»Na, mein Großer? Hast du mich vermisst?«

»Wie wild«, antwortete Ayik. »Aber meine liebe Bazara, heute bringe ich einen Freund mit. Der ist noch etwas schüchtern und –« Er schaute Sahri an. »Ich glaub', er is' bei dir in guten Händen.«

Die schöne Frau, die anscheinend Bazara hieß, ging nun auf Sahri zu. Sie setzte jeden ihrer Schritte so, als würde sie den Boden damit küssen wollen. Ihre Arme bewegten sich grazil und hielten Sahris Blick gefangen. Er wagte nicht, ihr in die Augen zu sehen. Doch Bazara legte sanft einen Finger unter Sahris Kinn und schob es nach oben.

»Schhhhh«, flüsterte sie. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben.« Ihr Lächeln ließ Sahris letzten Widerstand dahinfließen. Als sie den Finger von seinem Kinn nahm, wünschte er sich nichts sehnlicher, als dass sie ihn erneut berühren würde.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Sahri leise.

»Was du willst, mein Lieber.«

Sie nahm ihn bei der Hand, zwinkerte Ayik zu, der bereits im Gespräch mit einer anderen Frau war. Dann führte sie Sahri zu einer Liege und zog das Tuch vor. Sie waren jetzt alleine in einem kleinen Raum, der zwar die Blicke von außen abschirmte, doch alle Geräusche durchließ.

»Wie heißt du?«, fragte Bazara.

Sahri überlegte, ob er dieser Frau seinen wirklichen Namen verraten sollte. Seit er Ananya kannte, hatte er nie wieder eine Frau so angesehen wie sie. Und noch nie hatte ihn eine Frau mit so viel Aufmerksamkeit bedacht.

»Ich –«, begann Sahri und atmete tief durch. »Ich heiße Sedjet.« Er ärgerte sich innerlich, dass er nicht die Wahrheit gesagt hatte.

»Ich mag dich, Sedjet«, sagte Bazara und spielte mit einem Finger auf Sahris Brust. »Du bist ganz anders als die anderen. So sanft.«

Sahri schloss die Augen. Wieder war da dieser Abgrund. Wieso ausgerechnet in diesem Moment? Die Dunkelheit wollte ihn hinabziehen, wollte ihn ganz verschlingen. Sahri spürte, wie sein ganzer Körper sich versteifte.

»Schhhh«, sagte Bazara wieder. »Alles ganz in Ruhe, mein Lieber. Wir haben Zeit.«

Sie hörte auf, Sahris Brust zu streicheln. Als er die Augen öffnete, saß sie lässig neben ihm.

»Was würdest du jetzt gerne tun?«, fragte sie.

Sahri überlegte. Es gab da eine Sache, doch es war ihm furchtbar peinlich, darüber zu reden. Wieder schloss er die Augen. Wieder drohte dieser abgrundtiefe Schlund. Sahri atmete durch.

»Ich würde gern –« Er schluckte. »Ich würde gern meinen Kopf in deinen Schoß legen.«

»Gern«, sagte Bazara und kniete sich an das Kopfende der Liege. Sahri rutschte etwas hoch und ließ dann seinen Kopf in Bazaras Schoß sinken wie auf ein Kissen. Es war ungewohnt, aber auch schön. Eine gefühlte Ewigkeit lagen sie so da, während Sahri alle möglichen Gedanken durch den Kopf gingen. Irgendwann begann Bazara, Sahris Stirn zu massieren. Sahri ließ sich mehr und mehr in ihre Berührung fallen. Alles andere wurde unwichtig – die Flucht vor den Amudani, die Schattenlande, die Drachenställe. Es gab nur diesen Moment, die Wärme von Bazaras Körper und diese traumhafte Begegnung.

»Erzähl mir von dir, Sedjet«, flüsterte Bazara.

»Was soll ich erzählen?«

»Was du willst.«

Sahri blinzelte und schaute Bazara an, die liebevoll über ihm schwebte wie eine Göttin.

»Meine Mutter hat mich nie so gestreichelt«, hörte Sahri sich sagen. »Zumindest kann ich mich nicht daran erinnern.«

Bazara entgegnete nichts, sondern machte einfach weiter, strich über Sahris Schläfen und über seinen Kopf.

»Manchmal frage ich mich«, fuhr Sahri fort. »Ob alles anders gekommen wäre, wenn ich mich nur an einer Stelle in meinem Leben anders entschieden hätte. Ich hätte in Raqedu bleiben können, gewiss. Sie hätten mich gefangen genommen. Aber was, wenn nicht?« Die Worte strömten einfach aus seinem Mund. »Ich hätte diese ganzen Strapazen nicht gehabt. Ich hätte keinen Hunger gelitten. Ich hätte gewusst, wo ich schlafen kann. Vielleicht wäre ich Senator geworden. Es lag alles vor mir. Aber ich bin fortgegangen.«

Bazara summte leise, während Sahri weiter sprach.

»Es gab diesen einen Moment.« Sahri schluckte. »Damals habe ich sie geliebt. Ihr Name war Ananya. Sie hatte mir so zugehört wie keine zuvor. Und sie war wunderschön.« Er lächelte. »Wir haben uns beim Thoth-Tempel getroffen. Ich hatte ihr ein Geschenk mitgebracht. Aber sie wollte unbedingt auf dem Tempelplatz tanzen gehen. Also ging ich mit. Ich tanzte nicht. Deshalb habe ich sie verloren. Wie oft habe ich daran gedacht! Was wäre gewesen, wenn ich getanzt hätte? Wäre sie jetzt mit mir zusammen?« Sahri liefen Tränen über die Wangen. »Ich habe einfach dagesessen«, schluchzte er. »Und sie ist mit diesem – diesem Kerl mitgegangen. Alles wäre anders geworden. Ich –« Die Worte gingen im Schluchzen unter. Bazaras Summen war beruhigend. Sie strich ihm übers Haar, geduldig und sanft. Sahri schüttelte sich, tobte, kämpfte. Immer wieder versuchte er zu sprechen, doch die Stimme versagte ihm.

Irgendwann lag er einfach nur da, den Kopf in Bazaras Schoß gebettet. Sie hatte aufgehört zu summen. Sie war einfach da und hielt ihn im Arm. Das Seufzen der Männer und Frauen ringsum erinnerte Sahri daran, wo er war. Er schämte sich. Als er die Augen öffnete, blickte er wieder in Bazaras gütiges Gesicht.

»Du bist wirklich anders«, sagte sie leise und strich Sahri noch einmal übers Haar. »Weißt du, in einer anderen Welt, in einer anderen Zeit, wäre ich vielleicht die Frau an deiner Seite.« Sie biss sich auf die Lippen. Dann lächelte sie das süßeste Lächeln, das Sahri jemals gesehen hatte. Und es war nur für ihn. »Ich danke dir, Sedjet«, sagte sie.

Sahri richtete sich auf. Sie umarmten sich. Sahri war völlig benommen. Salzige Tränen klebten auf seinem Gesicht. Ihm wurde bewusst, dass er außer dem Handtuch nichts trug. Er öffnete den Vorhang wie eine Tür zu einer gefährlichen Welt. Es kam ihm vor, als sei er Jahre weg gewesen.

Ayik war nirgends zu sehen. Vermutlich war es besser so. Eine nie gekannte Freude stieg in ihm auf. Er fühlte sich erleichtert, als hätte Bazara ihm einen Stein aus der Brust genommen, der lange dort gelegen hatte. Er wankte zum Ausgang, während er jeden seiner Schritte deutlich auf dem warmen Fußboden spürte.

Er bekam seine Kleidung zurück, frisch gewaschen und getrocknet. Der Sunduq sagte ihm, dass sein Freund bereits alles bezahlt hätte.

Sahri trat in die klare Nacht hinaus. Die Menschenmassen konnten ihn nun nicht mehr schrecken. Er würde es mit allem aufnehmen. Selbstbewusst spazierte Sahri zurück zum *Schlitzer* und fiel dort in einen wunderbar friedlichen Schlaf.

Kapitel 8: Kampf

Er erwachte pünktlich kurz vor Sonnenaufgang. Er war aufgeregt, was dieser neue Tag ihm bringen würde. Gortnuk ließ gerade die letzten Gäste aus dem Schankraum schaffen, die nicht für eine Übernachtung bezahlt hatten. Kalab zerrte zwei Kerle gleichzeitig am Kragen vor die Tür.

»Ah, mein Freund!«, rief Gortnuk zur Begrüßung, fröhlich wie immer.

Allmählich gewöhnte sich Sahri daran, dass die Menschen in Ke Lebara viel offener waren, als er es aus Raqedu kannte.

»Einen guten Morgen, Gortnuk«, entgegnete Sahri.

»Ein Frühstück für unseren neuen Stallburschen?«, fragte Gortnuk.

»Ein paar Nüsse und Datteln reichen.«

Gortnuk hob erstaunt die Augenbrauen. »Wie der Herr wünscht. Mit vollem Magen lässt sich auch nicht gut arbeiten.«

Als Schreiber hatte Sahri nie mehr gebraucht als eine Handvoll Nüsse und Datteln. Die Arbeit als Stallbursche war ungemein anstrengender und er würde mehr essen müssen. Doch er wollte etwas Geld zur Seite legen. Er brauchte neue Kleidung zum Wechseln. Noch viel mehr verlangte es ihn danach, Bazara wieder zu sehen. Was hatte sie gesagt? In einer anderen Zeit, in einer anderen Welt – war es also möglich, dass sie ihn mochte?

Sahri verbrachte den ganzen Tag in Gedanken an den letzten Abend. Er war müde und hungrig, doch er spürte es kaum. Die Drachen folgten brav seinem Befehl, selbst der Feuerrote Würger. Er schien fast so etwas wie Respekt vor Sahri zu haben, nachdem er ihm die Flammen gezeigt hatte. Allerdings bemerkte Sahri auch, dass einer der Drachen fehlte. Dafür lagen in der Arena neue Knochenreste, die Sahri entfernte. Es stimmte ihn nachdenklich. Als Jovar um die Mittagszeit kam, hatte Sahri bereits die Ställe gesäubert und selbst das Stroh in den leeren Käfigen erneuert. Jovar zeigte sich beeindruckt.

»Mein lieber Mann, da haben wir ja 'nen guten Fang gemacht«, sagte Jovar. »Bist doch nicht so schwächlich, wie du aussiehst.« Er lachte. »War nur'n Spaß, Junge. Nur'n Spaß. Pass nur auf, dass du dich nicht zu sehr mit diesen Viechern anfreundest. Die sind wie Weiber: Kehrst du ihnen den Rücken, fressen sie dich auf.«

Sahri fragte sich, woher ein Kerl wie Jovar das wissen wollte. Vermutlich hatte er einfach die falschen Frauen getroffen. Es waren nicht alle wie Ananya. Es gab auch andere – Bazara zum Beispiel.

»Cuttata will, dass du heute zum Kampf kommst«, sagte Jovar. »Sollst deine Schützlinge mal erleben, wenn sie ihr wahres Gesicht zeigen. Cuttata meint, das stärkt den Charakter.«

»Eigentlich wollte ich –«

»Cuttata besteht darauf. Besser, wenn du ihn nicht enttäuschst. Außerdem kannst du dann später die Ränge putzen.«

Sahri vertrieb sich die Zeit bis zum Kampf, indem er sich die Stadt ansah. Sie war zweigeteilt durch den Fluss Peshaba. Im Norden befand sich der Stadtteil Ke, im Süden Lebara. Ke war deutlich älter und ärmer. Dort gab es einen eigenen kleinen Marktplatz, auf dem hauptsächlich Fisch und Fleisch gehandelt wurde. In Ke standen einige Häuser leer, viele davon Bruchbuden, in denen sich abends die Bettler um ein Feuer scharrten.

Lebara lag südlich des Flusses und war deutlich größer. Hier gab es zwei Bereiche, die durch Mauern abgetrennt waren: Die Kaserne und der Bereich des Herrschers von Ke Lebara. Sahri hatte noch nicht verstanden, ob es sich hier um einen König handelte oder um einen gewählten Bürgermeister. Scheinbar gab es keinen Senat wie in Raqedu. Die Leute schienen sich auch nicht sonderlich für ihr Oberhaupt zu interessieren. Auf der Straße hörte Sahri oft den Namen Cuttata, meist geflüstert oder zumindest so leise, dass es keine große Aufmerksamkeit erregte.

In Lebara waren längst nicht alle Häuser so heruntergekommen, wie Sahri zunächst vermutet hatte. Einige der Händler hatten sich prunkvolle Bauten errichtet, die an Paläste erinnerten. In Raqedu wurde

Reichtum nie derart zur Schau gestellt. Nur der Patrizier genoss dieses Privileg. Sahri schloss daraus, dass die Händler großen Einfluss in der Stadt genossen – und Cuttata war der reichste von ihnen.

Sahri lief mehrere Straßen ab, während er nach einem Turm suchte. An manchen Prunkbauten fand er kleine Türmchen, doch sie erschienen ihm eher als Zierde. Natürlich war es auch möglich, dass sich Magier in Ke Lebara eine ganz andere Behausung gesucht hatten. Merkwürdigerweise fand er nicht einen einzigen Hinweis auf die Amudani: Keine Plakate, keine glatzköpfigen Gestalten und weißen Gewändern. War das ein Zeichen, dass es deutlich mehr Magier in Ke Lebara gab als in Raqedu? In erster Linie war es ein Hinweis, dass es wahrscheinlich keine Amudani in der Stadt gab. Alles andere war Spekulation.

Immer wieder kam Sahri auch an dem Badehaus vorbei, in dem er Bazara getroffen hatte. Noch schien es nicht besonders besucht zu sein. Der Sunduq saß gelangweilt vor dem Eingang und aß ein paar Datteln. Sahri hätte ihn sicher fragen können, wo Bazara zu finden wäre. Doch er traute sich nicht. Nein, er würde es selbst herausfinden. Er hatte Zeit.

Am Abend fand er sich wieder bei den Drachenställen ein.

»Gut, dass du da bist!«, rief Jovar schon von weitem, als Sahri den Zuschauerraum betrat. »Cuttata lässt heute zwei Favoriten gegeneinander antreten. Das wird 'ne Wucht!«

»Was heißt das?«, fragte Sahri.

»Das heißt, zwei Drachen, die bisher ungeschlagen sind. Der Würger ist aber noch nicht mit dabei. Cuttata will die Spannung erhöhen, verstehste?«

»Dann soll vermutlich der Sieger des heutigen Kampfes –«

»Genau.« Jovar grinste. »Der Sieger kämpft gegen den Würger. Die meisten wetten sowieso auf ihn. Er ist das größte Biest, was wir hier jemals hatten. Aber irgendwie muss man ja die Quote erhöhen. Geld regiert die Welt, sag ich immer. Hehe. Wo wir grad davon sprechen – hier ist dein Lohn.« Er drückte Sahri ein paar Münzen in die Hand. »Hast dich gut geschlagen. Zwei Tage überlebt. Ganz ehrlich, Kleiner: Das haben nicht alle geschafft.«

Sahri zählte das Geld. »Das ist weniger als vereinbart«, bemerkte er.

»Tja, das Geschäft«, sagte Jovar und zuckte die Schultern. »Lief nicht so gut in letzter Zeit. Da müssen wir alle Abstriche machen.«

Etwas an Jovars Grinsen sagte Sahri, dass er ihn bestohlen hatte. Nur wie sollte er es ihm beweisen? So würde er noch lange sparen müssen, um sich neue Kleidung kaufen zu können. Einen Besuch im Badehaus würde er sich heute nicht leisten können. Sahri schluckte.

»Mach dir nichts draus«, sagte Jovar. »Den Kampf nachher bekommst du gratis zu sehen. Das wird ein Spektakel! Blut und Gedärme, ich sags dir! Blut und Gedärme. Die beiden schenken sich nichts.«

In der folgenden Stunde füllte sich der Raum. Immer mehr Menschen strömten zur Drachenarena. Sahri wich ihnen aus, was immer schwieriger wurde. Die Leute sprachen wild durcheinander, lachten und fachsimpelten über die Drachenkämpfe.

»Heute schicken sie den Gelben gegen den Violetten. Sind starke Kämpfer.«

»Was für'n Quatsch! Der Gelbe ist doch im Vorteil, nachdem der Violette beim letzten Kampf ein Auge verloren hat.«

»Aber der Violette hat jetzt schon ein paar Tage länger nichts gefressen. Das macht ihn gefährlich.«

Sahri ging weiter und hoffte, nicht in ein Gespräch verwickelt zu werden. An einem Stand verkaufte Jovar Bier und Knabbereien und nahm Wetten entgegen. Sahri fragte, ob er ihm dabei helfen sollte. Jovar wies ihn ab: »Davon verstehst du noch nichts.«

Was für eine Frechheit! Immerhin hatte Sahri schon in der Verwaltung von Raqedu gearbeitet. Er hatte jeden Tag mit weitaus größeren Beträgen zu tun gehabt, als hier über die Theke gingen. Doch er schwieg und hoffte, dass der Abend schnell vorbeigehen würde. Vielleicht hätte er danach noch die Gelegenheit, Bazara zu sehen. Er würde schon eine Möglichkeit finden.

»He, mein Freund!« Ayik kam genau auf Sahri zu. Kandela, Dyk und Sem waren bei ihm. »Haben uns ja gestern gar nicht mehr gesehen. Na, wie gehts dir?«

»Gut«, log Sahri.

»Ach, nu' hab dich nich' so.« Ayik lachte. »Ein Ehrenmann bist du, Sedjet. Schweigst und genießt, was?«

»Ich verstehe nicht, worauf du hinaus willst«, sagte Sahri.

»W-w-wars schön g-gestern?«, fragte Sem und kicherte.

Sahri biss sich auf die Lippen.

»Wenn er nicht erzählen will, lasst ihn doch«, meinte Kandela.

»Es gibt nichts zu erzählen«, sagte Sahri.

»Naja«, meinte Ayik und zwinkerte ihm zu. »Als ich fertig war, bin ich irgendwann gegangen. Unser Freund hier konnte aber lange noch nicht genug kriegen.«

Sem brach in einen Lachanfall aus und klatschte in die Hände.

»Ach, komm, beruhig dich, Sem«, sagte Dyk mürrisch. »Ist doch 'ne ganz normale Sache.«

»Na, lass uns nicht weiter drüber sprechen«, sagte Ayik. »Is' nich' mehr lange hin bis zum Kampf. Herr Stallmeister, hast du uns schon Plätze reserviert?«

Sahri sah sich irritiert um. Ayik klopfte ihm auf die Schulter.

»War nur'n Spaß, mein Lieber. Wir gehen da oben hin.« Er deutete auf einen Rang, wo schon einige Leute saßen und gebackene Kartoffelschalen knabberten. Ayik führte die Truppe an. Sahri folgte ihnen. Wo sollte er auch sonst hin? Sahri wurde zwischen Ayik und Sem gequetscht. Sem roch unangenehm nach Zwiebeln, Ayik nach Schweiß. Wie konnte ein Mensch innerhalb eines Tages nach dem Badehaus wieder so stinken?

Sahri versuchte, sich auf das Innere der Arena zu konzentrieren. Die Drachen liefen unruhig hin und her. In den letzten beiden Tagen hatte Sahri sie beobachten können. Sie schienen ihm gar nicht so grausam und wild zu sein, wie Jovar behauptete. Natürlich waren sie gefährlich, keine Frage. Aber war es nicht gerade der Hunger, der sie antrieb? Sie bekamen nichts zu essen, außer sie gewannen einen Kampf. Dazu musste erst einer der Gegner sterben. Was also hatten sie für eine Wahl, wenn sie Hunger und Todesangst antrieben?

Sahri blickte zu Jovar, der immer mehr Münzen in einer großen Holztruhe verstaute. Mittlerweile war auch Cuttata aufgetaucht und stand hinter ihm, sorgsam auf den Fluss der Münzen achtend. Nein, die Drachen waren nicht grausam. Die Menschen waren es, die für Geld und Macht bereit waren, andere Lebewesen gegeneinander aufzuhetzen. Das war hier in der Drachenarena der Fall. Aber auch die Schattenlande waren aus solchen Motiven heraus entstanden. Magier hatten sich Armeen eingekauft, einzig zu dem Zweck, ihre Macht zu demonstrieren. Es war ihnen egal gewesen, ob der Landstrich dadurch über Jahrhunderte verwüstet werden würde.

»Es geht los!«, rief Ayik. Die Menge tobte und brüllte. Sahri wurde es ganz flau im Magen. Jovar trat an den Ring und wartete, bis die Meute sich etwas beruhigt hatte. Die Drachen fauchten ungeduldig hinter den Eisengittern.

»Heute präsentiert die Drachenarena einen ganz besonderen Kampf!«, rief Jovar.

»Das sagt er immer«, meinte Ayik grinsend und stieß Sahri in die Seite.

»Heute schicken wir zwei Favoriten in den Ring«, fuhr Jovar fort. »Beide haben noch nie verloren. Beide sind brutale Kämpfer. Freut euch auf den Giftgelben Schlitzer –« Jubelrufe wurden laut. »Und den Violetten Blitz!« Begeisterungstürme tosten durch das ganze Gewölbe. Sahri fürchtete, die Decke würde gleich zusammenstürzen.

»Und nun: Kämpft!«

Die Tore zu den Käfigen wurden geöffnet. Die Drachen schossen in die Arena. Sand wirbelte hoch, während die mächtigen Reptilien umeinander kreisten. Sie fauchten, warfen mit Sand, versuchten eine Schwachstelle des anderen zu finden. Nun sah auch Sahri, dass dem Violetten ein Auge fehlte.

Der Gelbe griff als erstes an. Der Violette wich aus und warf sich auf seinen Gegner. Der machte eine Rolle zur Seite und ging wieder auf Abstand. Wieder umlauerten sich die Kontrahenten.

»Auch mit einem Auge hat der alles im Blick«, sagte Ayik.

»Wird sich zeigen«, entgegnete Dyk. »Ich hab auf den Gelben gewettet.«

»W-w-wenn der Einauge g-gewinnt, w-wär das g-g-großartig«, meinte Sem und tippte mit dem Daumen gegen seine Augenklappe. »W-wir sind B-brüder.«

Dyk lachte. »Ja, die Ähnlichkeit ist euch anzusehen.«

Sahri hörte nicht auf das Geschwätz. Der Kampf hatte ihn in seinen Bann gezogen. Immer wieder machten sie einen halbherzigen Angriff, so als interessiere sie ihr Gegner nicht. Dann sah Sahri die Metallspitzen, die zwischen den Gittern der Käfige hervorschauten. Es waren Piken. In zwei der jetzt leeren

Käfigen standen Männer mit Waffen. Wenn die Drachen zu nah den Rand kamen, stießen sie sie an. Sahri schluckte. Zeitweise hatte er sogar den Eindruck, die Drachen würden nicht sich anfauchen, sondern die Männer mit den Piken. Immer wütender wurden die Drachen, bis sie schließlich taten, was man von ihnen verlange. Sie gingen aufeinander los.

Das Publikum johlte, während die Drachen sich mit ihren Krallen schlugen und versuchten, ihren Gegner unter sich zu begraben. Dabei bäumten sie sich hoch auf. Ihre Mäuler weit aufgesperrt schnappten sie nach einander. Dann floss Blut. Der Violette war getroffen. Er sackte zusammen und der Gelbe drückte ihn nieder, bereit ihm die Kehle aufzureißen. Doch der Violette rollte sich zur Seite weg. Für einen Moment schien der Gelbe überrascht zu sein. Das nutzte der Violette aus und verbiss sich in seinem Nacken. Der Gelbe brüllte verzweifelt und wand sich. Sahri krampfte sich der Magen zusammen.

Im Inneren der Arena schlug der Gelbe sich mit einem heftigen Ruck frei. Er peitschte dem Violetten mit seinem Schwanz Sand ins Gesicht und traf das gesunde Auge. Er stürzte sich auf ihn und warf ihn um. Der Violette schlug mit seinen Krallen nach allen Richtungen. Dann spritzte Blut in den Sand. Einige Sekunden noch zuckte der Körper des Violetten, der mit aufgerissener Kehle dalag. Das Brüllen des Gelben grollte durch die Arena. War es Triumph oder Schmerz? Das Publikum jubelte, durchmischt vom Ärger derjenigen, die auf den Violetten gesetzt haben.

»Mach dir nichts draus«, sagte Dyk zu Sem. »Es kann nur einen Einäugigen in der Stadt geben. Und jetzt geh' ich mir meinen Gewinn abholen.«

Ayik klopfte Sahri auf die Schulter. »Na, mein Lieber! Wie hats dir gefallen?«

Sahri war kreidebleich und hatte die Augen geschlossen.

»Mir ist schlecht«, sagte er.

Ayik lachte. »Geht vielen so beim ersten Mal. Aber bist du erstmal drauf gekommen, gibts nichts Besseres. Stimmts, Kandela?«

»Nicht in dieser Stadt«, sagte sie. »Aber in Yong'in gibts Drachenrennen. Die musst du gesehen haben. Die Mashú wissen, wie man sowas aufzieht.«

»Wo du Recht hast«, sagte Ayik. Dann wandte er sich wieder an Sahri: »Kommst du noch mit in den Schlitzer, 'n bisschen was trinken? Hier ist mir das Bier zu teuer.«

»Ich muss arbeiten«, sagte Sahri und löste sich von der Gruppe. Sie gehörten zum einfachen Volk, aber langsam wuchsen sie ihm ans Herz. Diese Menschen nahmen ihn einfach so, wie er war und verurteilten ihn nicht.

Ayik und die anderen verabschiedeten sich. Nach und nach gingen auch alle anderen Zuschauer. Cuttata war schon lange weg, vermutlich wieder in seiner Schreibstube. Jovar ging ebenfalls, da er eine (wie er meinte) dringende Verabredung hatte. Er ließ Sahri allein zurück, der sich daran machte, die Ränge zu säubern, die von Bier und fettigen Speisen klebte. Er konzentrierte sich sehr darauf, um nicht in die Arena blicken zu müssen.

Sahri war erst spät wieder im *Schlitzer*. Er hatte noch beim Badehaus vorbeigesehen, aber er hatte nicht genug Geld, um sich den Eintritt leisten zu können. Sein Lohn schien jetzt sehr gering dafür, dass er den ganzen Tag arbeiten musste. Er wusste nicht, was schlimmer war: Die Drachenställe zu reinigen oder die Ränge. So konnte es nicht mehr lange weitergehen. Sahri war ein Schreiber, ein Gelehrter! Nun wühlte er im Dreck, um sich ein wenig Essen und eine Unterkunft leisten zu können. Was würde wohl Thoth dazu sagen?

Thoth war jetzt bei den Amudani, machte sich Sahri bewusst. Seine Meinung sollte ihn nicht mehr interessieren. Und doch dachte er an ihn. Was wohl die Menschen taten, die er in Raqedu zurückgelassen hatte? Er fragte sich, wie es seiner Mutter Kaniya ging. Aus irgendeinem Grund wusste er, dass es ihr an nichts fehlte. Nein, das war natürlich Unsinn. Das konnte er nicht wissen. Dafür hätte er mit ihr reden müssen. Oder zumindest einen Brief schicken.

Am nächsten Morgen schleppte sich Sahri müde wieder zu den Drachenställen. Es war Freitag, der Tag vor dem großen Kampf. Jovar hatte ihm aufgetragen, die Ställe für die neue Lieferung vorzubereiten.

Sahri hatte immer mehr den Eindruck, die Drachen hätten ihn auf eine gewisse Art als ihren Herrn akzeptiert. In manchen Momenten wallte ein Gefühl von Macht in ihm auf. Was würden die Amudani wohl

für Augen machen, wenn er mit einer Horde Drachen zurück nach Raqedu käme? Doch Sahri hätte sich nicht getraut, in einem Raum mit den Drachen zu sein. Sie mochten folgsam ihre Käfige verlassen und zurückkehren, wenn Sahri diese gesäubert hatte. Doch er war froh, dass immer mindestens eine Reihe Eisenstangen zwischen ihnen stand.

Normalerweise lag der Feuerrote Würger faul in einer Ecke seines Käfigs. Heute lief er an den Gitterstäben auf und ab, als wollte er Sahri etwas sagen. Hatte er Hunger? Jovar hatte Sahri verboten, den Tieren etwas zu fressen zu geben. Ahnte der Drache, dass heute eine neue Lieferung mit Artgenossen kam? Oder wusste er, dass ihm am nächsten Tag ein Kampf bevorstand?

»Hättest du eine Stimme, könnten wir sicher miteinander reden«, sagte Sahri. »Du könntest mir erzählen, wo du herkommst. Stammst du von Garynja? Oder aus den Wäldern im Osten?«

Der Drache schaute Sahri für einen Augenblick aufmerksam an. Dann lief er wieder hin und her. Sahri seufzte. Mit den magischen Wesen aus seinen Geschichten hatten diese Drachen wahrlich nicht viel gemeinsam.

Auf einmal kam Jovar in den Gang gestürmt.

»Sie sind da«, sagte er knapp. Er wirkte deutlich ernster als sonst. »Komm, pack mal mit an.«

Im Hof waren mehrere Wagen angekommen. Auf ihnen standen Kisten, die mit dickem Eisen beschlagen waren. Finsternis starrte aus kleinen Löchern. Ein Dutzend Männer zerrte die Kisten von den Wagen. Einige andere standen mit Piken bereit.

»Haben vorhin noch Ghumabeeren bekommen«, erklärte Jovar. »Aber bei diesen Biestern weiß man nie.«

Gemeinsam wuchteten sie die Kisten die Rampe hinunter zu den Ställen. Sahri versuchte mit anzupacken, kam sich aber reichlich nutzlos vor. Die Männer waren einige Köpfe größer als er und erfahren im Schleppen von schweren Dingen. Also blieb ihm nichts, als die Gitter zu den leeren Ställen zu öffnen. Die Piketiere brachten sich in Position. Die Kiste wurde geöffnet, gerade so, dass der Drache in den Stall laufen konnte.

»Seht zu, dass er nicht beschädigt wird!«, rief Jovar. »Cuttata hat ein Vermögen für diese Viecher bezahlt.«

Es dauerte eine Weile. Die Männer klopfen von hinten gegen die Kiste. Sahri schluckte. Würde das den Drachen nicht wild machen?

Schließlich wankte das Tier benommen aus der Kiste. Es ließ sich ins Stroh fallen und schlief sofort wieder ein. Ähnlich machten sie es auch bei den anderen Drachen. Einige wurden von den Piketieren angestochen, weil sie sich gar nicht bewegen wollten. Sahri konnte das kaum mit ansehen. Als der letzte Drache sich in den Stall schleppte, schaute Sahri im schummrigen Licht der Fackeln genauer hin. Entweder war dieses Tier besonders fett – oder aber, es war gar kein Männchen, sondern ein schwangeres Weibchen. Einen Moment überlegte er, ob er diesen Umstand ansprechen sollte. Dann entschied er sich dagegen. Was hätte es genutzt? Sahri starrte auf den Bauch, in dem sicherlich ein Ei heranwuchs. Wenn dieser Drache starb, starb auch sein Junges. Das war nicht gerecht. Sahris Wut auf Jovar und Cuttata stieg.

Am Nachmittag lief Sahri durch die Straßen von Ke Lebara. Er suchte immer noch nach einem Anzeichen von Magiern oder zumindest von einem Turm. Dabei fand er einen kleinen Buchhandel. Der Händler war recht freundlich und schien durchaus gebildet zu sein. Sahri ließ sich zu einem Schwatz überreden. Es tat gut, wieder mit einem Gelehrten zu sprechen. Allerdings hatte er keine Arbeit für ihn. Sahri überlegte, ob er mittlerweile so heruntergekommen aussah wie ein einfacher Arbeiter.

Sahri musste sparen, musste sich endlich ordentliche Kleidung kaufen. Nicht diese Lumpen, die einem gefallenen Soldaten gehörten und die nach Mist stanken! Einige Tage würde er sicherlich mit wenig Essen auskommen. So konnte er sich einen weiteren Besuch im Badehaus leisten. Mehr als einmal hatte er schon an Bazara gedacht, an ihren warmen Blick, ihre sanften Hände, ihre – er musste sich noch gedulden. In ein paar Tagen hätte er das Geld zusammen. Sicherlich hätte er auch Ayik fragen können. Doch das ging gegen Sahris Gefühl von Ehre.

Am Abend sollte Sahri wieder nach dem Drachenkampf aufräumen. Er wagte nicht, dagegen zu protestieren. Außerdem hatte er erneut den Eindruck, Jovar hätte ihm etwas von seinem Lohn

weggenommen. Dieser hinterhältige Kerl! Es war sinnlos, sich darüber aufzuregen. Jovar hatte Cuttata auf seiner Seite. Als Sahri in die Arena kam, sprachen die beiden miteinander.

»– machen sowieso nicht mehr lange. Er soll sie beide kämpfen lassen«, sagte Cuttata gerade.

»Wie Ihr wollt, Herr«, sagte Jovar.

»Ein alter Drache nützt nicht viel. Gibt sich keine Mühe mehr. Vielleicht sterben auch beide, meinetwegen. Auch mit dem Feuerroten müssen wir uns was einfallen lassen. Die Quote ist nicht mehr rentabel.« Cuttata sah Sahri kommen und schenkte ihm ein kaltes Grinsen. »Ah, der Herr Stallbursche! Gefällt ihm seine Arbeit?«

Sahri blickte von Cuttata zu Jovar und wieder zurück.

»Es ist eine Abwechslung«, sagte er.

Cuttata lachte sein heiseres Lachen. »Köstlich!« Damit ging er.

Als Cuttata hinaus war, sagte Jovar: »Ich glaub' fast, der Alte mag dich.«

»Heißt das, ich bekomme bald mehr Geld?«, fragte Sahri.

»Jetzt werd' nicht frech! Hin und wieder fällt mal jemand über diese Brüstung. Kleines Festmahl für die Drachen. Also pass auf, mit wem du deine Scherze machst.«

»Ich mache niemals Scherze.«

»Ich auch nicht.« Jovar grinste. »Zumindest nicht, wenns um sowas geht.« Dann ging er zu dem Stand, wo er auch die Wetten entgegen nahm. »Wird'n Krüppelkampf heute. Da gibts viel zu lachen. Hehe!«

Sahri war nicht nach Lachen zumute. Es gab zwei Drachen, die von vorherigen Kämpfen verwundet waren und sich nie richtig erholt hatten. Einer lahmt, der andere konnte nicht mehr richtig zubeißen. Das Volk würde sich darüber amüsieren. Sahri fand es geschmacklos.

Am Abend des Kampfes fühlte er sich irgendwie taub. Wieder waren Ayik und die anderen dabei. Wieder gab es Jubel, durchmischt von heftigem Gelächter. All das plätscherte an Sahri vorbei. Er hatte sich nie für ein anderes Wesen verantwortlich gefühlt – wenn man einmal von seiner eigenen Mutter absah. Doch sie würde auch alleine zurecht kommen. Diese Drachen hatten niemanden, der für sie sprach. Sie waren Gefangene, verurteilt ohne Richterspruch. Cuttata hatte sie eingekauft wie man Rinder einkauft. Aber Sahri sah mehr in ihnen als bloßes Vieh. Diese Drachen hatten etwas, das wild war, das nach draußen in die Natur gehörte.

Irgendwann, nach schier endlosen Runden, war der Kampf vorbei. Einer der Drachen lag blutend am Boden. Es war der Lahme. Der andere versuchte verzweifelt, Stücke aus seinem Gegner zu reißen, um seinen Hunger zu stillen. Doch sein Kiefer wollte nicht richtig schließen. Sahri hörte, wie die Menschen um ihn herum darüber lachten, Ayik als einer der lautesten. Plötzlich wollte Sahri mit diesen Menschen nichts mehr zu tun haben.

Der Sieger blieb entkräftet liegen. Es sah aus, als würde er ebenfalls im Ring sterben.

Die Leute gingen. Jovar erzählte Sahri begeistert, dass die Arena am nächsten Tag noch weitaus besser besucht sein würde.

»Der Feuerrote Schlitzer gegen den Violetten Blitz – das wird'n riesen Spektakel!«

Sahri blickte nur teilnahmslos in Richtung der Arena. Beide Drachen atmeten nicht mehr.

»He, nicht so trübselig.« Jovar lachte. »Hab' doch mal'n bisschen Spaß. Seid ihr alle so drauf, drüben in Raqedu?«

»Es gibt solche und solche«, sagte Sahri. Er ging an Jovar vorbei und machte sich daran, die Ränge zu säubern. Dabei fielen ihm ein paar Münzen in die Hände, die wohl jemand dort verloren haben musste. Er schaute sich um. Jovar war gerade damit beschäftigt, das Geld in seiner Kiste zu zählen. Er würde es sicher nicht bemerken. Also steckte Sahri seinen gefundenen Schatz in seine eigene Tasche. Damit konnte er sich heute schon den Eintritt ins Badehaus leisten.

Es war bereits spät, als Sahri aus den Drachenställen kam. Am Badehaus empfing ihn der Sunduq genauso höflich wie zuvor. Sahri hatte sogar genug Geld gefunden, um auch die Reinigung seiner Sachen zu bezahlen. Er wunderte sich ein wenig, dass es ihm gerade gar nichts ausmachte, sich vor den anderen

Männern nackt auszuziehen. Ja, er genoss sogar die Reinigung mit den Ruten, ließ sich einseifen und massieren. Er wollte gut riechen für seine Bazara.

Als er schließlich in den hinteren Bereich des Badehauses ging, kamen wie schon beim letzten Mal einige Damen auf ihn zu. Sie waren hübsch anzusehen. Bazara war nicht unter ihnen. Sahri fragte nach ihr.

»Die ist gerade beschäftigt«, meinte eine der Damen. »Aber vielleicht kann ich dir etwas Gutes tun?«

Sie kam näher – für Sahris Geschmack zu nahe. Er schüttelte den Kopf und blickte sich um. Hinter einem dieser Vorhänge war Bazara gerade mit einem anderen – beschäftigt. Sahri mochte sich nicht vorstellen, wie sie einen anderen berührte. War es nicht für sie auch etwas Besonderes gewesen?

Sahri ließ die Damen stehen und ging Richtung Ausgang. Der Sunduq gab ihm seine Kleidung zurück, die noch etwas klamm waren. Draußen lief er vor dem Badehaus auf und ab. Seine Gedanken kreisten um Bazara. Hatten die Frauen vielleicht gemeint, dass sie mit anderen Dingen beschäftigt war und heute gar nicht hier wäre? Nein, Sahri ahnte die bittere Wahrheit.

Dieser Moment mit ihr war so – intim gewesen. Solch eine Verbindung hatte er noch nie gespürt. Und hatte sie es nicht gesagt? In einer anderen Welt, in einer anderen Zeit, da könnten sie ein Paar sein. Es war möglich! Vielleicht hatte Bazara nur auf einen Mann wie Sahri gewartet – auf einen Mann, der anders war und sie hier herausholen würde.

Er schüttelte den Kopf. Was war nur los mit ihm? Diese Frau hatte Macht über ihn, mehr Macht als ihm gut tat. Er musste auf andere Gedanken kommen, musste überhaupt wieder einen klaren Gedanken fassen!

Da sprach ihn ein Besucher an, der gerade aus dem Badehaus trat.

»Bist noch spät unterwegs, Kleiner.« Es war Jovar. Sahri wünschte sich, er hätte ihn nicht erkannt. »Hast auch ein bisschen Spaß gehabt?«

Sahri antwortete nicht.

»Die eine kann ich dir empfehlen«, plauderte Jovar munter weiter. »Bazara heißt die. Was die draufhat – echt fantastisch.«

Sahri riss die Augen auf. »Hast du –?« Er spürte wieder diese Glut im Bauch, stärker als jemals. In diesem Moment hätte er Jovar mit Haut und Haaren verbrennen können. Doch Sahri schluckte seine Wut herunter und ließ die Schultern hängen.

»Oh, ist da jemand verliebt?« Jovar lachte schadenfroh. »Tut mir leid, Kleiner. In diesem Gewerbe sind die Weiber nicht zu 'ner Hochzeit bereit. Das hättest du eigentlich wissen können.«

Jovar ging an ihm vorbei. Sahri stand einfach da. Tränen stiegen in ihm auf, drückten hinter seine Augen. So etwas hatte Sahri noch nie erlebt. Wie hatte er nur so dumm sein können?

Noch flossen die Tränen nicht. Sahri atmete durch. Sollte er jetzt zurück in seine Unterkunft gehen? Er war noch lange nicht müde. Da sah er eine Gestalt aus dem Badehaus treten, die seine Aufmerksamkeit erregte. Diese sanften Schritte, die den Boden zu küssen schienen, diese anmutige Gestalt – es war Bazara! Sie war in einen Mantel gehüllt und verabschiedete sich beim Sunduq. Sie lachte noch über eine Kleinigkeit, die Sahri nicht verstand. Dieses helle Lachen, das alle Sorgen vertrieb! Sahri musste noch einmal mit ihr sprechen, musste es aus ihrem Mund hören.

Bazara blickte sich ein paar Mal um, während sie durch die Gassen der Stadt lief. Sahri folgte ihr mit etwas Abstand. Er wollte sie nicht verschrecken. Kurz dachte er, er hätte sie verloren. Dann sah er wieder, wie sie um eine Ecke abbog. Immer tiefer drangen sie in das Gewirr der Gassen von Ke Lebara ein. Zwielfichtige Gestalten kreuzten Sahris Weg. Hier und da sprach ihn jemand an. Er antwortete nicht, sondern setzte seinen Weg fort. Schließlich war Bazara an einem Haus angelangt und wollte eintreten. Sahri nahm seinen ganzen Mut zusammen.

»Halt!«, rief er.

Bazara schaute sich um.

»Was ist?«, fragte sie.

»Bazara, ich wollte mit dir reden. Dieser Abend vor zwei Tagen –«

»Wer bist du?«

»Mein Name ist Sedjet. Das heißt, eigentlich –«

»Oh nein.« Bazara schüttelte den Kopf. »Schon wieder so einer. Hör mir mal zu, Sedjet: Es ist meine Arbeit, Männer glücklich zu machen. Ich weiß, dass ich darin gut bin. Aber ich brauche niemanden, der mir nachts hinterher läuft, um mir das zu sagen. Bitte mach das nie, nie wieder.«

»Aber –«

»Ich habe Möglichkeiten, dich an deinen Eiern am Stadttor aufhängen zu lassen. Lass mich in Ruhe! Geh jetzt und komm nie wieder. Auch nicht ins Badehaus. Von heute an verbiete ich dir jeden Kontakt mit mir. Ist das klar?«

Sahri stand da, als hätte Bazara einen Kübel Mist über ihm ausgeleert. Ungläubig schaute er sie an.

»Jetzt geh!« Bazara betrat das Haus. »Oder ich lasse die Stadtwache rufen.«

Am Hafen wehte ein kühles Lüftchen. Sahri stand am Kai und sah die Schiffe an. Einige kamen aus Raqedu, andere aus Adalar, wieder andere sogar von den Otoci oder aus Moribus. Er meinte sogar, einige wieder zu erkennen. Doch das war jetzt nicht wichtig. Ja, es hätte sogar eine ganze Delegation Amudani anlegen können. Sahri hätte sich ihnen liebend gern freiwillig gestellt.

Er stand an der Kante, unter ihm das gurgelnde Wasser des Flusses. Sahri hatte nie zu schwimmen gelernt. Vermutlich würde ihn die Strömung direkt in die Tiefe reißen. Er musste einfach nur springen.

Nie mehr würde er Bazara unter die Augen treten können. Er hasste sich selbst dafür, dass er so dumm gewesen war. Hatte er wirklich geglaubt, dass sie mit ihm gekommen wäre? Es war für sie nur Arbeit gewesen, sich gut um ihn zu kümmern. Allmählich dämmerte Sahri, dass sie mit den anderen Männern auch anderes tat. Womöglich mit Ayik. Und ganz sicher mit Jovar. Sahri ballte die Fäuse und startete in das dunkle, wirbelnde Wasser.

Nein, er hatte nicht den Mut dazu. Natürlich würde er am nächsten Morgen in die Drachenställe gehen. Was sollte er auch sonst tun? Er könnte weiterziehen. Aber würde es woanders besser sein? Da draußen lauerten so viele unbekannte Gefahren. Sahri konnte genauso gut in Ke Lebara bleiben und die Peinlichkeit erdulden. Damit kannte er sich aus. Er hatte sein ganzes Leben lang so vieles erduldet. Er hatte seine Mutter gestützt, als sie es nicht allein konnte. Er war durch die harte Schule der Schreiber gegangen. Und er hatte Tag um Tag in der Verwaltung von Raqedu ausgeharrt, hatte Listen um Listen kontrolliert – all dieses langweilige Zeug!

Jahrelang hatte er sich eingeredet, dass er zufrieden damit wäre. Doch in diesem Moment gestand er sich ehrlich ein: Er hatte mehr gewollt. All diese Geschichten, die er heimlich las, hatten seinen Geist angeregt. Wie wundervoll wäre es, einen Meister der Magie zu finden, der ihn unterrichten konnte!

Dann dachte er an Ayik, Kandela und die anderen. Sie waren keineswegs perfekt. Doch wie die Bücher ihn für die Magie begeistert hatten, so hatten diese Menschen ihm einen anderen Wusch offenbart: Er sehnte sich nach Freundschaft, nach einem Menschen, mit dem er all diese Ideen teilen konnte, die ihm im Kopf herumgingen. Nacht hätte so ein Freund sein können.

Nachdenklich ging Sahri zurück zum *Schlitzer*. Er eilte am Schankraum vorbei nach oben zu seinem Zimmer, damit Ayik und die anderen ihn nicht sehen würden. Lange noch lag er schweigend auf seiner Schlafmatte und dachte über die Sache mit Bazara nach. Er war zu gutgläubig gewesen. Ja, er hatte es glauben wollen, dass Bazara ihn mochte – so wie er es von Ananya geglaubt hatte. Sahri kam zu dem Schluss, dass er Frauen nicht trauen konnte. Sie machten ihm nur falsche Hoffnungen. Am Ende wäre er immer enttäuscht. Niemals mehr würde er darauf hereinfallen. Düstere Gedanken wühlten in Sahris Geist. Irgendwann schlief er ein.

Weit unter ihm lag die Ebene. Sahri stand auf einer Wolke, die Sonne im Rücken. Er spürte den Wind, der ihm entgegen blies, als das grüne Latru-Delta näher kam. Sein Lachen rollte über das Land wie Donner. Er war hier, um Rache zu nehmen. Er streckte seine Arme aus und ließ Funken von seinen Fingern sprühen.

Als Raqedu in Sichtweite kam, lachte er erneut und sah die Amudani vor Angst fliehen. Wie Ameisen kamen sie ihm vor, armselig und schwach. Er würde ihr neuer Gott sein! Sie würden vor ihm niederknien. Doch er würde sie nicht verschonen. Sahri schickte bereits die erste Flammensalve zur Erde herab, die eine Gruppe Amudani traf. Ihre weißen Gewänder fingen augenblicklich Feuer. Ihre Hilfeschreie gefielen ihm. Wieder sprühten seine Hände Feuer. Einige Gebäude begannen zu brennen.

Nun rannten auch die anderen Menschen vor ihm weg. Die ganze Stadt war auf der Flucht. Sahri verbrannte alles. Er war im Rausch. Reihum wurden alle Häuser ein Raub der Flammen.

Schließlich war nur noch der Palast übrig. Sahri verbrannte die Palmen ringsum, dörnte die künstlichen Seen aus und brachte dann das Dach zum Einsturz. In dem Loch kam Entu zum Vorschein, der weinend die Hände über dem Kopf hielt. Er sah aus wie ein Kleinkind, dem man sein Spielzeug weggenommen hatte. Auch Ananya war da. Sie sah aber aus wie Bazara. Sie stieg die Trümmer empor und streckte Sahri lächelnd ihre Hände entgegen.

»Du bist ein Narr«, sagte sie.

Sahri verbrannte auch Entu. Dann stürzte er von der Wolke ins Nichts.

Sahri schreckte hoch. Immer noch hatte er das Gefühl zu fallen. Die Welt drehte sich um ihn herum. Gierig trank er Wasser aus dem Krug, der neben seinem Schlafplatz stand. Er war im *Schlitzer*, Gortnuks Gasthaus in Ke Lebara. Ein weiterer großer Schluck Wasser vertrieb auch die letzten Bilder des Traums. Es war nur ein Traum gewesen, nichts von Bedeutung.

Noch war es viel zu früh, um zu den Drachenställen zu gehen. Doch Sahri fühlte sich nicht mehr in der Lage zu schlafen. Halb müde, halb wach schleppte er sich nach unten. Noch waren ein paar Gäste im Schankraum, die Sahri vom Sehen kannte. Gortnuk fragte ihn, ob er etwas bräuchte. Sahri verneinte und ging nach draußen.

Noch immer hatte er keinen Magierturm gefunden. Mittlerweile kam er zu der Einsicht, dass es einfach keine Magier in Ke Lebara gab. War das der Grund, warum die Amudani hier nie Fuß gefasst hatten? Sahri langweilte es, darüber nachzudenken. Er war launisch. Das kannte er nicht von sich. Er murmelte Worte vor sich her, die keinen Sinn ergaben. Und immer wieder drängten sich ihm Bilder auf. Er sah Bazara und Ananya, sah eine alles verschlingende Feuersbrunst, sah seinen Vater Malam, wie er lachte und dann wieder so, wie sie ihn aus dem Hafenbecken gezogen hatten: ein aufgedunsenes Abbild des einstigen Halbgottes.

Sahri versuchte, diese Bilder abzuschütteln. Er überlegte, sich zu betrinken oder sich dieses Kraut zu besorgen, das so süßlich roch und die Sinne vernebelte. Zum ersten Mal in seinem Leben wünschte er sich, über gar nichts mehr nachdenken zu müssen. So lief er bestimmt zwei Stunden ziellos durch die Stadt, bis er plötzlich vor den Drachenställen stand. Es war eigentlich noch zu früh, um mit seiner Arbeit zu beginnen. Aber vielleicht würde ihn das ein wenig ablenken.

Also trat er durch das Hintertor ein, das ihn über die Rampe zum Gang mit den Drachen führte. Die Luft war gewohnt stickig und feucht. Und da war noch etwas anders. Eine Stimme, die leise sprach.

»Ganz schön hungrig, was?« Jemand kicherte. »Nur zu, ist alles für dich.«

Sahri schlich an der Wand entlang und spähte um die Ecke. Gerade noch sah er die Umrisse eines Mannes, der langsam die Treppe hinauf verschwand. Es war Jovar. Aber was hatte er hier gewollt?

Sahri schaute sich um. Die Gitter waren alle dort, wo sie sein sollten. Die Drachen schliefen größtenteils. Nur der Feuerrote Würger stand in seinem Käfig und bewegte den Kopf, als würde er im Boden wühlen. Er schnatzte dabei. Fraß er da etwa? Es war verboten, den Drachen etwas zu fressen zu geben! Sahri schnupperte. Hinter dem ganzen Gestank – der sich dank Sahris Arbeit in den letzten Tagen etwas gelegt hatte – roch es eindeutig nach Fleisch.

Sahri begann mit dem Ausmisten. Die neuen Drachen waren wild und unruhig. Sie waren leicht in die Arena zu locken, jedoch schwieriger wieder zurück in den Käfig. Doch Sahri hatte mittlerweile genug Geduld und wusste, die Drachen zurück zu locken. Feuer hatte er nur ein einziges Mal eingesetzt. Nach diesem seltsamen Traum graute ihm sogar davor.

Schließlich waren alle Käfige sauber und die Drachen zurück, bis auf einen. Etwas wehmütig ging Sahri zurück zum Käfig des Feuerroten Würgers. Was war das überhaupt für ein alberner Name? Sahri betrachtete den Drachen, wie er dort lag. Scheinbar hatte er sich nach seiner Mahlzeit wieder hingelegt, um sich auszuruhen. Sahri öffnete das Tor zur Arena. Der Drache regte sich nicht.

»Nun mach schon«, rief Sahri. »Wir haben doch eine Einigung. Oder graut es dir vor dem Kampf heute?« Sahri seufzte. Ihm wäre es vermutlich ähnlich ergangen. Doch Cuttata verlangte, dass er täglich alle Ställe säuberte.

Vielleicht hatte der Würger auch den Respekt vor Sahri verloren. Wenn er eine kleine Flamme wirken könnte, würde sich der Drache wieder erinnern. Er dachte an den Traum, an die vielen brennenden Häuser und die Menschen, die vor ihm geflohen waren. Mit einem Kopfschütteln vertrieb er die Gedanken. Es war nur ein Traum gewesen, nichts weiter. So etwas würde er nie tun.

Sahri konzentrierte sich. Er dachte an Entu. Doch die Erinnerungen an die Zeit in Raqedu waren seltsam blass. Er kam nicht so recht in Stimmung. Stattdessen kamen ihm wieder Bilder von Bazara und Ananya. Diese Frauen hatten ihn betrogen, heftig betrogen. Sahri spürte, wie die Wut in ihm aufstieg, mehr als je zuvor.

Mit einem Schrei entlud sich eine Flammensalve aus Sahris Hand, größer als er sie beabsichtigt hatte. Etwas vom Stroh im Käfig fing Feuer. Die übrigen Drachen schreckten auf und drückten sich in die hinterste Ecke ihrer Verliese.

Das Strohfeuer verglühte rasch. Der Feuerrote Würger lag immer noch da, als sei nichts geschehen. Sahri beschlich ein böser Verdacht. Er nahm die Winde in die Hand. Dann hielt er inne. Jovar hatte ihm berichtet, dass diese Drachen gerissen waren. Wenn es nun nur eine Hinterlist des Würgers war, konnte das Sahris letzter Arbeitstag sein. Er würde enden wie sein Vorgänger.

Vorsichtshalber nahm er eine Lanze, die im Gang bereit stand. Sahri bildete sich nicht ein, dass er mit Waffen umgehen konnte. Mittlerweile war er recht geübt mit der Mistgabel, aber sein bevorzugtes Werkzeug war immer noch die Rohrfeder zum Schreiben. Behutsam zog er das Gitter zum Gang hinauf. Immer noch regte sich der Drache nicht. Als das Gitter ganz geöffnet war, schlich Sahri in das Verlies, die Lanze zwischen sich und dem Würger.

Sahri schnupperte in die Dunkelheit. Es war nicht nur Fleisch, was er da gerochen hatte. Auf dem Boden sah er im flackernden Fackelschein etwas liegen, das er zunächst für einen Kotballen gehalten hatte. Jedoch war er zu klein für den eines Drachen. Dann bemerkte er die violette Farbe. Es war eine Beere, die er bereits draußen in der Steppe gesehen hatte: Eine Ghumabeere.

Sahri tippte den Drachen mit der Lanze an, ganz sacht, um ihn nicht zu verletzen. Der Würger rührte sich kein Stück. Da wagte Sahri sich näher. Wenn der Drache tot war, würde man sicher ihm die Schuld zuschreiben. Jovar würde sich herausreden und Cuttata würde Sahri töten lassen. Oder steckte gar Cuttata hinter alldem?

Sahri war nur noch wenige Schritte von dem Drachen entfernt. Er kniff die Augen zusammen. Da sah er, dass sich die Brust des Drachen ein ganz klein wenig hob und senkte. Er war also am Leben, jedoch durch die Ghumabeeren in tiefem Schlaf. Sahri atmete auf. Er fegte den Stall so gut es ging aus, ohne den Drachen zu wecken. Dann verschloss er das Tor wieder gründlich, bevor er sich zu seinem üblichen Erkundungsgang in die Stadt aufmachte.

Am Abend empfand Sahri eine gewisse Unruhe. Er betrat die Drachenställe, die ihm nun beinahe so bekannt vorkamen wie seine Schreibstube im Leuchtturm von Raqedu. Cuttata und Jovar waren bereits vor Ort. Als sie Sahri sahen, grinste Cuttata.

»Gibt es ein Problem?«, fragte er.

Sahri dachte an den Feuerroten Würger. »Keine Probleme, Herr.«

»Gut«, sagte Cuttata und wandte sich wieder an Jovar. »Heute steht uns ein spannender Kampf bevor, findet er nicht?«

»Wird großartig, Herr«, sagte Jovar und rieb sich die Hände. »Zwei Favoriten gegeneinander. Wette, das spült uns ordentlich Bes in die Kasse.«

»Das will ich hoffen«, sagte Cuttata streng.

Allmählich kamen die ersten Gäste in die Arena. Sahri wollte vermeiden, Ayik in die Arme zu laufen. Auch sonst stand ihm die Lust nicht nach Menschen. Also zog er sich in die Dunkelheit unterhalb der Ränge zurück.

Mittlerweile hatte er sich an die stickige Luft gewöhnt. Die Drachen folgten ihm mit ihren Blicken, wachsam und doch irgendwie freundlich. Während das Murren oben einem Bienenstock gleich anschwellte, hatte Sahri im Gang genug Ruhe. Er ging an den Verliesen vorbei, bis er zum Feuerroten Würger kam. Dieser hatte sich anscheinend etwas erholt. Doch er wirkte benommen. Immer wieder tapste er in seinem

Gefängnis gegen die Wand, schüttelte den Kopf und klappte dann mit den Beinen weg. Sahri graute davor, dass Cuttata diesen Drachen in den Kampf schicken wollte. Natürlich war das Teil eines Plans. Ein Drache, der immer gewann, brachte kein Geld ein. Sahri überlegte schon, ob er den Kampf irgendwie verhindern konnte. Da kamen die Piketiere in den Gang.

»Wer bist'n du?«, fragte einer von ihnen.

»Der Stallbursche«, sagte Sahri und versuchte, die Brust etwas rauszudrücken.

»Scher dich nach oben«, sagte ein anderer Piketier. »Hast 'ne gute Arbeit gemacht, Stallbursche. Jetzt übernehmen wir.« Er grinste abfällig.

Sahri merkte, dass er gegen diese Männer nicht ankam. Also ging er notgedrungen wieder die Treppe hinauf. Er schaute sich gerade noch einmal um, als ihn ein großer Kerl fast umlief.

»He, mein Freund!« Es war Ayik. »Hab dich schon vermisst.« Er presste Sahri an sich, dass ihm die Luft webglieb.

»Sei mir begrüßt, Ayik.«

Hinter Ayik tauchten Kandela, Sem und Dyk auf. Sahri nickte ihnen schüchtern zu.

»Das wird'n Spitzen-Kampf!«, sagte Ayik begeistert. »Der Würger gegen den Blitz. Beide stark, aber ich sags dir: Der Würger wirds machen. Der ist schlau und stark.«

»Ich bezweifle das«, sagte Sahri.

»Aha!« Ayik zwinkerte. »Hast die Drachen ja immer im Blick, was? Meinst du, heute gewinnt der Blitz? Vielleicht sollte ich meine Wette nochmal tauschen.«

»Mach, was du willst.« Sahri zuckte mit den Schultern.

»Wieso so niedergeschlagen?«, fragte Kandela.

Sahri starrte stumm in die Arena.

»Willst'n Bier?«, fragte Ayik. »Komm, Sem. Besorg uns mal was zu trinken!« Er drückte ihm ein paar Münzen in die Hand und Sem ging zum Verkaufsstand.

»Nein, ich möchte kein Bier«, sagte Sahri. »Ich – ich möchte am liebsten allein sein.«

Kandela holte Luft, um etwas zu sagen.

»Tut mir leid«, sagte Sahri. Dann drehte er sich um und ging auf die gegenüberliegende Seite der Arena, wo er sich an die Tribüne lehnte, die Arme verschränkt. Er sah, wie die anderen sich besprachen. Ayik wollte aufstehen. Kandela hielt ihn sanft zurück und schüttelte den Kopf. Sahri war froh, dass sie ihn in Ruhe ließen.

Immer mehr Menschen strömten in das Gewölbe. Sie alle wollten Blut sehen. Heute würden sie den Tod des Feuerroten Würgers bejubeln. Beschwerden würden sich nur diejenigen, die ihre Wette verloren hätten. War Sahri denn der Einzige, dem dieses grausige Abschlachten so dermaßen sinnlos erschien?

Jovar hatte sich an das Geländer der Arena begeben. Mit einer Geste bat er um Ruhe. Allmählich verstummte die Menge.

»Heute ist ein besonderer Abend«, sagte Jovar. »Zwei Favoriten, beide ungeschlagen. Der eine brutal und gerissen, der andere schnell wie der Blitz und immer für Überraschungen gut.«

Vereinzelt waren Jubelrufe zu hören. Sahri erinnerte sich zurück an Entus Rede auf dem Tempelplatz. Die Stimmung war ganz ähnlich gewesen. Drachen, Magier – dem einfachen Volk schien alles Fremde gefährlich. Sie verstanden einfach nicht, dass Magier Menschen und Drachen Tiere waren. Beide hatten ein Recht auf Leben.

Sie spürte die Glut, hielt sie aber im Zaum. Was sollte er auch ausrichten? Kaum hatte er diese Frage gedacht, kam ihm eine Idee. Aber sie war viel zu wahnwitzig und gefährlich.

»Wer wird heute siegen?«, fuhr Jovar fort. »Wer wird sterben? Meine Damen, meine Herren – es ist mir eine Ehre, ihn wieder in der Arena zu sehen. In diesem Kampf gilt er als klarer Favorit. Aber wird er es mit seinem Gegner aufnehmen können? Begrüßt mit mir – den Feuerroten Würger!«

Die Menge war außer Rand und Band. Applaus und Jubelrufe hallten lautstark durch das Gewölbe, als würde die Meute selbst in eine Schlacht ziehen. Das Fallgitter wurde hochgezogen. Die Menge jubelte. Doch es passierte nichts. Bald verhallten die Schreie und das Klatschen.

»Er macht es spannend«, rief Jovar. »Wir alle wissen, wie gerissen dieser Drache ist.«

Sahri meinte, einen Hauch Unsicherheit in Jovars Stimme zu hören. Nun beugte er sich über die Brüstung und zischte etwas. Vermutlich gab er den Piketieren einen Befehl, den Drachen anzustupsen. Es dauerte einige Zeit. Dann schleppte sich der Drache in den Ring. Wieder brandete Jubel auf. Er verebbte jedoch schnell, als die Leute die Bewegungen des Drachen sahen. Gemurmel lief durch die Reihen. Der Würger schwankte, als sei er betrunken. Nicht weit von seinem Verlies blieb er im Sand liegen. Müde strampelte er mit den Beinen, als könne er selbst nicht begreifen, was mit ihm los war.

»Hehe, hat der alte Teufel sich eine neue Strategie ausgedacht!«, rief Jovar.

»Quatsch!«, rief jemand anders. »Der ist vergiftet.«

»Betrug!«, hallte es von der anderen Seite herüber.

Jovar kratzte sich am Hinterkopf und schaute zu Cuttata hinüber. Die beiden tauschten Blicke aus. Schließlich grinste Cuttata und machte eine Geste, als ließe er etwas fallen. Das hieß nichts Gutes. Sahris Herz klopfte. Er wusste, dass er hier nicht mehr sicher war. Vorsichtig bahnte er sich einen Weg durch die Menge.

»Das kann ich mir auch nicht erklären«, sagte Jovar. Er versuchte, die aufgebrauchte Menge mit einer Geste zu beruhigen. »Lasst mich nachdenken. Wer war denn zuletzt in den Ställen? Das kann ja nur unser Stallbursche gewesen sein.«

Sahri hatte keine Zeit mehr, zum Ausgang zu laufen. Er stand gerade erst an der Tür zu den Verliesen.

»Dort ist er ja!«, rief Jovar.

Sahris Verstand setzte für einen Moment aus. Er stürmte durch die Tür und die Treppe nach unten. Die Piketiere traten ihm entgegen. Sahri warf Flammen nach ihnen. Es war alles so einfach. Die Piketiere flüchteten über die Rampe hinaus in den Hof. Sahri fing den Blick eines Drachen auf, der neben ihm im Käfig stand. Es lag nichts Bedrohliches darin. Sahri verstand. Im Nu hatte er sämtliche Tore zum Gang hin geöffnet. Die Drachen ließen ihn passieren. Sie respektierten Sahri tatsächlich. Schade, dass er nicht bleiben konnte.

Er rannte die Rampe hinauf und durch das Tor hinaus. Hinter ihm hörte er Schreie. Die Drachen waren hungrig und nun hielt sie nichts mehr zurück. Im Hof standen die Piketiere, die Spitzen ihrer Waffen auf Sahri gerichtet.

»Zurück!«, rief Sahri. Er war wieder bei Verstand, auch wenn die Welt sich drehte. Die Glut war verfliegen. Er musste darauf setzen, dass die Piketiere die Lüge schluckten. »Ihr wisst, was ich bin«, sagte Sahri. »Ihr habt vorhin nur eine winzige Kostprobe meiner Kunst erlebt. Lasst mit passieren und ihr sollt weiterleben. Andernfalls –«

Sahri zitterte innerlich vor Anspannung. Gleich müssten die ersten Menschen aus der Drachenarena strömen. Dann wäre es aus, selbst wenn die Piketiere ihm Platz machen würden. Die Menge würde den Zugang zum Hof verstopfen.

Die Piketiere tauschten Blicke. Schließlich hob der Hauptmann seine Lanze. Die anderen taten es ihm gleich. Sahri schritt an ihnen vorbei und versuchte, sich seine Erleichterung nicht anmerken zu lassen. Als er auf der Straße war, rannte er los. In dem Moment hörte er Cuttatas Stimme, die Befehle rief.

Sahri rannte und rannte. Unterwegs rempelte er mehrere Passanten an. Es machte ihm nichts aus. Ja, da war sogar ein stilles Gefühl, das ihm ein Lächeln aufs Gesicht zauberte. Sein ganzer Körper kribbelte, sein Herz pumpte und seine Füße stampften auf dem Pflaster der Stadt. Als er das Osttor passierte und auf der hinaus in die Nacht lief, schauten ihm die Stadtwachen hinterher.

»Gut so!«, rief einer. »Woanders bist du besser dran.«

Kapitel 9: Der Turm

Sahri erwachte bei Sonnenaufgang am Fluss Peshaba. Ihm war kalt. Wieder war er in der Wildnis gelandet – nicht einmal eine Woche nach seiner Ankunft in Ke Lebara. Ein Reiher beobachtete ihn von der anderen Seite des Wassers aus. Sahri rieb sich den Kopf, der über Nacht auf einem Stein gelegen hatte. Er stand auf und schüttelte seine steifen Glieder, um sich ein wenig aufzuwärmen. Dann tauchte er die hohle Hand in den Fluss und trank. Immerhin hatte er Wasser genug.

Ke Lebara lag hinter ihm. Nun ging er Richtung Schnabelwald. Die Straße am Fluss war nicht besonders gut in Schuss. Überall hatte der Regen große Löcher ausgespült. Kraut und Büsche wucherten über das Pflaster. Sahri war sich sicher, dass die Straße kaum noch benutzt wurde. Wozu auch? Die einzige wichtige Straße über Land führte nach Orada in den Norden. Überhaupt wurden die meisten Wege in Ke Lebara über das Wasser befahren.

Vielleicht war Sahri auf dieser Straße sicher vor Cuttatas Schergen. Er hoffte nur, dass er irgendwann eine Brücke oder eine Furt finde würde, um den Peshaba zu überqueren. Dann würde er nach Norden gehen, um von Orada nach Burada überzusetzen und sich dann weiter durch den nördlichen Kontinent Nywerden schlagen. Irgendwann würde er wieder auf eine zivilisierte Gegend stoßen.

Und dann? Sahri schüttelte den Kopf. Raqedu war ihm kein Zuhause mehr, auch nicht Ke Lebara. Er wollte doch nur irgendwo ankommen, ein Buch lesen oder auch mehr, wollte anerkannt werden als das, was er war: Ein Schreiber. Ein Gelehrter. Und vielleicht auch ein Magier.

Die angesparten Münzen trug er immer noch bei sich. Immerhin etwas. In der Stadt hätte er dafür eine ordentliche Mahlzeit bekommen, Kleidung oder etwas zum Schreiben. Hier draußen nützte ihm das bisschen Metall rein gar nichts.

Sahri dachte an seine Mutter. Hätte er ihr einen Brief schreiben sollen, als er in Ke Lebara angekommen war? Sie machte sich sicher große Sorgen um ihn und wäre froh gewesen zu hören, dass es ihm gut ging. Andererseits hätten die Amudani so gewusst, wo sie ihn suchen sollten.

Sahris schaute nach vorn. Am Horizont zog sich ein grünes Band entlang: Der Schnabelwald. Die Straße und der Fluss führten genau darauf zu.

Es ging stetig bergauf. Nicht sehr, aber doch so, dass Sahri ins Schwitzen kam. Immer wieder rastete er und trank aus dem Fluss. Das Wasser schmeckte frisch. Er hatte keine Eile. Wenn ihn bis jetzt niemand aufgespürt hatte, war es nur logisch, dass Cuttata mit anderen Dingen beschäftigt war. Vermutlich war dieser Mann auch gar nicht so klug, wie Jovar Sahri hatte weismachen wollen. Andernfalls hätte er dem Feuerroten Würger wohl weniger von dem Gift gegeben.

Sahri fragte sich, was aus den Drachen geworden sein mochte. Hatten sie sich befreien können? Wahrscheinlich waren alle von der Stadtwache getötet worden. Immerhin tröstete sich Sahri damit, dass es ein großer Verlust für Cuttata sein musste. Vielleicht würde er mit dieser Schlachtereier aufhören und die Drachenställe schließen.

Mehr als einmal dachte Sahri an Bazara. Dieses tückische Weib! In einem Moment hatte sie ihm vorgelogen, dass sie ihn mochte. Dass sie sich sogar vorstellen konnte, seine Frau zu sein – wenn auch in einer anderen Welt zu einer anderen Zeit. Kurz darauf tat sie, als würde sie nichts von ihm wissen wollen. Das ergab einfach keinen Sinn!

Es musste an diesen Gefühlen liegen. Sie ließen Menschen schwanken, ließen sie in einem Moment dies, im anderen jenes sagen. Bazara hatte Gefühle in Sahri geweckt, wunderschöne Gefühle. Doch dann hatte sie ihn fortgeschickt – und damit negative Gefühle ausgelöst. War es da nicht viel besser, gar keine Gefühle zu haben? Doch wie sollte Sahri Magie wirken, wenn doch Gefühle der Schlüssel dazu zu sein schienen? Sahri zermarterte sich stundenlang den Kopf über dieses Rätsel, fand jedoch keine Lösung.

Ein weiterer Tag verging, ohne dass Sahri eine Brücke fand. Dafür nahm die Vegetation zu. Immer mehr Bäume und Sträucher wuchsen in die Höhe. Sahri staunte. Er hatte vom Schnabelwald gelesen. Ihn jetzt mit eigenen Augen zu sehen, überstieg jede Beschreibung. Noch nie hatte Sahri eine größere Ansammlung von Bäumen gesehen. In Raqedu gab es die ein oder andere künstliche Oase oder die Natur auf der Halbinsel

Turfa. Doch das Gestrüpp dort wuchs selten höher als zwei Mannslängen. Die Bäume im Schnabelwald reichten weit in den Himmel hinein. Ein dichtes Netz aus Blättern und Ranken schluckte fast das gesamte Sonnenlicht. Zugleich war es im Wald brütend warm und feucht, fast so wie im Badehaus von Ke Lebara. Überall raschelte, zirpte und knackte etwas. Und dann noch der Gesang von tausenden Vögeln, die unsichtbar in den Wipfeln hockten! Manchmal bekam Sahri einen zu Gesicht: Einige schillerten in prächtigen Farben, andere waren einfach grau oder schwarz. Es gab Vögel so groß wie Sahris Daumen, andere mit mächtigen Schwingen und Klauen, die durchaus in der Lage gewesen wären, ein kleines Schaf mit sich zu tragen.

Sahri folgte der Straße, die hier an vielen Stellen von Wurzeln aufgebrochen war. Er schaute aufmerksam auf den Weg, um nicht aus Versehen auf eine Schlange zu treten. Der Fluss versteckte sich hinter den Stämmen der Bäume und glitzerte nur ab und zu hervor. Hoffentlich würde Sahri bald die ersehnte Brücke finden.

Mehr als einmal hatte Sahri das Gefühl, beobachtet zu werden. Natürlich folgten ihm die Augen der Vögel und anderer Tiere, die gut getarnt auf Blättern und Ästen lauerten. Doch das war es nicht. Sahri glaubte, der Wald selbst hätte seinen Blick auf ihn gerichtet. Das war natürlich Unsinn. Er war vermutlich einfach zu müde und zu hungrig, um noch einen klaren Gedanken fassen zu können. Er sehnte sich nach einem trockenen Platz zum Schlafen und etwas zu essen.

Da hörte er ein Geräusch. Es war leise, doch seine Sinne hatten sich geschärft. Etwa knurrte im Dickicht am Fluss. Sahri nahm sich einen Stock vom Boden. Es war besser als nichts. Im schwindenden Tageslicht spähte Sahri durch das Blätterdickicht.

Er erkannte einen Panther auf der anderen Seite des Flusses. An dieser Stelle war er immer noch breit genug, dass Sahri keine Angst hatte, der Panther könnte ihn erreichen. Nun war Sahri nicht mehr so erpicht darauf, eine Brücke zu finden. Hoffentlich verlor die Raubkatze das Interesse an ihm. Sahris einzige andere Möglichkeit wäre gewesen, den ganzen Weg wieder zurück zu gehen. Doch das hätte ihm auch nichts genutzt. Er musste nach Norden. Im Süden war der Kontinent wild und größtenteils unerforscht. Dieses Wagnis wollte Sahri nicht eingehen. Er musste über diesen Fluss.

Den ganzen Tag lief Sahri. Vom Panther war nichts mehr zu sehen. Sicher kannte sich das Tier in diesem Urwald bestens aus. Wenn der Panther gewusst hätte, wie er über den Fluss käme, wäre er Sahri sicherlich gefolgt. Das bedeutete wohl, dass es in der Nähe keinen Übergang gab. Sahri würde im Wald übernachten müssen. Allmählich schwand das ohnehin schon schummrige Licht.

Da vermeinte Sahri wieder ein Knurren zu hören. Es war nicht der Panther, stellte er schnell fest. Diese Art von Knurren hatte er zuletzt in Ke Lebara vernommen. Sahri wurde klar: Cuttata bezog seine Drachen aus dem Schnabelwald. Es war nur eine Frage der Zeit gewesen, wann Sahri auf ein Exemplar treffen würde.

Während er weiterging, sah er sich aufmerksam um. Die Straße war kaum noch zu erkennen. Überall wucherten Pflanzen. Manchmal glaubte Sahri auch eine Schlange vorbeikriechen zu sehen. Vermutlich war die letzte Brücke schon vor langer Zeit zerfallen.

Das Knurren wurde lauter. Es kam jetzt von mehreren Seiten zugleich. Sahri zitterten die Beine. Er war müde, hatte Hunger und war den ganzen Tag gelaufen. Er atmete durch und zwang sich zur Ruhe. Den Drachen in Ke Lebara hatte er auch Respekt eingeflößt. Er musste eine Flamme wirken.

»Geht weg!«, rief Sahri. »Hinfort mit euch!« Seine Worte schienen die Drachen nur mehr anzustacheln. Es raschelte im Unterholz.

Wut war der Schlüssel. Sahri wusste es. Er dachte an Situationen, die ihn wütend gemacht hatten. Er dachte an die Amudani, an Ananya und Bazara, dachte an Cuttata und Jovar und ihre Habgier. Aber so recht wollte keine Wut aufkommen. Sahri konzentrierte sich auf seinen Bauch, dort wo die Glut immer aufgestiegen war. Er presste und drückte und rieb. Nichts half. Er spürte keine Wut. Eigentlich spürte er überhaupt nichts.

»Verdammt!«, rief Sahri in die hereinbrechende Nacht. Und da war es: Ein kleiner Funken, aber immerhin etwas. Er atmete tiefer und schneller. Ja, er war wütend, dass es nicht klappte. Mit aller Konzentration versuchte er, die Wut festzuhalten. Sie entglitt ihm wie Sand zwischen den Händen. Wieder

fluchte er. Wieder kehrte die Wut zurück. Diesmal konnte Sahri die Glut in seinem Bauch eine Weile spüren, sah zu, wie sie langsam aufstieg und –

Da war wieder dieses Gefühl, dass er beobachtet wurde. Er versuchte es zu ignorieren. Natürlich beobachteten ihn die Drachen. Wahrscheinlich waren auch zahlreiche andere Kreaturen unterwegs. Aber nein, da war noch etwas anderes. Er konnte es nicht erklären. Es war, als hörte er ein Flüstern aus weiter Ferne: »Chhhhhhhmmmm... Uuuuuuuurrrrrmmmmmm...«

Waren das die Drachen? Nein, Sahri war sich sicher, dass er dort eine menschliche Stimme hörte. Sie war nur nicht gut zu verstehen, als spräche sie durch einen Ballen Stoff. Wenn es ein Mensch war: Steckte er selbst in Schwierigkeiten? Wollte er Sahri retten? Sahri fiel auf, dass er über diese Gedanken vergessen hatte, sich mit dem Feuer zu beschäftigen. Es knackte im Unterholz. Eine Schnauze schälte sich aus den Schatten. Sahri rannte los, in eine unbestimmte Richtung. Hinter ihm folgten mindestens drei knurrende Drachen.

»Komm... Uuuuuuuurrrrrmmmmmm...«

Die Stimme wurde deutlicher. Nun war es kein Flüstern mehr, trotzdem noch schwer verständlich, wie die gebrochene Stimme eines Greises.

»Komm... Zzzzzuuuuurrrrrmmmmmm...«

Jede menschliche Stimme war Sahri lieber, als von Drachen verspeist zu werden. Sie schien immer lauter und deutlicher zu werden.

»Zum Tuuuuuuuurrrrrmmmm!«, sagte die Stimme. Sahri rannte ihr entgegen, stolperte über Wurzeln und Steine, stieß in der Dunkelheit gegen Bäume und hoffte, dass er den Drachen noch rechtzeitig entkommen würde.

»Komm zum Turrrr!«

Plötzlich trat Sahri auf eine Lichtung. Vor ihm ragte eine Mauer auf, die die Lichtung kreisrund ausfüllte. Und dahinter schraubte sich ein Turm in die Höhe, beinahe so groß wie der Leuchtturm von Raqedu. Er war aus glatten Steinen zusammengefügt und wirkte poliert – wenn man von den Flechten und Ranken absah, die ihn und die Mauer eingenommen hatten.

»Finde den Eingang«, sagte die Stimme.

Sahri lief an der Mauer entlang. *Ein Magierturm*, dachte er bei sich. *Es ist ein Magierturm*. Die Drachen kümmerten ihn nicht länger. Sie schienen ohnehin irgendwo im Urwald zurückgeblieben zu sein. Neugierig fuhr Sahri mit den Fingern am kalten Stein entlang. Welcher Zufall hatte ihn hierhin geführt? Womöglich konnte er hier endlich eine Ausbildung erhalten.

Als er das Tor fand, öffneten sich die rostigen Angeln von allein. Sahri erschrak. Dann gab er sich einen Ruck, trat er in den Hof und blickte am Turm hinauf. Nur das Licht des zunehmenden Mondes beleuchtete ihn. Kalt und leblos stand er da, inmitten des grünen Schnabelwaldes, dessen Geräusche durch die Mauer dumpf herüberhallten.

Das Tor krachte zu. Sahri zuckte zusammen. War er nun ein Gefangener des Magiers, der in diesem Turm lebte? War es ein guter oder einer von denen, die die Schattenarmeen beschworen hatten? Was auch immer ihn hier erwartete: Sahri wollte heute Nacht keinen Schritt mehr in den Wald setzen.

Sahri nahm die kleine Treppe für die, die hinauf zu einer Tür führte. Sie öffnete sich ebenfalls. Es war wie in den fantastischen Geschichten, die Sahri als Kind und auch noch als Erwachsener so gerne gelesen hatte. Er trat ein.

Im Turm herrschte völlige Finsternis. Es roch modrig und Sahri spürte, wie er mit jedem Schritt Staub aufwirbelte, der ihn husten ließ.

»Zu deiner Rechten ist eine Laterne«, sagte die Stimme streng. Immer noch konnte Sahri keine Quelle ausmachen.

»Wer seid Ihr?«, fragte Sahri.

»Zünde das Feuer an«, sagte die Stimme.

Sahri tastete sich in der Dunkelheit zurecht und die Laterne, die auf einem steinernen Sims stand. Ein Feuerstahl lag daneben. Sahri ließ ein paar Funken fliegen. Ein Flämmchen erhellte die Umgebung. Neugierig wagte Sahri sich vorwärts, lauschte auf jedes Geräusch. Sein Herz pochte. Ob hier Schatten lauerten?

In der Mitte des Raumes befand sich eine Kochstelle. Doch die Ketten, die den Kessel halten sollten, waren durchgerostet. Der Kessel lag durchlöchert in längst erkalteter Asche. Alles war daumendick mit Staub bedeckt. Eine große Spinne ergriff die Flucht, als Sahri sich näherte.

»Mein Name ist Karbuki«, sagte die Stimme. »Magister Magicus und Mitglied des Weißen Ordens. Leider habe ich dir keinen besseren Empfang bereiten können.«

»Ihr seid ein Magier«, sagte Sahri.

»Natürlich bin ich einer. Und du ebenfalls.«

»Woher wisst Ihr –«

»Schweig. Schone meine Kräfte, indem du keine unnötigen Fragen stellst. Mir bleibt nicht viel Zeit. Triff mich im ersten Stock.«

Die Stimme verhallte in Sahris Kopf. Am Ende des Raumes fand er eine Treppe. Noch immer fiel es ihm schwer, sich in der Dunkelheit zu bewegen. Dies war das ideale Versteck für Schatten. Doch so hoch wie der Staub hier lag, hatte sich schon länger kein Wesen mehr durch den Raum bewegt. Außerdem war er hier östlich der Schattenlande.

Sahri leuchtete die Treppe mit der Laterne aus. Sie war aus Stein und lief an der Wand entlang bis zur hohen Decke. Überall hingen Spinnweben im Weg. Sahri nahm sich einen Schürhaken von der Feuerstelle und fegte die Spinnweben damit weg. Außerdem konnte er ihn als Waffe gebrauchen, wenn es nötig werden sollte.

Vorsichtig nahm er die Stufen zur oberen Etage und wedelte dabei mit dem Schürhaken, der bereits dick mit Spinnweben umwickelt war. Der Boden im ersten Stock bestand aus mächtigen Holzbohlen, die wie alles hier eine dicke Staubschicht zierte. Sahri fragte sich, was für Räume sich weiter oben wohl befanden. Doch die Stimme hatte zur Eile gedrängt.

Nun schnupperte Sahri in die Luft. Ein bekannter Geruch lag darin. Gänsehaut lief über seinen Rücken und seine Arme. Es roch nach verfaultem Fleisch.

Sahri hielt den Schürhaken wie ein Schwert nach vorne ausgestreckt und blickte sich um. Der Lichtschein der Laterne zeigte ihm, dass der Raum leer war. Nur zwei Türen gingen von ihm ab. Hinter einer drang der Geruch hervor.

»Ganz recht«, meldete sich wieder die Stimme. »Hier findest du mich.«

»Was seid Ihr?«, fragte Sahri. Er schaute zurück, ob er die Treppe schnell genug erreichen könnte, um zu fliehen.

»Das, was von mir übrig ist«, sagte Karbuki. »Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Mein Körper kann dir nicht schaden.« Etwas wie ein tiefes Seufzen erklang. »Aber du kannst mir helfen. Ich bitte dich darum.«

Sahri erschrak, als sich die Tür von selbst öffnete. Heraus wallte Luft, die nach Verwesung und Staub stank. Kein Schnattern war zu hören, ja überhaupt kein Geräusch. Er hätte sich genauso gut in einer Grotte tief unter der Erde befinden können, statt in einem Turm oberhalb des Schnabelwaldes.

Als nach einigen Augenblicken immer noch nichts geschah, wagte Sahri einen Schritt nach vorn. Die Laterne leuchtete in das kleine Zimmer. Gleich vor Kopf drängte sich ein Himmelbett gegen die Wand. Die zerschlissenen Vorhänge waren zugezogen. Sie bewegten sich leicht im Luftzug, den Sahri beim Eintreten mitbrachte. Es stank fürchterlich, wenn auch anders als in den Drachenställen.

»Tritt näher, mein Junge«, sagte die Stimme wieder. Sie schien von nirgendwo her zu kommen. Doch Sahri war sich sicher, dass das Bett die Quelle dieser Stimme war.

»Bevor du den Vorhang zur Seite ziehst, lass mich dir ein paar Fragen stellen. Und lege den Schürhaken weg. Den brauchst du hier nicht.«

Sahri ließ seine Hand mit dem Haken sinken, behielt ihn aber in der Hand. »Was wollt Ihr wissen, Karbuki?«

»Meister Karbuki!« Die Stimme hatte einen strengen Ton angenommen. Dann klang sie wieder heiser und schwach. »Dein Name ist – ?«

»Ich heiße Sedjet.«

»Soso, Sedjet. Dein Vater ist bereits im Orden?«

»Er ist tot.«

»Bedauerlich. Seit wann ist deine Begabung bekannt?«

»Seit –« Sahri hielt inne. Es war das erste Mal, dass er sich zu seiner magischen Begabung bekannte. »Ich glaube, es ist jetzt drei Wochen her.«

»Drei Wochen?« Karbukis Stimme klang verwundert, ja geradezu enttäuscht. »Und wie alt bist du, Sedjet?«

»Zwanzig Sommer.«

Stille erfüllte den Raum. Sahri fiel es schwer, in dem stickigen Zimmer zu atmen. Zu gerne hätte er das Fenster geöffnet.

»Zwanzig Sommer?«, wiederholte Karbuki nach einiger Zeit. Dann murmelte er, als würde er zu sich selbst sprechen: »Er ist zu alt, gewiss. Wird kaum etwas taugen, der Junge. Aber wir brauchen ihn. Wenn wir nur den Rat erreichen könnten –«

Dann hob Karbuki erneut die Stimme: »Sedjet, hast du bereits eine Lehre genossen?«

»Ich habe das Schreiberhandwerk bei Meister Thoth in Raqedu gelernt. Außerdem habe ich so manche Wissenschaft in der Großen Bibliothek studiert.«

»So?« Die Stimme klang skeptisch. »Was weißt du denn über die Magie?«

»Ich –« Sedjet überlegte, was er in den Büchern gelesen hatte. »Die Gelehrten streiten sich, ob Magie ein angeborenes oder erworbenes Talent ist. Es gibt zahlreiche Legenden zur Entstehung der Magie. Fest steht, dass sie seit etwa dem Jahr Fünfhundertundfünfzig nach der Erweckung von Menschen genutzt wurde. Zuvor gab es bereits natürlich begabte magische Wesen, die –«

»Genug«, unterbrach ihn Karbuki. »Da hat jemand die Geschichtsbücher auswendig gelernt. Was aber kannst du mir zum Wesen der Magie sagen?«

Sahri schwieg. Im Geiste ging er die verschiedenen Werke zur Magie durch.

»Ich las von der Idee, dass die Kraft der Magie von magischen Splintern ausgeht, die –«

»Das meine ich nicht«, sagte Karbuki streng. »Was ist die Essenz, die Grundlage jeder magischen Handlung?«

Sahri dachte angestrengt nach. »Sind es Gefühle?«, fragte er.

»Soll das eine Antwort sein?«

»Nein, Herr. Wie soll ich sagen? Ich weiß es nicht.«

Diese Worte auszusprechen gaben Sahri einen Stich ins Herz. Sein Leben lang hatte er Buch um Buch verschlungen, hatte sich Gedanken zu allen möglichen und unmöglichen Dingen gemacht. Nun stand er vor diesem Bett in einem Turm, der auf keiner Landkarte verzeichnet war, nach all den Strapazen. Und er kam sich vor wie ein dummer Schüler an seinem ersten Tag.

»Das ist ein Anfang«, sagte Karbuki.

»Immerhin ist es eine letzte Hoffnung«, fügte er leise hinzu.

Wieder lauter sagte er: »Nun öffne den Vorhang. Und bitte – erschrick nicht allzu sehr vor dem, was von Karbuki noch übrig ist.«

Sahri hob den Vorhang mit dem Schürhaken an. Er hatte bereits zuviel erlebt. Wenn Karbuki das missbilligte, ließ er es nicht hören. Hinter dem Vorhang lag nur tiefer Schatten, in dem sich die Silhouette eines Menschen abzeichnete. Der Gestank ließ Sahri schwindlig werden.

Er leuchtete mit der Laterne in das Dunkel. Nichts bewegte sich dort, außer ein paar Fliegen. Im Bett lag die Leiche eines Mannes, der sehr alt aussah. Einen Moment musste Sahri an seinen Vater denken, wie sie ihn aus dem Hafenbecken gezogen haben, aufgedunsen vom Wasser. Seitdem hatte er keine wirkliche Angst mehr vor dem Tod gehabt. Im Gegensatz zu Malam sah dieser Leichnam jedoch eingefallen aus, geradezu vertrocknet. Sahri wagte sich einen Schritt näher, um ihn zu betrachten. Da fiel ihm ein Geräusch auf, so leise, dass es vom Vorhang verschluckt worden war. Ein kaum merklicher Lufthauch strömte aus dem Mund des Körpers.

»Nein, ich bin nicht tot«, sprach Karbukis Stimme, während der Mund und der Rest des Körpers unbeweglich blieben.

»Könnt Ihr Gedanken lesen?«, fragte Sahri.

»Es braucht nicht viel um zu erraten, was sich jemand beim Anblick dieses Trümmerhaufens denken muss. Aber er ist eben das, was meinen Geist noch in dieser Welt hält. Wenn du mein Schüler werden willst, musst du dich um ihn kümmern.«

»Um Euren Körper?«

»Glaubst du, um den Vorhang?« Karbukis Stimme brauste auf. »Natürlich um meinen Körper! Und nicht nur um den. Der ganze Turm ist in einem elenden Zustand. Wenn du also mein Angebot annehmen willst, Sedjet von Raqedu, so werde ich prüfen, ob ich dich als meinen Schüler zulasse.«

Sahri schluckte. Der Gestank vernebelte ihm bereits jetzt seine Sinne. Er dachte daran, wie er das erste Mal die Drachenställe gereinigt hatte. Da hatte er keinen besonders großen Lohn erwarten können. Karbuki ließ ihn wohl wissen, dass noch eine Prüfung ausstand. Würde Sahri sie bestehen? Immerhin kannte er sich in vielen Dingen aus. Und war er nicht ein Magier?

Was auch immer er dafür tun musste: Er wollte die Magie meistern lernen. Eines Tages würde er dann wieder nach Raqedu zurückkehren. Er würde seine Mutter wiedersehen. Vor allem würde er die Amudani aus der Stadt jagen. Nicht mit einem Feuerregen und blinder Zerstörung, sondern mit wohl überlegten Maßnahmen. Dafür war es wichtig, dass er die Magie ganz und gar beherrschte.

Er stellte sich so aufrecht hin, wie er konnte. »Meister Karbuki, ich nehme Euer Angebot an.«

Am liebsten hätte Sahri sich schlafen gelegt. Er kämpfte die Müdigkeit herunter, so wie er es damals im Unterricht von Thoth gelernt hatte. Wie lange das schon her war! Damals waren immer wieder Schüler über ihren Schreibsachen eingeschlafen. Thoth hatte ihnen dann mit einem Holzbrett einen Schlag auf den Rücken verpasst, sodass sie aufschreckten. Manchmal mussten sie acht oder zehn Stunden dort sitzen und schreiben. Sahri war einer der wenigen gewesen, die diese Schule durchhielten.

Es dauerte eine Weile, bis er die Feuerstelle vom schlimmsten Dreck befreit hatte. Staub wirbelte auf und Sahri hielt die Luft an, um nichts davon einzusatmen. Draußen war es mittlerweile wieder stockfinstere Nacht. Unheimliche Geräusche hallten vielfach über die Mauer, ein Zirpen, Rascheln und Schreien. Nein, Sahri war nicht für die Welt da draußen gemacht. Aber mit Hilfe von Karbukis Stimme fand er den Brunnen, der bereits von Flechten und Ranken eingenommen worden war. Zu Sahris Erleichterung ließ sich die Winde befreien und bald hatte er den ersten Eimer Wasser aus der Tiefe geschöpft.

Der Kessel war zu nichts mehr zu gebrauchen. Sahri fand stattdessen einen großen Topf und stützte ihn mit eisernen Stangen, die er quer über die Feuerstelle legte. Während das Wasser köchelte, bereitete Sahri eine Salbe nach Karbukis Anleitung zu. Allmählich zeigte sich, dass die Küche und der ganze Turm gut sortiert waren. Es fehlte nur an Sauberkeit.

Sahri brachte das Wasser, die Salbe und noch einige andere Utensilien in Karbukis Kammer. Würde der Meister es als unhöflich ansehen, wenn Sahri sich ein Tuch vor sein Gesicht band, um den Gestank abzuhalten? Vielleicht war das bereits Teil seiner Prüfung. Er wollte durchhalten, wollte Karbuki beweisen, dass er Willenskraft besaß.

»Zuerst wirst du meinen Körper waschen«, sagte Karbuki.

Sahri dachte an die Männer im Bad von Ke Lebara, die täglich andere Männer wuschen und abrieben. Es war niedere Arbeit, gewiss. Aber so schwer konnte es nicht sein. Sahri tauchte den Schwamm ins Wasser. Noch nie war er einem Menschen so nahe gekommen – mit Ausnahme von Bazara. Er wischte die Erinnerung an sie fort. Das hier war etwas anderes. Sein neuer Meister brauchte seine Hilfe. Sahri musste es tun, wenn er die Magie meistern wollte. Also deckte er Karbukis Körper auf.

Wenn dies eine Prüfung war, war es die härteste, die Sahri bis dahin bestehen musste. Es war nicht allein der Geruch, gegen den die Drachenställe an Rosenwasser erinnerten. Zum ersten Mal in seinem Leben erblickte Sahri den Körper eines alten Menschen, der bereits seit Jahren in diesem Bett gelegen haben musste. Die Haut spannte sich über die Knochen, Rippen und Gelenke stachen hervor. Als eine Fliege aus Karbukis Mundhöhle kroch, musste Sahri heftig würgen.

Er überwand sich und hielt den Schwamm fest. Dann begann er, Karbukis Gesicht und Oberkörper abzuwaschen. Die Stimme gab ihm genaue Anweisungen: »Nun die Arme! Und sei gründlich, auch unter den Achseln.«

Sahri schwieg. Er war ganz auf den Ablauf und seine Selbstbeherrschung konzentriert. Immer wieder tauchte er den Schwamm ein, wusch Karbuki von Kopf bis Fuß.

»Jetzt dreh meinen Körper auf die Seite!«

Sahri zog und drückte. Er fragte sich, wie ein so schmaler Körper so schwer sein konnte. Dann gab es ein schmatzendes Geräusch, als Karbukis Körper auf die Seite rollte. Eine Wolke aus Fäulnis und dem Gestank von Exkrementen hüllte Sahri ein. Er schwankte und kämpfte mit sich, mit der drohenden Ohnmacht. Er hielt die Luft an. Nur ab und zu gönnte er sich einen flachen Atemzug.

Unter Karbukis strenger Anleitung wusch er auch seine Rückseite. An vielen Stellen war das Fleisch durchgelegen. Faulige Geschwüre wucherten an allen Stellen, wo die Knochen auf dem Bett gelegen hatten. Besonders am Gesäß hatte Karbuki große offene Wunden. Sahri wusch alles aus, holte einmal noch frisches Wasser. Dann trug er die Salbe auf die Wunden auf, legte einen Verband an, wechselte das Bettlaken und kleidete Karbuki mit einem neuen Nachthemd.

»Ah, die Kraft kehrt zurück!«, sagte die Stimme. »Nun geh zu Bett, Sedjet von Raqedu.«

Die Müdigkeit traf Sahri mit voller Wucht. Karbuki wies ihm den Weg zu einer Kammer im selben Stock. Sie war klein, sogar noch kleiner als das Zimmer, das er in Ke Lebara bezogen hatte. Diese Stadt schien nun bereits Jahre hinter ihm zu liegen. *Bald kehre ich zurück nach Hause*, dachte Sahri bei sich. *Sobald ich die Magie beherrsche, bin ich frei*. Mit diesem Gedanken schief er ein.

Er schwebte über den Trümmern des zerstörten Palastes. Ananya jubelte ihm zu.

»Zeig es ihm!«, rief sie.

Sahri ließ das Feuer aus seinen Händen regnen. Er empfand nichts als Hass, als Entu in den Flammen verschwand.

»Es ist Zeit«, hallte eine Stimme in seinem Kopf.

Er brauchte einige Momente, bis er begriff, wo er war. Beinahe hätte er erwartet, auf seiner Schlafmatte in Raqedu aufzuwachen. Wenn all das doch nur ein böser Traum gewesen wäre – Sahri würde wieder im Leuchtturm von Raqedu arbeiten gehen. Alles wäre geordnet. Stattdessen erwachte er in einer winzigen Kammer auf einem Strohlager, das nach Staub und Schimmel stank. Käfer und Spinnen verkrochen sich in dunkle Ecken, als er sich aufrichtete.

»Es ist Zeit«, wiederholte Karbukis Stimme streng.

»Wofür?«, fragte Sahri in den Raum hinein.

»Die Sphäre wird zeigen, ob du geeignet bist.«

Karbuki ließ Sahri keine Zeit, um etwas zu trinken. Sahri beherrschte sich, um seinem neuen Meister nicht zu widersprechen. Er kannte dieses herrische Verhalten bereits von Thoth, wenn auch nicht in dem Ausmaß. Wenn Sahri die Lehre bestehen wollte, musste er seine eigenen Bedürfnisse zurückstellen.

Die Stimme führte Sahri in einen großen Raum im zweiten Stock, in dessen Mitte ein großer, schwerer Tisch stand. Auf ihm lagen Federn, Tuschefässchen und Papier, neben Schalen und Gläsern, alles mit Staub und Spinnweben bedeckt. Außerdem gab es in dem Raum zahlreiche Regale mit wundersamen Instrumenten und Büchern. Sahris Herz schlug schneller. Welches Wissen wohl in diesen Seiten verborgen lag? Er musste diese Prüfung bestehen! Sein Blick schweifte weiter durch den Raum und fand eine Tür, die mit Eisen beschlagen war.

»Ich werde dir diese Tür öffnen«, sagte Karbuki. »Du wirst nur das tun, was ich dir sage. Die meisten der Gegenstände in diesem Raum sind gefährlich, vor allem für einen Novizen mit geringer Erfahrung. Ich würde die Sphäre selbst herausholen, wenn ich könnte. Doch wie du gesehen hast, ist mein Körper nicht in allzu guter Verfassung. Ich kann dir nicht beispringen. Deshalb achte gut auf meine Worte, wenn du dein Leben behalten willst.«

Sahri versprach, dass er das tun würde. Dann klickte etwas im Schloss der Tür und sie schwang langsam auf. Die Luft, die aus dem Raum wehte, war warm und erinnerte an ein drohendes Gewitter. Sahri atmete tief durch und trat ein.

In der Kammer herrschte größtenteils Finsternis. Der Raum war angefüllt mit Regalen und Gegenständen, von denen einige in Ketten lagen. Hier und da leuchtete es blau, grün, orange oder violett –

wie kleine Augen, die Sahri neugierig betrachteten. Er versuchte, nicht allzu genau hinzusehen. Karbukis Stimme führte ihn zu einem Regal, in dem ein unscheinbares Samttuch über eine Kugel lag.

»Nimm die Kugel mitsamt dem Tuch«, sagte Karbuki. »Pass gut auf, dass du sie nicht fallen lässt oder das Tuch aufdeckst, bevor ich es dir sage.«

Behutsam griff Sahri nach der Kugel. Sie fühlte sich zugleich schwer und federleicht an. Eine leichte Vibration ging von ihr aus. Oder waren es Sahris Hände, die zitterten? Als er hinausgehen wollte, fiel sein Blick auf einige Bücher, die sein Interesse weckten. Ihr Einband bestand aus Leder und Metall, das mit zahlreichen Runen und Ornamenten verziert war. Für einen Moment hatte Sahri den Eindruck, dass diese Bücher ihn rufen würden. Ja, sie wollten, dass er sie mitnahm und las. Zu gern hätte er es getan.

»Trödle nicht«, schnarrte die Stimme Karbukis. »Du hast mehr als genug Zeit in dieser Kammer verbracht.«

Sahri fühlte sich ertappt. Rasch verließ er den Raum und die Tür krachte zu.

»Lege die Sphäre auf dem Tisch ab«, befahl Karbuki. Die Stimme zitterte leicht. Sahri tat es. Die Kugel lag ganz ruhig auf dem Tisch.

»Nun entferne das Tuch«, sagte Karbuki. Er flüsterte beinahe. »Und sag mir, was du siehst.«

Sahri zog den Samt beiseite. Plötzlich war die Kugel verschwunden. Dort, wo eben noch eindeutig ein Gegenstand gelegen hatte, war nur noch die zerfurchte Tischplatte zu sehen. Sahri untersuchte das Tuch, ob die Kugel sich darin verfangen hatte.

»Sieh hin!«, herrschte ihn Karbuki an. »Was siehst du?«

Sahri schaute wieder zum Tisch. »Ich sehe nichts«, sagte er.

»Du wirst doch irgendetwas sehen«, sagte Karbuki ungeduldig.

»Ich sehe den Tisch«, antwortete Sahri. »Ansonsten nichts.«

Die Stimme seufzte. Augenblicke vergingen.

»Moment«, sagte Sahri. Über der Tischplatte hatte sich ein Nebel gebildet, der die Form einer Kugel annahm. »Es sieht aus wie Wolken.«

»Gut. Sehr gut. Was siehst du noch?«

»Ich sehe eine Stadt am Meer und einen Turm. Es ist der Leuchtturm von Raqedu. Ja, eindeutig.«

»Weiter. Beschreibe alles, was du siehst.«

»Das Bild verschiebt sich.«

»Nach oben oder unten?«

»Es senkt sich herab. Ich sehe die Häuser jetzt deutlicher. Da! Das ist das Haus, in dem ich aufgewachsen bin. Das Haus, in dem ich zuletzt mit meiner Mutter gewohnt habe.« Sahri dachte nach, ob er nicht zuviel verriet. Schließlich kannte ihn Karbuki nur unter falschem Namen.

»Sprich weiter«, drängte Karbuki. »Steigt das Bild auf?«

»Nein, das Haus kommt näher. Nun kann ich durch das Fenster schauen. Da ist die Stube, wo meine Mutter sonst immer gesessen hat.«

»Ist sie dort?«

»Niemand ist da. Nun verschiebt sich das Bild nach innen. Ich sehe meine Schlafkammer. Darin liege ich und schlafe.« Langsam schwamm das Bild und die Sphäre erschien, als sei sie aus sehr feinem Glas.

Nach einer Weile erklang wieder ein Seufzen.

»Nichts weiter?«, fragte die Stimme.

»Das war alles, was ich sehen konnte«, sagte Sahri.

Schweigen legte sich über den Raum und Sahri hatte den Eindruck, er habe versagt. Hatte er etwas übersehen? Karbuki hatte ihm keinerlei Anleitung gegeben. Wie hätte er da wissen sollen, was zu tun wäre? Beim nächsten Mal würde er es gewiss besser machen.

»Und du sagst«, meldete sich die Stimme wieder, »du hättest bereits Magie gewirkt?«

Karbuki klang resigniert.

»Das habe ich, Herr«, sagte Sahri. »Ich kann es noch nicht kontrollieren. Aber in manchen Momenten fließt Feuer aus meinen Händen.«

»Hast du sonst irgendwelche hellseherischen oder andere Fähigkeiten bei dir bemerkt?«

»Nichts dergleichen, soweit ich das beurteilen kann. Meister Karbuki, ich möchte wirklich gern –«

»Was du möchtest, ist nicht von Belang.« Die Stimme war so hart, als wäre Sahri gegen eine Mauer gelaufen. »Ich hatte mir gewünscht, noch einen letzten Schüler auszubilden, der diesen Turm eines Tages übernehmen kann. Einen Schüler mit Talent. Gewiss, du trägst einen Funken Magie in dir. Doch dein Geist ist noch weit davon entfernt, frei zu sein. Ich befürchte, dass du nicht der Schüler bist, auf den ich gewartet habe.«

»Ich bitte Euch, Meister Karbuki!« Sahri rang die Hände und schaute in den Raum hinein. »Ich bin ein guter Schüler. Ich werde alles lernen, was Ihr mir aufgibt. Bitte lehrt mich, die Magie zu gebrauchen.«

»Magie ist nicht zu gebrauchen!«, zischte Karbuki. Murrend setzte er hinzu: »Aber ich brauche diesen Jungen. Es gibt keinen anderen Weg. Er wird es lernen müssen.«

»Sedjet von Raqedu«, sagte die Stimme wieder lauter. »Bist du bereit, hart zu arbeiten?«

»Das bin ich, Herr.«

»Und wirst du dich an die Lektionen halten, die ich dir auftrage, ganz gleich, was es sei?«

»Das werde ich, Herr.«

»Sedjet von Raqedu, schwörst du, die Gesetze des Kodex zu achten und bei allem anzuwenden, was du tust?«

»Ich schwöre es.« Sahris Herz klopfte ihm bis zum Hals.

»Dann seiest du aufgenommen als mein Schüler gemäß dem Kodex Magificius. Du bist nun Principius und unterstehst sowohl meiner Fürsorge, als auch meinen Anweisungen.«

»Ich danke Euch, Herr.«

»Sorge dafür, dass ich es nicht bereue.«

Kapitel 10: Magie

Nun glaubte Sahri, er könne endlich mit den magischen Studien beginnen. Am liebsten wäre er sofort zu einem der Regale gegangen und hätte ein Buch in die Hand genommen. Doch zuerst befahl ihm Karbuki, seinen Körper erneut zu pflegen und die Salbe aufzutragen. Niemals hätte Thoth es gewagt, ihn so nah an sich heran zu lassen. Nun, da Karbuki Sahris neuer Meister war, fühlte es sich noch weniger richtig an, dass er ihn wusch und salbte. Aber Sahri verstand auch, dass dieser Körper und Karbukis Geist noch eine gewisse Weise verbunden waren. Karbuki brauchte seinen Körper – und Sahri brauchte Karbuki, um die Magie zu lernen.

Karbuki trug Sahri auf, den Turm zu säubern. Konnte der Meister ihn nicht wenigstens ein Kapitel in einem der Bücher lesen lassen? Er vermisste das Gefühl, eine Seite umzublättern, das Meer von Buchstaben zu erblicken und nach und nach zu entschlüsseln. Doch er widersprach nicht. Der richtige Zeitpunkt würde noch kommen. Also machte er sich an die Arbeit.

Der Staub lag so dicht überall, dass Sahri ihn eimerweise hinaustragen musste. Die Spinnweben erreichte er mit Hilfe von langen Stöcken und Leitern. Er hätte nicht gedacht, wie schwer sie in der Masse werden können.

Viele Stunden mühte Sahri sich ab, ohne dass eine Veränderung sichtbar wurde. Hatte er in einer Ecke gefegt, wehte bereits Staub aus einer anderen herüber und verdreckte alles wieder. Er fühlte sich wie einer der Helden aus alter Zeit, denen die Götter einen Streich spielten.

Am Ende eines langen Tages saß Sahri im Arbeitszimmer und atmete durch. Er hustete von all dem Staub, den er eingeatmet hatte. Sein Blick fiel auf einen dicken Wälzer, im Regal stand. Er trug den Titel *Gatan Jata*. Von diesem Buch war in zahlreichen Geschichten die Rede gewesen. Angeblich beschrieb es die magischen Prinzipien, die Magie erst möglich machten. Neugierig schlich Sahri sich zum Regal und berührte das Buch. Nichts geschah. War Karbuki gar nicht anwesend? Sahri legte den Finger auf die Oberkante des Einbandes, um es herauszuziehen. Das Buch ließ sich nicht bewegen. Er versuchte es mit der ganzen Hand, ohne Erfolg. War das Buch so schwer oder war es nur irgendwo festgemacht? Sahri blickte in die schattige Dunkelheit auf der Rückseite des Regals, um eine Kette oder etwas Ähnliches auszumachen.

»Bemühe dich nicht«, sagte Karbukis Stimme.

Sahri erschrak. »Ich wollte –«

»Lüge nicht! Du rüttelst schon seit geraumer Zeit an diesem Buch. Erst mit deinen Augen, dann mit deinen Fingern. Wie du siehst, halte ich es gut fest – und ich werde es solange festhalten, bis du bereit bist.«

Sahri biss sich auf die Unterlippe. »Wann werde ich bereit sein?«

»Das bestimmst nicht du.«

Der Satz klang wie das Zufallen einer Tür. Sahri ließ die Schultern sinken, warf noch einen letzten Blick auf das Buch und ging dann wieder zum Tisch.

»Für heute soll es genug sein«, sagte Karbuki. »Morgen wirst du den Turm weiter putzen.«

»Meister, ich –«

»Keine Widerrede. Du tust, was ich dir sage. Zur Magie kommen wir noch früh genug.«

Sahri behielt seine Worte bei sich. Zu gern hätte er Karbuki darauf hingewiesen, dass er selbst zur Eile gemahnt hatte. Wieviel Zeit blieb ihm denn noch? Inwieweit hatte Sahri ihn vor dem Verfall bewahrt? Wollte ihn Karbuki überhaupt unterrichten? Oder war alles nur ein Vorwand, um etwas anderes zu erreichen?

Sahri war nicht wohl bei dem Gedanken, dass sein Meister ihn überall und zu jeder Zeit beobachten konnte. Womöglich las er sogar seine Gedanken. Bei Thoth war es nur ein Witz gewesen, den sich die Schüler untereinander erzählt hatten. Aber Thoth war auch kein Magier.

Mit solchen Gedanken verließ Sahri den Raum. Er besorgte sich noch einen Krug Wasser am Brunnen und verzog sich dann in seine Schlafkammer. Doch er wusste: Er war nirgendwo allein.

Einen ganzen Monat verbrachte Sahri damit, den Turm zu putzen. Allmählich gewann er einen Eindruck davon, wie es hier ausgesehen haben musste, als Karbuki noch selbst durch die Räume gewandelt war. Einmal fragte er Karbuki, warum er nicht die Besen bewegte, wo er doch Türen öffnen und schließen konnte.

Es musste eine Art Telekinese sein. Diesen Begriff hatte Sahri zumindest einmal in einem Buch entdeckt. Wenn er eine Sache bewegen konnte, dann doch wohl auch alles andere, oder etwa nicht?

Karbuki erklärte, dass das so einfach nicht sei. Magie solle nur so viel als nötig angewendet werden. So stehe es zumindest im Kodex. Sahri dachte an das Buch, das Nacht als Untersetter für seine Tassen benutzt hatte. Karbuki schien der Kodex sehr wichtig zu sein. So war es auch das erste Buch, das Sahri lesen durfte.

»Lies ihn gründlich«, sagte Karbuki. »Er wird dich leiten so wie die Sterne die Seefahrer. Die jungen Leute denken von der Magie oft so, als wäre sie die Erlaubnis für allerlei Spiele und Scherze. Dabei erfordert sie ein hohes Maß an Verantwortung. Wieviel weißt du über die Magischen Kriege?«

»Ich war zu Neumond in der Ebene. Ich habe ihr Echo gesehen.«

»Dann sollte dir bewusst sein, dass der Weiße Rat den Kodex nicht grundlos entworfen hat.«

Karbuki ging nicht weiter auf Sahris Aussage ein, so als wäre es völlig normal. Ein wenig stolz war Sahri schon darauf, dass er es allein durch die Schattenlande geschafft hatte. Wer sonst hatte das Echo der Magischen Kriege gesehen? Sahri zweifelte sogar daran, dass Karbuki zu seiner aktiven Zeit dort gewesen ist. Hätte er nicht ein Wort des Lobes und der Anerkennung sprechen können?

Sahri fühlte sich behandelt wie ein kleines Kind. Er war ein fleißiger Schüler. Er würde lernen. Immerhin war dieses Buch ein Anfang. Wenn Sahri sich weiter gut benahm, würde Karbuki ihm vielleicht demnächst mehr Freiheiten gewähren.

Er schlug den Kodex auf und las:

Mit dem Beschluss des Magischen Rathes im Jahre 1130 tritt dieser Kodex in Krafft, um die Magie vor jehnen zu schuetzen, die Missbrauch mit ihr betreyben. Dieses Regelwerck gillt ab sofort und fuer jehden Magier, der sich der Neuen Magieschule zurechnet. Eyne Missachtung des Kodex wird vom Magischen Rath mit schwerester Straffe geahndet. Jeder Magier verstehtet sich als Durchsetzer des Kodex und wird jegliche Missachtung vor den Aeltesten zur Sprache bringen, oder, sofern er durch die Aeltesten dazu befugt ist, den Missachter selbst mit einer Straffe gemaess dem Kodex belegen.

Nach dem Beschluss des Magischen Rathes gelten von Stund an folgende Regeln für alle, die Magie wircken oder zu wircken beabsichtigen:

i. Magie diehnet dem Friehten. Ein jehder Magier fuehlet sich in der Pflicht, die Magie ausschliesslich fuer guthe Zwecke einzusetzen. Magie wird in keynem Falle auff oder gehen eyn anderes menschliches Wesen gewircket, sey es lebendig oder toth. Es ist unumstritten, dass Magie Tothen keyn neues Leben einfloessen kann. Experimente solcher Art wird keyn Magier der Neuen Magieschule durchfuehren.

ii. Ein Magier setzet seyne Faehigkeithen nur eyn, wenn es die Noth gebietet. Kann eyn Ziel auch ohne Magie erreicht werden, ist der nicht magische Weg vom Magier vorzuziehen, damitt die Magie nicht den Magier kontrolliere.

iii. Die Gesetze der Magie erffordern, dass nicht mehr als drey Magier auf einem Raum von zwanzig Klaftern sein sollen, damitt die Energie nicht zu hoch werde und das Land ringsum versenge.

iv. Ein Magier, der seyne Wissen an einen Schueler weytergeben moechte, hatt bey der Auswahl des Scholaren darauff zu achten, dass dieser, neben dem noethigen Talennt, den rechten Charackter zum Erlernen der Magie mitbringe. Der Magister suche sich eynen gelährigen Schueler, der nicht leicht dem Jaehzorn oder der Habgiehr verfallt, auff dass die Magie in ihm nicht verderbe.

– aus: „Der Kodex der Magier / Neue Magieschule“ von Valkun Kaani Hattusta

Jähzorn oder Habgier? Sahri wurde niemals wütend, noch hatte er viel übrig für große Schätze. Er wollte einzig und allein Wissen sammeln. Außerdem wünschte er sich Gerechtigkeit – für sich selbst, für seine

Mutter und seine Stadt. Er war bereit, sich bis dahin an die Regeln des Kodex zu halten, solange Karbuki ihn nur unterrichten würde. Er machte sich daran, auch die übrigen Regeln zu lesen.

Weitere Monate vergingen, in denen Sahri Karbukis Körper und den Turm pflegte. Das einzige Buch, das Karbuki ihm zu lesen gab, war der Kodex. Wieder und wieder wälzte er die Seiten, lernte die Regeln darin auswendig und diskutierte darüber mit seinem Meister. Immer noch gab Karbuki ihm zu verstehen, dass er nicht genug gelernt hätte und überhaupt zuviel widersprüche. Sahri bemühte sich, seine Wut darüber nicht zu zeigen. Mehr als einmal hätte er Feuer regnen lassen können, träumte sogar davon, Karbuki einfach zu erdrosseln. Dieser Gedanke machte ihm zuweilen Angst. Zum Glück verflog er immer rasch.

Eines Tages war es wieder soweit, Karbukis Körper zu waschen. Nach all der Zeit hatte Sahri sich nicht daran gewöhnt. Der Geruch war nicht mehr so schlimm. Auch die Wunden heilten langsam ab. Aber immer noch fand er es nicht richtig, seinem Meister so nahe zu sein – einen Meister, der ihn niemals unterrichten würde. Thoth war streng gewesen, aber er hatte Sahris Talent erkannt. Er hatte ihn gefördert, wollte ihn sogar zum Senator machen.

Sahri erinnerte sich daran, dass Thoth auch den Amudani nahegestanden hatte. Er holte ein frisches Laken aus der Truhe und ging zum Bett.

Der Körper seines Meisters lag da wie ein Tisch, den er abwaschen sollte. Machte es überhaupt einen Unterschied? Es war jeden Tag dasselbe. Aufräumen und Putzen, immer nach Karbukis strengen Anweisungen. Außer dem Kodex hatte er nichts zu lesen und von der Magie fühlte Sahri sich weit entfernt.

Manchmal glaubte er sogar, sein Meister sei verrückt geworden. Immer wieder murmelte die Stimme vor sich hin. Was machte es mit einem Geist, wenn er so lange alleine war? Wie alt war Karbuki eigentlich?

»Du zögerst«, bemerkte die Stimme. Sahri schreckte aus seinen Gedanken hoch und stellte die Waschschüssel bereit.

»Ich habe nachgedacht.«

»Du bist noch nicht so weit.«

»Was meint Ihr?«

»Du bist wie alle jungen Schüler. Du willst gleich alles, willst die Magie ganz beherrschen. Aber du bist noch nicht soweit.«

»Woher wollt Ihr das wissen? Ihr habt es mich nicht einmal probieren lassen!«

»Weil dein Geist nicht frei ist. Es ist meine Pflicht als Mentor, deinen Geist zu formen.«

»Mein Geist ist bereits geformt.« Sahri ballte die Fäuste. Die Wut kam so plötzlich, dass Sahri sich über sich selbst wunderte.

»Das ist das Problem«, sagte die Stimme. Es klang endgültig.

Sahri schluckte. In seinem Hals steckte ein fetter Klob. Er hatte sich hinreißen lassen, sich gegen seinen Meister aufzulehnen. Möglicherweise wurde er nun aus dem Turm geworfen. Anscheinend dachte auch Karbuki darüber nach.

Wieder murmelte die Stimme: »Wir brauchen den Jungen. Vielleicht ist es an der Zeit.«

»Nun gut«, sagte Karbuki wieder deutlicher. »Es sei. Deine Lektion beginnt morgen.«

Sahri tat vor Aufregung kaum ein Auge zu. In Gedanken ging er noch einmal alles durch, was er über die Magie wusste. Er versuchte, sich an die wenigen Male zu erinnern, in denen er Feuer beschworen hatte, rief sich das Gefühl wach, das in ihm aufgestiegen war. Überhaupt dachte er wieder über Gefühle nach. Waren sie wirklich der Schlüssel zur Magie? Oder würde Karbuki ihm ein anderes Geheimnis offenbaren?

Am nächsten Morgen wurde Sahri von der Stimme geweckt.

»Bist du bereit für deine erste Lektion?«

»Das bin ich.«

»Gut. Dann setze dich auf.«

Sahri tat, wie ihm der Meister gesagt hatte. Gespannt wartete er auf weitere Anweisungen. Doch die Stimme schwieg.

»Was soll ich jetzt tun?«, fragte er nach einiger Zeit.

»Sitzen«, sagte Karbuki knapp.

»Und weiter?«

»Nichts weiter.«

Sahri runzelte die Stirn. Sitzen war nichts, was er lernen musste. In seiner Ausbildung zum Schreiber hatte er viele Stunden gesessen, in der Schreibstunde noch mehr. In der Bibliothek hatte er über Büchern gesessen, jahrelang, jeden Tag. Wenn Sahri eine Sache konnte, dann war es Sitzen.

Dennoch wagte er es nicht, dem Meister zu widersprechen. Karbuki schien etwas dagegen zu haben, wenn jemand seine Methoden in Frage stellte. Also blieb Sahri stumm sitzen.

Vor seinem geistigen Auge ging er den Kodex durch. Es war dem Weißen Rat sicherlich sinnvoll erschienen, so viele strenge Regeln aufzustellen, nachdem die Magischen Kriege das Land verwüstet hatten. Doch konnte Magie überhaupt existieren, wenn man ihr ein solch enges Korsett anlegte? Die alten Meister, allen voran Rojavin Kartiyan, hätten so vieles nicht erschaffen, wenn sie sich an den Kodex gehalten hätten. Mittlerweile freundete Sahri sich mit dem Gedanken an, dass die Bücher über Magie nicht nur fantastische Geschichten waren. Vieles davon musste wirklich geschehen sein.

Doch seitdem der Weiße Rat die Magie reglementierte, hörte man immer weniger Geschichten. Sahri wurde klar, dass er keinen Magier mit Namen kannte, der nach den Magischen Kriegen gelebt und gewirkt hatte – abgesehen von Karbuki und Nacht. Und Nacht musste in den Augen des Weißen Rates bereits als Schwerverbrecher gelten.

xiii. Magische Tore zum Zwecke, Distanzen zu ueberbruecken oder gar in der Zeyt umher zu reysen, sogenannte Portale, sind verboten.

Wie sollte jemand vor lauter Verboten wissen, was erlaubt war? Wie würde der Weiße Rat die Magie von Menschen wie dem großen Rojavin Kartiyan beurteilen?

Mit solchen Gedanken vertrieb Sahri sich die Zeit. Ja, er genoss die Ruhe sogar, in der er weder Karbukis Körper, noch den Turm pflegen musste. Bestimmt eine Stunde ließ Karbuki ihn so sitzen, bevor er ihn wieder ansprach.

»Wie ist es dir ergangen?«, fragte der Meister.

»Es war wundervoll«, sagte Sahri. »Ich fühle mich jetzt deutlich geklärt.«

»Du wirst von heute an morgens und abends sitzen. Dies ist deine erste Lektion.«

Weitere Wochen vergingen, ja ganze Monate. Draußen fegten Regenschürme über den Wald hinweg, gefolgt von Phasen schwüler Hitze, die aufs Gemüt drückte. Im Turm herrschte ein angenehmes Klima. Nachts wurde es sogar so kalt, dass Sahri manchmal den großen Eisenofen anfeuerte. Das war ein Ungetüm, größer als die Feuerstelle. Er hing an einer Wand im Erdgeschoss wie ein eigenes Wesen. In die Klappe für das Feuerholz hätte sicher ein Mensch hindurch gepasst. Eiserne Rohre streckten sich wie Spinnenbeine Richtung Decke und liefen bis in die Schlafkammer Karbukis, das Laboratorium und weitere Räume des Turms. Sahri hackte jeden Tag Holz, damit Karbukis Körper nachts nicht auskühlte.

Hatte Karbuki bei Sahris Ankunft noch behauptet, ihm bliebe nicht mehr viel Zeit, so ließ er es sich nicht anmerken. Die Langeweile zermürbte Sahri immer mehr. Jeden Tag saß er morgens und abends eine Stunde einfach da und dachte nach. Dabei wälzte er den Kodex in Gedanken hin und her, ging alles durch, was er über Magie wusste und sogar ganze Listen, die er noch aus seiner Zeit in der Schreibstube auswendig kannte. Hauptsache, sein Geist war beschäftigt.

Hin und wieder erwischte Sahri ein ungewohnter Moment der Stille, in dem sein Geist zur Ruhe kam. Es war, als griffe eine Finsternis mit langen Klauen nach ihm, die ihn in den Abgrund zu reißen drohte. So musste sich sterben anfühlen. Sahri verscheuchte sie mit seinen Gedanken, errichtete eine Mauer aus Zahlen und Fakten. Doch die Finsternis ging nie ganz fort. Sie lauerte.

Immer wieder rüttelte Sahri an den Büchern. Einige wackelten wie ein loser Zahn in der Kindheit, kurz vor dem Ausfallen. Obwohl Karbukis Stimme noch klar erklang, schien seine Kraft immer mehr nachzulassen. Würde er irgendwann ganz vergehen, ohne Sahri etwas beigebracht zu haben?

Als Sahri das Holz in den großen Eisenofen geschichtet hatte, betrachtete er seine Hände. Konnte er die Wut noch heraufbeschwören? Er stellte sich vor den Ofen, streckte die Hände aus und versuchte, sich an die Amudani zu erinnern, an seine Begegnung mit Entu, an Cuttata und den letzten Kampf des Feuerroten Würgers. Er konnte die Ereignisse beschreiben, aber sie ließen ihn völlig kalt. Er dachte zurück an Ananya und Bazara, die beiden Frauen, die ihn verraten hatten. Nichts. Seine Hände blieben kalt, so wie der Raum um ihn herum.

»Du bist noch nicht so weit«, sagte die Stimme.

Sahri atmete tief. Er sah auf seine Hände. War ihm die Magie abhanden gekommen? Hatte Karbuki sie ihm ausgetrieben, weil er ihn nicht für würdig hielt? Dieser alte, verrückte Magier! War es womöglich ein fauler Zauber, der Sahri seiner Kräfte beraubte, damit Karbuki weiterleben konnte? Würde Karbuki ihn verraten, wie ihn schon sein alter Meister Thoth verraten hatte?

»Wann werde ich bereit sein?«, fragte Sahri mit kaum hörbarer Stimme.

»Es liegt nicht an dir, das zu entscheiden.«

Sahri wusste, dass sein Meister von ihm abhängig war – sei es wegen der Pflege, die sein Körper durch ihn genoss; sei es, weil er ihm wirklich die Magie abzog. Doch was würde Karbuki tun, wenn Sahri sich ihm einfach verweigerte? Karbuki konnte die Bücher und die verbotene Tür festhalten, gewiss. Doch über Sahri selbst schien er keine Macht zu haben außer den Worten, die er sprach. An diesem Abend blieb der Eisenofen kalt.

Die Sonne ging gerade über dem Wald auf. Sahri lief die Regale mit den Büchern ab und zog an jedem einzelnen. Er gab sich keine Mühe mehr, es unauffällig zu tun. An einigen Büchern, die bereits etwas wackelten, zog er heftiger.

»Was tust du da?«, fragte Karbuki verärgert.

»Wenn Ihr mich nicht unterrichten wollt, muss ich mir meine Lektionen selbst suchen.«

»Ich bin dein Meister! Du hast mir zu gehorchen.«

»Und wenn ich mich weigere?«

Sahris Herz pochte. Sein ganzer Körper spannte sich an. Er bemühte sich um einen ernsten Gesichtsausdruck. Misstrauisch schaute er in den Raum hinein, ob Karbuki ihm nicht doch etwas entgegen werfen würde.

Die Stimme schwieg lange. Als sie sich meldete, wirkte sie schwach. Besorgnis, ja Angst sprach aus ihr.

»Du musst mir vertrauen, Sedjet. Viele Schüler waren bereits in meiner Obhut –«

»Habt Ihr ihnen auch ihre Magie ausgetrieben?«

»Sedjet, was sprichst du da!« Karbuki wirkte ernsthaft entrüstet. »So etwas verstieße gegen den Kodex. Es läge auch gar nicht in meiner Macht. Du bist es selbst, der dir die Magie austreibt.«

»Wie kann ich es sein, wo Ihr sie mir doch verbietet? Wie lange bin ich bereits in diesem Turm? Ein halbes Jahr? Ein ganzes? Oder länger? Die Tage schwimmen. Ich will endlich wissen, wie die Magie funktioniert!«

»Deine Ungeduld wird dich noch in den Wahnsinn führen! Höre meine Worte!«

»Ich höre Eure Worte. Aber sie bedeuten mir nichts.« Sahri machte eine Bewegung, als würde er sie wegwischen. »Wie lange wollt Ihr mich noch in diesem Turm festhalten?«

»Niemand hält dich hier fest. Es steht dir jederzeit frei zu gehen.«

Karbuki hatte Recht. Oft genug hatte Sahri im Garten gestanden und sich überlegt, einfach durch den Schnabelwald zu verschwinden. Jedes Mal hatte ihn die Angst gepackt. Er wusste nicht, was dort draußen lauerte. Hier in diesem Turm war er sicher. Wo sollte er etwas über Magie lernen, wenn nicht in einem Magierturm?

»Gebt mir die Bücher«, sagte er. »Lasst mich etwas anderes lesen als den Kodex.«

»Du hast ihn noch nicht verstanden.«

»Ich kann ihn bereits auswendig! Wollt Ihr eine Kostprobe? *Magie dienet dem Frieden. Ein jeder Magier fuhlet sich in der Pflicht, die Magie ausschliesslich fuer guthe Zwecke einzusetzen. Magie wird in keynem Falle* –«

»Sedjet, ich bitte dich inständig –« Die Stimme machte eine Pause. »Nein, ich fürchte, es war ein Fehler, dich hier zu behalten. Ein großer Fehler.«

»Ihr könnt ihn wieder gut machen. Führt mich in die Magie ein und ich werde Euch weiter helfen.«

»Dafür ist es jetzt zu spät.« Die Stimme war nur noch ein Flattern. »Geh jetzt, Sedjet! Geh, im Namen aller Götter! Ich beschwöre dich. Dieser Turm ist nicht der rechte Ort für dich.«

Sahris Augen funkelten. »Ihr könnt mich beschwören, wie Ihr wollt. Ihr habt keine Macht über mich. Nach allem, was ich für Euch getan habe, soll ich gehen?«

»Sedjet –«

Die Stimme schwand immer mehr. Bald hörte Sahri nur noch ein Flüstern, wie das Rascheln von Blättern im Wind. Dann erstarb sie ganz. Mit ihr wich etwas aus dem Turm. Plötzlich fühlte sich Sahri seltsam allein. Der Raum wirkte kälter, die Wände rauer. Karbukis Geist hatte seine letzte Reise angetreten.

Sahri saß noch lange in dem Raum und wartete. Er wusste selbst nicht genau, worauf. Was sollte er jetzt tun? Er ging zu einem der Bücherregale. Er konnte die Bücher mühelos herausziehen. Sahri ließ sie jedoch stehen. Er durfte jetzt nichts überstürzen. Schließlich war er sich durchaus bewusst, dass Magie einen Menschen in den Wahnsinn treiben konnte. Die Schwarzmagier in der Ebene hatte dieses Schicksal ereilt, weil sie zuviel gewollt hatten. Sahri wollte sicher keiner von ihnen sein.

Hinzu kam, dass der Anstand gerade etwas anderes von ihm forderte. Langsam erhob er sich und ging zur Schlafkammer Karbukis. Dort lag immer noch dessen Körper, den er schon am Tag seiner Ankunft so leblos vorgefunden hatte. Nun war die Haut noch eingefallener, die Nase stach seltsam spitz aus dem Gesicht und auf der blassen Haut machten sich bläuliche Adern bemerkbar. Karbuki war nun eindeutig tot.

Hatte Sahri ihn umgebracht? Für einen Moment blitzte ein schlechtes Gewissen in seinem Geist auf. Der Streit hatte dem alten Magier sicher den Rest gegeben. Doch hat Karbuki nicht erst durch Sahris Hand weitergelebt? Mit ihm war es schon so gut wie vorbei. Karbuki hatte es gewusst. Deshalb hatte er sich geweigert, Sahri zu unterrichten. Der Meister hatte gefürchtet, dass er den Schüler nicht lange genug beaufsichtigen konnte, bis seine Kräfte reif genug wären.

Aber Sahri würde es auch allein schaffen. Er hatte sich so viele Dinge angeeignet, indem er in der Bibliothek von Raqedu Buch um Buch gelesen hatte. Er brauchte keinen Lehrer. Im Turm würde er alles finden, was er zum Lernen der Magie benötigte. Er musste es nur mit Bedacht angehen.

Warmer Regen prasselte nieder, als Sahri das Loch für Karbukis Grab aushob. Der Boden war lehmig, die Arbeit schweißtreibend. Immer wieder hatte Sahri den Eindruck, er bräuchte eine Pause. Doch er grub weiter, grub tiefer, ließ sich nicht abbringen sein Werk zu vollenden. Der Regen war ihm sogar willkommen. Er wischte all die Müdigkeit der letzten Monate ab, all die Stunden, die er still abgewartet hatte. Nun war seine Zeit gekommen. Karbuki würde ihn nicht mehr hindern.

Wenige Stunden später ruhte Karbukis Leichnam einige Meter tief unter festgestampfter Erde. Sahri schleppte einen Stein heran, den er auf die Stelle legte. Er hatte seine Pflicht getan. Ohne sich umzuschauen kehrte er zum Turm zurück. Es war an der Zeit für sein Studium.

Sahri hatte bereits eine Liste all der Bücher im Kopf. Wieder und wieder hatte er die Titel auf den Einbänden gelesen und sortiert. Es gab Bücher, die schienen ihm eher für Anfänger geeignet, andere klangen nach schwerer Kost. Er legte einige Bücher auf den Tisch und begann, sie sorgfältig zu sortieren, bis er sich für Edmond Hoyles *Gatan Jata* entschied, einem Buch auf Miyanda. Sahri hatte schon länger nichts mehr in der Sprache der Alten gelesen und freute sich nun, seinen Geist mit dieser Lektüre erfrischen zu können. Über die nächsten Tage und Wochen folgten weitere Bücher über die Grundlagen der Magie, aber auch der Alchimie, Astronomie und anderer Wissenschaften. Sahri erkundete die Sterne vom Dach des Turms aus, führte verschiedene Experimente durch und versuchte sich in praktischen Übungen zur Magie.

Sahri lernte so viel wie seit langem nicht mehr. Er bekam Einblicke in die Hintergründe der Magischen Kriege, in den Aufbau der Neuen Schule der Magie und des Weißen Rates, lernte magische Pflanzen kennen und wofür man sie anwendete. Doch die Magie selbst blieb ihm ein Rätsel. Immer wieder stand er vor dem

Eisenofen in der Hoffnung, dass er noch einmal die Flammen heraufbeschwören würde. Er dachte zurück an die Momente, in denen er es geschafft hatte. Wieder und wieder ging er den Ablauf durch. Erst hatte ihn etwas wütend gemacht. Dann war Glut in ihm aufgestiegen, die sich zuletzt in einer Flammensalve entladen hatte.

Noch dazu kam ein Element, das Sahris Gedanken immer wieder entglitt. An irgendeiner Stelle hatte er den Verstand verloren. Kurz bevor die Flammen seinen Körper verlassen hatten, war er wie bewusstlos gewesen. Was geschah in solchen Momenten? Sahri war sich sicher, dass er dieses Rätsel ergründen musste.

Also las er weiter, sinnierte über die Freiheit des Geistes und setzte sogar seine Übungen fort, in denen er täglich zwei Stunden saß und einfach nachdachte. Zeitweise vergaß er sogar zu essen oder zu trinken.

Eines Tages saß er wieder im Laboratorium über einigen Substanzen, die er im Mörser zerrieb. Er hatte eine Rezeptur entdeckt, die Wasser augenblicklich verdampfen lassen konnte, ohne Hitze zu erzeugen. Es war mehr eine Spielerei, um seine Kenntnisse in Alchimie zu vertiefen. Da hörte er ein Klopfen hinter der Wand.

Es war leise, gedämpft durch die dicken Mauern, aber deutlich zu hören. Zuerst dachte er, ein Vogel würde gegen den Turm picken. Dann fiel ihm auf, dass das Klopfen gar nicht von außerhalb kam. Es tönte aus der Kammer mit dem magischen Gegenständen, die Karbuki ihm einst verboten hatten. Sahri hatte Respekt vor den Dingen in dieser Kammer. Seit er die Sphäre in den ersten Tagen wieder zurückgebracht hatte, war er nicht mehr darin gewesen. Natürlich hätte er es tun können. Die Tür war jetzt nicht mehr verschlossen. Doch noch bestand keine Notwendigkeit.

»Ich kann dir helfen«, flüsterte eine Stimme hinter der Mauer.

Sahri erstarrte. Seine Finger ließen den Stößel los, der klirrend am Rand der Schale liegen blieb. Dann erhob er sich und ging hinaus. Im Garten lief er auf und ab.

Es musste sich um eines dieser magischen Bücher handeln. Sahri hatte in den letzten Wochen darüber gelesen. Diese Bücher waren von Magiern erschaffen worden, die einen Teil ihres Geistes dort hinein gegeben hatten. Die Bücher führten ein Eigenleben. Man konnte sich mit ihnen unterhalten. Jedoch sollte es auch Bücher geben, die einen um den Verstand bringen konnten. Er musste vorsichtig sein. Vielleicht würde das Buch das Interesse an ihm verlieren, wenn er es einfach ignorierte?

Sahri ging wieder ins Laboratorium. Zunächst war alles still. Dann hörte er wieder dieses drängende Klopfen. Das Buch flüsterte, wollte ihn zu überreden, die Tür zu öffnen. Doch Sahri blieb standhaft. Er machte gute Fortschritte in allen Bereichen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis er auch das Geheimnis der Magie ergründet hatte. Wenn der Augenblick gekommen war, würde er auch die magischen Bücher beherrschen können. Bis dahin mussten sie sich gedulden.

Kapitel 11: Die Grenze

Eine weitere Woche verging. Das Klopfen wurde drängender. Sahri hörte es am Tage und in der Nacht. Es verfolgte ihn in seinen Gedanken und in seinen Träumen. Selbst wenn alles still schien, hallte es in ihm nach.

Sahri rautte sich die Haare. Er starrte auf eine Buchseite und stellte fest, dass er kein Wort davon gelesen, geschweige denn verstanden hatte. Diese magischen Bücher drohten ihm den Verstand zu rauben.

Er ging zum Brunnen und spritzte sich Wasser ins Gesicht. Dann sah er auf das Grab von Karbuki. Hatte sein Meister am Ende Recht gehabt? War er einfach noch nicht so weit? Oder riefen ihn die Bücher genau deswegen, weil er soweit war? Wie wurde man Magier, wenn nicht durch das Studium von Büchern? Und welche Bücher konnten mehr über die Magie wissen als jene, die selbst magisch waren?

»Ich kann dir helfen«, flüsterten sie immer wieder. Es klang nach dem Rascheln alter Buchseiten oder dem Röcheln eines Sterbenden.

»Lasst mich in Ruhe«, sprach Sahri vor sich hin. »Euch nehme ich mir noch früh genug vor.«

»Willst du nicht die wahre Magie ergründen?«, raschelten die Bücher.

»Das tue ich bereits.«

Sahri bemerkte, dass er gar nicht mehr draußen am Brunnen war, sondern wieder im Laboratorium. Wann war er hier heraufgekommen?

»Diese Bücher sind tot«, raschelten die Stimmen durcheinander. »Von uns kannst du alles lernen. Wir zeigen dir den Weg.«

»Nein!« Sahri hielt sich die Ohren zu. Die Bücher polterten noch viel lauter im Regal hinter der Wand. Sie rüttelten an den Ketten, die sie hielten.

»Wirf nur einen Blick hinein«, sagten die Bücher. »Du kannst uns zurücklegen, wenn du willst.«

Sahri antwortete nicht. Er ging hinunter und zur Tür hinaus. Dann stand er vor dem Tor, das in den dichten Wald führte. Gerade ging die Sonne unter. Alles war in Rot getaucht. Sein Herz pumpte. Sein Verstand arbeitete. Es wäre dumm, jetzt hinaus zu gehen. Er wüsste nicht, wohin er gehen sollte. Die wilden Tiere würden ihn zerreißen – zumal er seine Feuermagie vollständig verloren zu haben schien. Sahri drehte sich um und kehrte zurück in den Turm. Er setzte sich zu seiner abendlichen Übung nieder und dachte lange nach. Die Bücher klopfen und klopfen und klopfen.

»Was hätte Nacht in dieser Situation getan?«

Sahri hörte sich die Frage murmeln, während vor dem Fenster der Mond vorbeizog. Zahlreiche Bücher lagen auf dem Tisch. Manche von ihnen hatte Sahri schon zwei- oder dreimal durchgearbeitet. Seine Finger zitterten, als er die Seite umblätterte. Wieder klopfte es hinter der Wand.

Die Gedanken an seinen alten Freund beruhigten ihn etwas. Er war sein ganzes Leben lang ein Einzelgänger gewesen, hatte sich nichts mehr gewünscht, als in Ruhe lesen zu können. Seit Karbuki fort war, dachte er immer wieder darüber nach, wie schön es wäre, mit einem richtigen Menschen zu sprechen. Vielleicht sogar mit einem Freund. Dieses Wort klang seltsam. Sahri hatte es noch nie für jemanden benutzt. Doch allmählich dämmerte ihm, dass Nacht so etwas wie ein Freund hätte sein können – wenn sie gemeinsam nach Süden gegangen wären.

Ob Nacht es nach Waset geschafft hatte? War er den Schatten begegnet, so wie Sahri?

Sahri hatte schon damals in Raqedu Nachts Fähigkeiten bewundert. Ja, Nacht schien wirklich etwas zu besitzen, das in *Gatan Jata* als 'Freiheit des Geistes' bezeichnet wurde. Nacht schien ein natürliches Gespür für die Magie zu haben. Allein ihre erste Begegnung! Er hatte so lässig dagestanden und Pfeife geraucht, als würden die Amudani ihn gar nicht interessieren. Dabei hatte er einen Camouflage-Bann benutzt, wie Sahri mittlerweile wusste. Der Rauch hatte den Amudani vorgegaukelt, die Gasse wäre leer.

Dann das Portal! Es gab nur wenige Magier, die zu solchen Dingen fähig waren. Trotzdem hatte Nacht noch Atem für einige flotte Sprüche gehabt. Nacht hätte sicher gewusst, wie er Karbukis Turm nutzen konnte. Er hätte sicher auch ein Mittel gehabt, um diese dämlichen magischen Bücher im Zaum zu halten.

Und doch: War das überhaupt nötig? Wieso sollten die Bücher gefährlich sein? Sahri war vielleicht noch nicht weit in der Praxis der Magie. Aber wenn er sich auf eines verlassen konnte, dann auf seinen Geist. Bisher hatte er den Büchern wunderbar widerstanden. Es würde auch weiter so sein.

Nur würde er ohne Hilfe in der Magie nicht weiterkommen. Gab es nicht in der Kammer irgendeinen Gegenstand, der ihm behilflich sein konnte?

Nicht nur kann die Sphäre den tumben vom gelehrigen Novizen aussondern. Hat sie ihren Dienst bei der Ersten Prüfung getan, steht sie dem Magier auch für andere Zwecke offen. Zu erwähnen ist hier die Verständigung über große Distanzen (Miyanda: Kala Karo). Diese kommt über den Bagus zustande, was wiederum Möglichkeiten offen hält, auch mit den Wesen in dieser Zwischensphäre zu interagieren.

– aus „Die Sphäre“ von Pina Vale

Vor Sahris innerem Auge tauchte wieder der Abgrund auf, unendlich tief und finster wie ein Schlund. Er schüttelte den Kopf. Die Bücher klopfen und klopfen und klopfen.

»Wenn ich nur einen Blick hinein werfe«, murmelte Sahri vor sich hin. »Nur einen Blick –«

Er stand auf. Seine Beine führten ihn zur Tür, die seit den ersten Tagen seiner Ankunft verschlossen da lag. Die Bücher klopfen lauter. Oder war es Sahris Herz? Mit klammer Hand umfasste er den Knauf. Es klickte leise, als er ihn drehte. Die Bücher verstummten. Staubige Luft drang aus der Kammer. Sie schmeckte nach Metall.

Im nächsten Moment erwachte Sahri in einer Wolke aus Schmerz. Der Untergrund war kalt und hart. Er wusste nicht, wie lange er schon dort gelegen hatte. Dem Pochen an seinem Hinterkopf nach zu urteilen, war er nach hinten gefallen. Womöglich war er ausgerutscht und hatte sich gestoßen.

Sahri blinzelte ins helle Tageslicht, das durch die schmalen Fenster fiel. Bilder tauchten vor seinem geistigen Auge auf. Er sah sich am Tisch sitzen, vor sich ein großes Buch mit schwerem Einband aus Metall. Ein Leuchten ging von ihm aus, Blitze zuckten über das Papier. Schriftzeichen lösten sich blau glühend von den Seiten – er musste wirklich einen schweren Schlag erlitten haben, um solche Dinge zu fantasieren.

Langsam richtete er sich auf. Er fühlte sich schwach. Wann war er das letzten Mal draußen gewesen? Wieder erreichten ihn Bilder, Erinnerungsfetzen von einem Flug auf einer Wolke, von Flammensalven, die auf Raqedu niederregneten. Ein seltsamer Traum war das gewesen.

Auch jetzt noch schien er im Traum gefangen sein. Denn dort auf dem Tisch lag eins der magischen Bücher. Überhaupt sah der ganze Raum verändert aus. Überall drängten sich Bücher, Phiolen und Schalen mit Kräutern, neben dreckigem Geschirr und allerlei anderem Kram. Es sah aus wie in Nachts Turm, nur bedeutend dreckiger.

Sahri schüttelte den Kopf und rieb sich die Augen, doch die Bilder verschwanden nicht. Als er sein Kinn berührte, bemerkte er, dass ihm ein stattlicher Bart gewachsen war.

Mit Argwohn betrachtete er das magische Buch, das so offen dalag. Unschuldig sah es aus. Aber es zog seine Aufmerksamkeit an. Am liebsten hätte er es berührt, hätte darin gelesen, ja wollte ganz darin versinken.

Ein übler Verdacht stieg in Sahri auf. Dieser Moment kam ihm seltsam bekannt vor. Wieder erreichten ihn Erinnerungsfetzen. Er war in die Kammer gegangen. Er hatte sich umgeschaut und schließlich dem Drängen der Bücher nachgegeben. Er hatte eins aufgeschlagen – und dann wusste er nichts mehr.

Immer mal wieder war er aufgewacht wie aus einem bösen Traum. Das Buch hatte vor ihm gelegen. Er hatte es zurückbringen wollen, doch jedesmal hatte es ihn wieder gefesselt, hatte ihn durch wilde Traumwelten geführt. Sahri wurde übel. Er versuchte, das Buch nicht anzusehen. Und doch spürte er, wie sein ganzer Körper sich dorthin bewegen wollte.

»Nein!«, wollte er rufen. Es kam nur ein heiseres Krächzen heraus. Wann hatte er zuletzt etwas getrunken? Wie lange war es her, dass er das Buch aus der Kammer geholt hatte? Wochen? Monate? Jahre?

Sahri ließ das Buch auf dem Tisch liegen und ging in die Küche hinunter. Dort herrschte ebenfalls Chaos. Bücher lagen neben halb verrotteten Lebensmitteln. Der Topf über der Feuerstelle enthielt einige verbrannte

Essensreste. Schüsseln, Töpfe und Besteck lagen überall im Raum verteilt. Sahri trat hinaus und trank beim Brunnen etwas Wasser. Sein Verstand wurde klarer.

Er hatte das Buch unterschätzt. Er hatte gedacht, er wäre schon soweit. Scheinbar hatte Karbuki mit seiner Warnung Recht gehabt. Nun war es geschehen und nicht mehr zu ändern. Wieviel Zeit war vergangen? Und noch wichtiger: Wie sollte er das Buch zähmen?

Es rief nach ihm, flüsterte in seinem Kopf, versprach ihm große Macht und Ruhm. Sahri kämpfte gegen den Drang, wieder nach oben zu gehen und in das Buch zu schauen. Wohl oder übel musste er sich eingestehen, dass er diesem Buch unterlegen war. Selbst ein Gegenstand verstand mehr von der Magie als er!

Da war sie wieder, diese Wut. Sie gab ihm Kraft. Vielleicht könnte er das Buch einfach verbrennen? Aber Sahri spürte, dass durch seine Hände schon lange mehr kein Feuer geflossen war. Der Feuerregen auf Raqedu war nicht mehr als ein Traum gewesen. Außerdem wäre es gefährlich. Ein Brand könnte sich schnell auf den ganzen Turm ausbreiten.

Sahri bemerkte, dass er schon wieder an der Pforte zum Turm stand. Sein Körper hatte sich von ganz allein dorthin bewegt, als er in Gedanken gewesen war. Mit aller Kraft riss er sich von der Tür fort und ging durch den verwilderten Garten. Nochmals holte er Wasser am Brunnen, trank, wusch sich das Gesicht. Im Wasser spiegelte sich ein Mensch, der ihm völlig unbekannt vorkam. Sein Gesicht war eingefallen und blass. Der Bart wucherte wild wie der von Ayik. Sahri nahm sich vor, dass er sich zukünftig immer glatt rasieren würde, um nie mehr diesen Anblick ertragen zu müssen. Und während er in das klare Wasser starrte, kam ihm eine Idee.

Vorsichtig, mit einem Schürhaken voran, ging Sahri ins Laboratorium. Er stieg über mehrere Bücher, die am Boden verteilt lagen, sowie über einen Vogel, den jemand vor Jahren ausgestopft haben musste. War er es selbst gewesen? Das Buch flüsterte ihm zu. Sahri wiederholte in Gedanken seinen Plan. Er hatte sich daran erinnert, was er vor einiger Zeit in einem der Bücher gelesen hatte.

Als er den Tisch erreicht hatte, klappte er das Buch mit dem Schürhaken zu. Es klapperte aufgeregt mit dem Buchdeckel, aber Sahri hielt den Haken darauf. Dann warf er zerstoßene Kreide auf das Buch. Es raschelte, so als würde es husten. Schließlich blieb es stumm liegen.

Die anderen magischen Bücher protestierten an ihren Ketten. Sahri warf ein Ziegenfell über das Buch. Es war schon recht ausgedünnt, aber es würde hoffentlich ausreichen. Das Buch regte sich nicht. Sahri zitterte, als er das Fell berührte. Der Bann war gebrochen. Das Buch würde für einige Zeit schweigen, solange es in das Fell gewickelt war.

Sahri verschnürte es sicher und nahm es dann vom Tisch. Es war schwerer, als er erwartet hätte. Auch wenn es ihm so nicht mehr gefährlich werden konnte, versuchte es dennoch alles, um es ihm schwer zu machen. Sahri trug es rasch in den Raum mit den magischen Gegenständen und legte es in das Regal zu den anderen. Beinahe hätte er noch nach einem anderen Buch gegriffen. Er konnte seine Hand jedoch schnell genug zurückreißen. Dieser verfluchten Biester! Auf dem Rückweg kam Sahri an der Sphäre vorbei, die unter dem Samttuch ruhte. Er nahm sie mit.

Hat der Schüler einmal seine magische Befähigung unter Beweis gestellt, sollte die Sphäre sorgfältig vor ihm verborgen werden, bis er den entsprechenden Reifegrad besitzt. Schließlich ist es möglich, über sie sowohl mit anderen Sphären, als auch mit der Zwischenwelt Kontakt aufzunehmen.

aus „Gatan Jata“ (Edmond Hoyle)

Einen Dämon zu beschwören ist leicht. Ihn zu halten erfordert Geschick und Überredungskunst. Vor allem muss der Dämon von vornherein spüren, wer den Ton angibt. Lässt man ihm zuviel Spiel, tut er, was er will. Hält man ihn jedoch an der Leine, kann er von großem Nutzen sein. Freilich gibt es einige Vertreter der magischen Zunft, die dieser Methode skeptisch gegenüber stehen.

aus „Der Bagus“ (Onwizal Duch)

Sahri war sich bewusst, dass er Hilfe brauchte. Er war zu schwach, um eine Reise durch den Schnabelwald zu unternehmen, gerade jetzt. Im Turm würde er früher oder später der Macht der magischen Bücher unterliegen. Also brauchte er jemanden, der ihm in dieser Sache half.

Er hatte alles geplant, hatte Stoff vor die Wand und die Tür der Verbotenen Kammer gespannt. Das dämpfte das Poltern der magischen Bücher etwas. Wobei Sahri den Eindruck gewann, dass sie nun einigen Respekt vor ihm hatten, nachdem er einen der ihnen gebannt hatte. Vielleicht war doch mehr an ihm, als er selbst bislang geglaubt hatte. Wenn er auch selbst noch keine Magie wirken konnte, so wusste er doch mit magischen Gegenständen umzugehen.

Dieser Gedanke beflügelte ihn. Wenn er erst einen Dämon gebannt hatte, würde er ihm nicht nur mit den magischen Büchern helfen. Ja, das waren Kleinigkeiten, über die Sahri schon wieder hinweg sehen konnte. Der Dämon würde ihm helfen, wahre Magie zu wirken. Die Magie, die Sahri vergeblich in all den Büchern gesucht hatte. Dann würde er nicht nur die magischen Bücher beherrschen, sondern auch den Turm verlassen können. Vielleicht würde er die Welt bereisen und Forschungen anstellen. Vielleicht würde er nach Raqedu zurückkehren, sobald sich die Lage dort beruhigt hätte. Jedenfalls würde er frei sein das zu tun, was er wollte.

Sahri legte die Sphäre vor sich auf den Tisch. Ein paar Mal atmete er tief durch. Dann entfernte er das Samttuch. Zunächst sah er nichts. Damit hatte er gerechnet. Langsam bildete sich ein feiner Nebel, der die Gestalt einer Kugel annahm. Formen und Farben waberten darin herum, schienen näher zu kommen und sich wieder zu entfernen.

Sahri bemühte sich um eine aufrechte Haltung. Egal, was ihm dort begegnen mochte: Er musste Sicherheit ausstrahlen. Vorsorglich hatte er magische Symbole um die Sphäre herum aufgezeichnet, die jedes Wesen bannen sollten, das sich offenbarte. Sahri atmete durch.

Aus einem Buch las er einige beschwörende Formeln ab. Er hoffte auf einen kleinen Dämon, mächtig genug um ihm zu helfen, doch schwach genug, dass er ihn beeinflussen könnte. Zweimal noch wiederholte Sahri die Formel. Der Nebel nahm verschiedene Farben an. Weiter geschah nichts.

»Zeige dich!«, rief Sahri mit fester Stimme. Er blinzelte, um etwas im Nebel erkennen zu können. Dann seufzte er und nahm das Samttuch wieder in die Hand. Auch hier hatte er versagt. Vermutlich hatte er nicht einmal für solch eine einfache Beschwörung genug magisches Talent.

Auf einmal veränderte sich der Nebel. Einige Formen traten deutlicher hervor, bis sich schließlich ein Gesicht zeigte. Es war seltsam verzerrt.

»Wer ist da?«, fragte eine strenge Stimme.

Sahri bemühte sich darum, ernst zu bleiben. Er hatte tatsächlich einen Dämon beschworen!

»Hier ist Sedjet, der Flammenbeschwörer«, sagte Sahri. Solche Anreden hatte er damals in den Geschichten über Magie gelesen. Vermutlich konnte er den Dämon damit beeindrucken. »Wer bist du, Dämon?«

»Was ist mit Karbuki?«, fragte der Dämon.

»Beantworte meine Frage zuerst«, gebot Sahri. Er durfte sich das Heft nicht aus der Hand nehmen lassen, sagte er sich. Er musste dem Dämon seinen Willen aufzwingen.

Dieser zeigte eine dünnes Lächeln. »Nennt mich Rakshasa, oh Sedjet Flammenbeschwörer.«

»Rakshasa, ich banne dich hiermit in meinen Dienst!«, sagte Sahri. »Du sollst tun, was ich dir sage – oder auf ewig in der Finsternis der Zwischensphäre verloren sein. Wirst du dich an meinen Befehl halten?«

»Ich werde tun, was in meiner Macht steht.« Der Dämon nickte. »Nun sagt: Was ist mit Karbuki geschehen?«

»Seine Zeit war gekommen. Zuvor hat er mich ausgebildet und zum Herrn dieses Turms ernannt.«

»Das ist ja faszinierend«, sagte der Dämon.

»Schluss mit dem Geplaudere.« Sahri gefiel seine Rolle immer mehr. »Kennst du dich mit magischen Büchern aus?«

Der Dämon schaute belustigt drein. »Sehr gut sogar. Willst du eines erschaffen?«

Darüber hatte Sahri noch gar nicht nachgedacht. Die Frage des Dämons irritierte ihn etwas.

»Nein, Rhakshasa. Ich will, dass du sie mir vom Halse hältst, während ich wichtigeren Dingen nachgehe.«

»Soso«, sagte der Dämon.

Sahri fühlte sich unbehaglich. Etwas in der Art des Dämons gefiel ihm ganz und gar nicht. Vielleicht führten sich alle so auf.

»Wirst du das tun?«, fragte Sahri und bemühte sich um einen gebieterischen Ton.

»Das kann ich durchaus«, sagte Rhakshasa. »Doch sagt: Für einen Magier wie Euch, der Ihr beim großen Karbuki gelernt hat, sollte das doch ein Leichtes darstellen. Was benötigt Ihr dann noch einen Dämon wie mich?«

Sahris Mundwinkel zuckten. »Das hat dich nicht zu interessieren, Rhakshasa! Du stehst in meinen Diensten und hast zu tun, was ich dir sage.«

»Wie Ihr befiehlt«, sagte der Dämon und verneigte sich unterwürfig. »Verzeiht meine Worte, Sedjet Flammenbeschwörer. Gestattet mir, dass ich mich auf diese Aufgabe vorbereite.«

»Wie lange soll das dauern? Ich dachte, du bist dazu in der Lage.«

»Gewiss, gewiss. Doch ist es für mich von hier aus nicht so leicht wie für Euch. Sagt mir noch eins: Habt Ihr bereits in die Bücher geschaut?«

Sahri knirschte mit den Zähnen. »Gelegentlich«, sagte er leise. »Was tut das zur Sache?«

»Ihr wisst es sicher bereits und wollt mich testen«, sagte der Dämon. »Wenn Ihr hineingeschaut habt, ist es schwieriger, den Bann zu lösen. Aber auch das wird sich machen lassen. Gebt mir nur etwas Zeit.«

»Wie lange?«

»Einen Tag vielleicht.«

Einen Tag? Würde Sahri sich so lange von den Büchern fernhalten können? Unweigerlich spürte er, wie seine Kiefer mahlnen.

»Nun gut«, sagte Sahri. »So sei es. Ich erwarte dich morgen wieder an dieser Stelle.«

»Ich werde dort sein.« Das Grinsen des Dämons beunruhigte Sahri mehr, als ihm lieb war.

Die folgenden Stunden verbrachte Sahri unten in der Küche, wo er über Dämonen las. Rhakshasa war ein gewöhnlicher Name unter Dämonen. Auch dass er seinen Meister testete entsprach dem Verhalten, das man von so einem zwielichtigen Wesen erwarten konnte. Scheinbar hatte er sogar Glück gehabt, dass Rhakshasa nicht gleich einen Bann über die Bücher gelegt, sondern sich Vorbereitungszeit erbeten hatte. Es bedeutete, dass Rhakshasa nicht sehr mächtig war – und damit hoffentlich leichter zu kontrollieren.

Allmählich beruhigte sich Sahri. Schon wieder klopfen die Bücher gegen die Wand im Laboratorium. Sahri kämpfte gegen den Drang, ihrem Ruf zu folgen. Einen Tag musste er durchhalten, nur einen einzigen. Dann wäre er endlich erlöst und könnte sich auf seine Flucht vorbereiten.

Die Nacht war am schlimmsten. Immer, wenn Sahri kurz davor war einzuschlafen, schreckte er hoch. Es war wie damals in den Schattenlanden. Nur waren die Schatten jetzt nicht im Außen, sondern in seinem Kopf. Es war der drängende Gedanke, nur noch einmal einen Blick in diese magischen Bücher zu werfen. Sie enthielten Wissen, das Sahris Verstand bei weitem überstieg. Wissen, das er gern in sich aufgenommen hätte. Er erinnerte sich an das Gefühl von Macht, das er beim Anblick der Seiten empfunden hatte. Buchstaben, die sich beim Lesen verschoben hatten, die aufleuchteten, sich vergrößerten und verkleinerten. Und doch hatte er gewusst, was sie bedeuteten – zumindest solange er seinen Blick nicht von dem Buch abgewandt hatte. Am liebsten wäre er ganz darin versunken, in dem tiefen Wissen über die Welt.

Aber nein! Diesem Gedanken durfte er sich nicht hingeben. Sahri setzte sich aufrecht hin und rieb sich die Augen. Er ging in den Garten, lauschte dem schaurigen Gesang, den die Tiere der Nacht veranstalteten. Am Brunnen wusch er sich mit kaltem Wasser ab. Den Rest der Nacht verbrachte er unter freiem Himmel machte sich in Gedanken Aufzeichnungen über die Sterne.

Als die Sonne sich langsam über den Baumwipfeln erhob, kochte Sahri sich einen Brei aus Früchten. Ihn fröstelte. Vielleicht hatte er sich in der Nacht erkältet. Der Eisenofen an der Wand schien ihn zu beobachten. Sahri hatte ihn schon länger nicht angefeuert, wie es schien. Kalte Asche lag in seinem Bauch. Sahri hoffte, er könne in der nächsten Nacht endlich in Ruhe schlafen, wenn der Dämon sein Werk vollbracht hätte.

Da klopfte es an der Tür. Sahri wäre beinahe von seinem Stuhl gefallen. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er zum Eingang. Panik ergriff ihn, ließ sein Herz bis zum Hals schlagen. Hatte sich jemand im Schnabelwald verirrt, so wie er einst? Waren es Cuttatas Schergen? Oder hatten ihn die Amudani aufgespürt?

Niemand wusste, dass er hier war. Wenn er sich also einfach still verhielt, würde der Besuch vielleicht wieder verschwinden.

Erneut klopfte jemand, diesmal energischer.

»Sedjet, wir wissen, dass du da bist«, rief eine Stimme, die Sahri bekannt vorkam. »Der Weiße Rat will mit dir sprechen. Öffne die Tür und wir werden keine Gewalt anwenden.«

Sahri schluckte. Sein Körper war erstarrt. Das dritte Klopfen ließ ihn schließlich in die Höhe fahren. Zitternd näherte er sich der Tür und drückte die Klinke.

Draußen standen drei Männer in weißen Gewändern. Unweigerlich fühlte Sahri sich an die Amudani erinnert. Diese Männer hatten jedoch Haare auf dem Kopf und trugen lange Bärte.

»Na endlich«, sagte der Mann gleich vorn. Sahri erkannte das Gesicht. Er hatte es am Vortag in der Sphäre gesehen. »Du wirst vielleicht enttäuscht sein, dass ich kein Dämon bin. Mein Name ist Rheo, nicht Rhakshasa. Das hier sind Sot und Boia.« Er deutete auf die anderen beiden. »Du erlaubst, dass wir eintreten?«

Sahri ging einen Schritt zur Seite und ließ die Männer herein. Rheo schaute sich neugierig um, fuhr mit dem Finger über ein Sims und betrachtete den Staub darauf. Boia bedachte Sahri mit einem Lächeln, das beinahe verlegen wirkte. Sot erinnerte Sahri an die Rausschmeißer im *Schlitzer*: Groß und wortkarg. Sahri fühlte sich wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

»Sieh an, Karbukis Turm«, sagte Rheo im Plauderton. »Wirklich hübsch, nicht wahr? Es ist schon lange her, dass ich ihn zuletzt betreten habe. Wie ist es wohl mit Karbuki zu Ende gegangen?« Er schaute Sahri mit einem Lächeln an. »Du kannst es uns sicher sagen.«

Sahri ließ den Kopf und die Schultern hängen. »Ihr könnt mir glauben, dass ich mit seinem Tod nichts zu tun hatte.«

»Oh, deswegen sind wir auch gar nicht hier«, sagte Rheo. »Aber wo wir schon einmal dabei sind: Wie lange ist das jetzt her?«

»Das muss etwa zwei Jahre her sein. Etwa im Jahr Zwölfhundertfünfundneunzig.«

Boia schnaufte und zog die Augenbrauen zusammen.

»Was mein Freund hier sagen möchte«, erklärte Rheo. »Entweder hast du falsch gerechnet oder du irrst dich in der Jahreszahl. Beides wäre ungewöhnlich für jemanden, der doch eigentlich so intelligent wirkt. Wir schreiben das Jahr Dreizehnhundertunddrei.«

Es war, als fiel Sahri in einen tiefen Abgrund. Sechs Jahre. Es fehlten ihm sechs Jahre seines Lebens. Hatte ihn das magische Buch auf solche Abwege gebracht? Er bemerkte Boias Blick, der sich tief in seinen Verstand zu bohren schien.

»Nun gut«, sagte Rheo freundlich. »Lassen wir diese kleine Formalität einmal außer Acht. Karbuki ist jedenfalls verstorben. Hat er dich ausgebildet?«

Sahri nickte.

»Welchen Grad hast du erreicht?«

»Ich –« Sahri versuchte, sich an die Magiergrade zu erinnern. In seinem Geist ging alles durcheinander. Bilder tauchten auf von den Amudani, vom großen Feuer und von Bazara, die ihn in ihrem Schoß hielt und streichelte.

»Das war zu erwarten«, sagte Rheo und ließ sich auf einem Stuhl nieder, während er Sahri den Stuhl gegenüber anbot, als wäre es Rheos und nicht Sahris Zuhause. Sahri folgte der Aufforderung. Sot und Boia blieben im Raum stehen.

»Du hast also nach Karbukis Tod diesen Magierturm übernommen, ohne deine Ausbildung abgeschlossen zu haben. Sehe ich das richtig?«

Sahri krallte sich am Stuhl fest, unfähig zu antworten.

»Nun sags schon«, meinte Sot freundlich. »Wir wollen dir nichts Böses. Wir tun nur unsere Pflicht.«

Sahri starrte auf den Boden. »Es ist wahr. Karbuki ist gestorben, bevor ich die Ausbildung abschließen konnte. Aber ich habe weiter studiert.«

»War das Karbukis Wille?«, fragte Rheo.

Sahri zögerte kurz. Dann schüttelte er den Kopf. »Ich dachte, ich könnte –«

»Es ist nicht nötig, dich zu erklären«, unterbrach ihn Rheo. »Erzähle uns von den magischen Büchern.« Er lehnte sich zurück.

»Sie haben mich gerufen«, sagte Sahri.

»Ja, das haben sie so an sich.«

»Ich habe mich lange darauf vorbereitet. Ich habe viel darüber gelesen. Solange, bis ich mich bereit gefühlt habe, mir die magischen Bücher anzuschauen.«

»Du hast also darüber gelesen.« Rheo rollte diese Worte im Mund herum wie eine ganz besondere Speise.

»Was hast du sonst noch getan?«

»Ich –« Sahri kamen beinahe die Tränen. Er presste die Worte hervor. »Ich habe Experimente gemacht. Und ich habe mich morgens und abends eine Stunde hingesezt. So wie Karbuki es mir einst aufgetragen hatte.«

»Was hast du beim Sitzen getan?«

»Ich habe nachgedacht.«

Rheo sah aus, als würde er gleich laut loslachen. Sot wirkte peinlich berührt. Boia schaute finster drein wie zuvor.

»Das Denken scheint dir sehr wichtig zu sein«, fuhr Rheo fort. »Was hast du dir gedacht, als du über die Sphäre Kontakt in die Zwischenwelt aufnahmst?«

»Ich wollte die Bücher endlich unter Kontrolle bringen.«

Rheo legte die Fingerspitzen zu einem Dach zusammen und schaute Sahri darüber hinweg an. Er ließ die Worte im Raum wirken. Sie legten sich wie eine Schlinge um Sahrís Hals.

»Fassen wir also zusammen«, sagte Rheo schließlich. »Karbuki hat dich als Principius aufgenommen. Dann ist er bedauerlicherweise gestorben, wofür niemand etwas kann, nicht wahr?« Er blickte Sahri streng an. »Es war sein ausdrücklicher Wille, dass du diesen Turm verlässt. Gemäß dem Kodex ist es einem Magier ohne Ausbildung nicht gestattet, einen Magierturm zu bewohnen.«

Sahri richtete sich auf. »Ich wollte aber –«

Sot drückte ihn zurück in seinen Stuhl.

»Lass mich kurz zu Ende sprechen«, fuhr Rheo in Ruhe fort. »Du bist also hier geblieben, hast dir das Mobiliar, sämtliche Bücher und auch magische Gegenstände zu eigen gemacht, entgegen dem ausdrücklichen Wunsch deines Meisters. Schließlich hast du dir ein magisches Buch vorgenommen, das dir bei deinem Ausbildungsstand bei weitem überlegen war. Möglich, dass du lange Zeit diesem Buch gedient hast. Das zumindest würde die fehlenden Jahre in deinem Gedächtnis erklären. Und als du dir dessen bewusst geworden bist, war dein erster Gedanke nicht, den Weißen Rat zu kontaktieren und die Sache zu bereinigen. Stattdessen wolltest du einen Dämon beschwören, um dein fehlendes magisches Talent auszugleichen. Hat es sich so zugetragen?«

Sahri spürte Sots Griff immer noch auf seiner Schulter, obwohl dieser die Hand bereits von ihm genommen hatte. Er konnte nicht sprechen. Jetzt, wo Rheo die Ereignisse zusammengefasst hatte, kam er sich unendlich dumm vor. Wie hatte er nur denken können, dass ein einfacher Schreiber wie er wahre Magie wirken konnte?

Rheo räusperte sich. »Hast du irgendetwas zu deiner Verteidigung zu sagen?«, fragte er.

Sahri blickte auf den Boden wie ein Schuljunge. Sein ganzer Körper hatte sich dermaßen versteift, dass es weh tat. Er blickte kurz auf. »Es tut mir leid«, sagte er schließlich.

»Dessen sind wir uns bewusst«, sagte Rheo. »Ein wirklich bedauernswerter Fall, wirklich. Nicht zuletzt die Amudani machen es uns schwer, neue Talente zu finden. Doch wie Karbuki dir sicherlich mitgeteilt hat, braucht es auch eine gewisse charakterliche Eignung.«

»Ich bin geeignet!«, brach es aus Sahri hervor. Dann schwieg er schuldbewusst. War er am Ende nicht besser als Entu, Cuttata und all die anderen?

»Deine Reue nehmen wir zur Kenntnis«, sagte Rheo. »Allerdings sieht der Kodex in deinem Fall eine eindeutige Strafe vor.«

»Werdet Ihr mich umbringen?« Sahri versuchte, sich an den Kodex zu erinnern. Doch in seinem Geist fand er nur das Bild des gähnenden Abgrunds, der ihn zu verschlingen drohte.

»Umbringen?« Rheo lachte. »Dazu sind wir nicht befugt. Nur ein Schwarzmagier würde daran denken. Nein, Sedjet. Für dich sieht der Weiße Rat eine Verbannung vor.«

»Verbannung?«

»Du wirst leben – zumindest einige Zeit. Es ist unwahrscheinlich, dass du noch einmal zurückkehrst. In diesem Fall wäre deine Strafe jedoch abgegolten.«

Sot und Boia begannen, an einer Wand mit ihren Armen zu arbeiten. Sahri kannte die Bewegungen. Allmählich zeichneten sich glühende Linien ab. Auch Rheo stand nun auf und half den anderen. Kurz dachte Sahri daran, einfach zu fliehen. Als hätten die Magier es geahnt, fixierte Boia ihn mit seinen Augen. Bald zeichnete sich deutlich sichtbar ein Portal an der Wand ab.

»Wir möchten dir deine Würde belassen und nur im Notfall Gewalt anwenden müssen«, sagte Rheo und machte eine einladende Geste.

Sahris Körper fühlte sich seltsam taub an, als er sich erhob. In seinem Kopf ratterte nur ein Gedanke: Ein Portal war gegen Paragraph Vierzehn des Kodex. Die Großmagier des Weißen Rates verstießen gegen ihr eigenes Gesetz. Es war ungerecht. Er hatte niemals wirklich eine Gelegenheit gehabt zu zeigen, was er konnte. Karbuki war schon alt und verwirrt gewesen, als er ihn als Schüler aufnahm. Man hatte ihm nicht genug Zeit gegeben. Und nun wurde er dafür bestraft. Sahri kämpfte die Übelkeit herunter. Dann schritt er in das Portal.

Kapitel 12: Die Wüste

Im Reich Kemet glaubten die Menschen an eine Vielzahl von Göttern. Doch der Vater aller Götter war Osir, der Falke. Er war Herr der Sonnenscheibe, die er Tag für Tag auf seiner Barke über den Himmel zog. In manchen Geschichten war auch von einem großen Drachen die Rede, der zugleich ein Meer war. Sahri hielt nicht viel von solchen Geschichten. Aber hatte er nicht selbst schon so viel Wundersames erlebt?

Er erinnerte sich an den Abend, als sein Vater verschwand. Stundenlang hatte er auf die schwarzen und weißen Kacheln seines Spielbretts geschaut. Es hieß *Reise durch die Unterwelt* und war im ganzen Land beliebt. Mit einer Karawane aus Spielsteinen stellte man die Reise Osirs dar, der die Sonnenbarke nachts durch die Unterwelt zog. Sahri hatte die Figuren aufgestellt, aber nie mit ihnen gespielt.

Als er durch das Portal fiel, glaubte er selbst eine Figur auf dem Spielbrett zu sein. Er fiel in einen Kontrast aus schwarz und weiß. Dann wurde es dunkel. Sahri war auf etwas Weichem aufgekommen. Er spuckte Sand aus. Hinter sich konnte er noch das Knistern des Portals hören, bevor es verstummte. Nur der Wind wehte über die Landschaft. Das feine Rauschen von Millionen Sandkörnern klang, als würde Papier zerreißen.

Sahri bemühte sich gar nicht darum, aufzustehen. Er konnte sich denken, dass die Magier ihn in die Große Wüste verbannt hatten. Über dreitausend Meilen Sand, Felsen und Tod lagen zwischen dem Bahari-Meer und dem Apratima-Gebirge. Wenn sie ihn mitten hinein gesetzt hatten (wovon Sahri ausgehen konnte), waren es immerhin noch eintausendfünfhundert Meilen, nach Norden vielleicht eintausendzweihundert. Selbst wenn er dreißig Meilen am Tag zurücklegte, wäre er vierzig Tage unterwegs. Er hatte keine Vorräte dabei, nichts zu trinken und war in einem denkbar schlechten Zustand, um einen so langen Marsch zurück zu legen.

In den Schattenlanden hatte er noch darauf hoffen können, hier und da ein Wasserloch zu finden. Hier war es so trocken, dass selbst erfahrene Abenteurer sich nicht hinein wagten. Die letzten, von denen man gehört hatte, waren Großmagier zur Zeit der magischen Kriege. Denn in dieser Wüste vermutete man ein großes Vorkommen von magischen Splittern. Jedoch war kein Einziger von ihnen zurückgekehrt.

Er würde hier in dieser Wüste sterben. Der Gedanke tauchte irgendwo am Rande seines Bewusstseins auf. Er wusste, dass es unausweichlich war. Jedoch war ein anderer Gedanke mehr als präsent: Paragraph Dreizehn. Der Weiße Rat hatte selbst gegen den Kodex verstoßen. Eigentlich dürfte er gar nicht hier sein. Wie konnte es angehen, dass die Magier, die so sehr auf Recht und Ordnung pochten, ihre eigenen Regeln missachteten?

Sahri setzte sich auf. Er musste alles noch einmal überdenken. Ein Blick zeigte ihm bis zum Horizont nichts als Felsen und Sand – schwarzen Sand. Nicht einmal Geier kreisten über der Landschaft. Hier gab es nichts zu fressen. Vermutlich war er der erste Mensch seit Jahrhunderten, wenn nicht gar der erste Mensch überhaupt, der diesen Teil der Wüste betrat.

Dieser Gedanke bewegte etwas in ihm. Sahri fühlte sich trotz allem zu lebendig, um jetzt aufzugeben. Wenn er schon einmal hier war, könnte er sich zumindest umschaun. Vielleicht würde er sogar eine Möglichkeit finden, seine Erkenntnisse für die Nachwelt zu erhalten. Selbst wenn er hier sterben sollte, könnte er so noch anderen von Nutzen sein.

Er stand auf und sackte bis zu den Waden in den schwarzen Sand ein. Mühsam kämpfte er sich voran, bis der Boden etwas felsiger wurde. Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte in seinem Nacken. Wie schon zuvor in den Schattenlanden zerriss Sahri einen Teil seines Gewandes, um es sich um den Kopf zu binden. Eine weitere Reise begann – womöglich seine letzte.

Sahri verfluchte die Amudani, mit denen alles angefangen hatte. Er verfluchte Cuttata, verfluchte den Weißen Rat. Seine Füße taten ihm weh. Der feine Sand hatte ihm an den Beinen bereits ein Stück seiner Haut abgerieben. Auf den Armen und im Gesicht spürte er einen glühenden Sonnenbrand. Wann war er überhaupt das letzte Mal so lange unter der Sonne gewesen? Am liebsten hätte er jetzt in der kühlen Bibliothek von Raqedu gesessen, ein dickes Buch auf dem Schoß und einen Krug Wasser neben sich. Seine Lippen begannen bereits aufzuplatzen. Überall war nur staubtrockene Wüste. Er war sich nicht einmal sicher, ob er in die richtige Richtung ging. Er hatte gelesen, dass Menschen in der Wüste oft im Kreis gingen.

Nein, er musste sich konzentrieren. Sahri schaute sich den Stand der Sonne genau an. Dann richtete er sich wieder nach Norden aus. Das war seine einzige Möglichkeit, aus dieser Wüste heraus zu kommen. Er hatte es aufgegeben, irgendetwas Interessantes zu entdecken, von dem er der Nachwelt berichten konnte. Wenn die Steine nicht irgendwann anfangen würden zu sprechen, gab es hier weit und breit nichts Interessantes zu sehen. Nur Steine und Sand und noch mehr Sand.

Am Horizont tauchten größere Felsformationen auf. Vielleicht würde er dort zumindest Schatten finden. Er biss die Zähne zusammen und schleppte sich weiter voran.

In seinem Kopf drehte sich bereits alles. Machte es einen Unterschied, wenn er jetzt den Verstand verlor? Was nützte ihm all sein Wissen hier in dieser Wüste? Und doch kämpfte er mit aller Macht darum, das Bewusstsein zu behalten. Nur noch ein paar Schritte bis zu diesem Felsen, ein paar weitere bis zu diesem Baum dort hinten und dann –

Sahri blinzelte. Hatte er wirklich einen Baum gesehen? Er schirmte seine Augen mit einer Hand gegen das Sonnenlicht ab. Tatsächlich stand dort ein Baum, etwa eine Meile entfernt mitten im Sand. Gab es hier also doch irgendwo Wasser?

Diese Entdeckung verlieh ihm neue Kraft. Er beeilte sich und hatte bald den Baum erreicht. Es war ein knorriges Exemplar, recht hoch gewachsen, mit kleinen knotigen Blättern. Früchte trug er keine. Sahri genoss den Schatten, den ihm der Baum bot. Doch noch mehr interessierte es ihn, woher der Baum sein Wasser bezog.

Er untersuchte die Gegend. Es war keine Quelle zu sehen. Auch der Boden war trocken wie der Rest der Wüste. Sahri grub mit den Händen im Sand. Schließlich stieß er auf eine Schicht aus getrocknetem Lehm und Steinen. Ohne Werkzeug würde er an dieser Stelle nicht weiter kommen. Nicht einmal ein Messer hatte er bei sich.

Allmählich färbte sich der Himmel violett und die Sterne zeigten sich. Der Mond war nur eine schmale Sichel. Sahri beschloss, in dieser Nacht nicht weiter zu gehen. Die Müdigkeit zerrte ihn zu Boden, als wäre sein Körper aus Blei. So rollte er sich am Fuße des Baums zusammen und schlief bald ein.

Am nächsten Tag erwachte er mit einem heftigen Hustenanfall. Anscheinend hatte er über Nacht Sand eingeatmet. Sein Rachen fühlte sich an wie von tausend kleinen Nadeln zerfetzt.

Die ersten Sonnenstrahlen kündigten einen weiteren heißen Tag an. Sahri nutzte die relativ kühlen Morgenstunden, um möglichst rasch zu den großen Felsen zu kommen, die er in der Ferne erblickt hatte. Gegen Mittag erreichte er sie, gerade rechtzeitig, bevor ihm die Sonne die restliche Haut vom Körper schälte.

Die Felsen sahen aus, als hätte man sie aus riesigen Tropfen übereinander gestapelt. Wind und Sand hatten sie in wilden Formationen abgerieben. Gemeinsam bildeten sie ein Massiv mit zahlreichen Schluchten. Bisher hatte Sahri nicht ein Anzeichen von Leben entdeckt – bis auf diesen bizarren Baum. Es war unwahrscheinlich, dass er hier auf Raubtiere treffen sollte. Also ging er in eine der Schluchten hinein. Hier war es angenehm kühl. Nur der Wind sang in den Spalten und Ritzen und brachte Sand mit sich. Sahri sank immer wieder ein, während er sich tiefer in die Schlucht wagte.

Manchmal sah Sahri einen Steinbogen und fühlte sich an Passagen erinnert, die er vom Markt in Raqedu kannte. Kaum konnte er sich an die Gerüche dort erinnern. Manchmal glaubte Sahri, Zeichen an den Wänden zu sehen. Bei näherer Betrachtung waren es aber nur Schatten an der schroffen Felswand.

Es mussten schon Stunden vergangen sein. Noch immer hatte Sahri keinen Ausgang gefunden. Hatte er sich verirrt? Die Felsen waren zu hoch, als dass er den Stand der Sonne hätte sehen können. Er drückte sich durch Spalten und Löcher, kletterte hier und da über einen Vorsprung. Die Felsen schienen kein Ende zu nehmen. Natürlich gab es auch hier kein Wasser. Scheinbar regnete es niemals in dieser Wüste.

Als das Licht schwand und er nichts mehr sehen konnte, legte er sich in eine Höhle und schlief ein. Es fühlte sich friedlich an. Vielleicht würde er nie wieder aufwachen.

»He!«, rief eine Stimme. Sahri öffnete die Augen. Sie brannten. Im Dämmerlicht erkannte er eine Felswand, so trocken und vom Wind abgerieben wie sein Mund. Er wollte der Stimme antworten. Doch es kam nur ein heiseres Röcheln aus seiner Kehle.

»Steh auf!«, rief die Stimme wieder. »Ich will dir etwas zeigen.«

Jede Bewegung schmerzte. Sahris Haut war verbrannt und vom Sand gezeichnet. Er fühlte, dass er keine Kraft mehr hatte. Wieso ließ ihn diese Stimme nicht einfach dort liegen und sterben?

»Nun komm schon!«

Sahri träumte von Wasser. Von kleinen Bächen und Tümpeln. Vom großen Fluss Latru. Vom Meer. Nur ein winziger Schluck, dann würde es ihm schon besser gehen. Womöglich war dort draußen jemand, der ihm helfen konnte?

Es dauerte vielleicht eine Stunde, vielleicht auch nur einen kurzen Augenblick, bis Sahri den Höhleneingang erreicht hatte. Er konnte sich kaum aufrecht halten. Draußen ging ein leichter Wind durch die enge Schlucht. Die Sonne beleuchtete die obere Kante der Felsen. Das Licht tat Sahris Augen weh.

»Hier entlang!«, rief die Stimme von links. Sahris Körper setzte sich in Bewegung. Er ging wie auf Nadeln. Die Blasen an seinen Füßen mussten mittlerweile aufgeplatzt sein.

»Wo bist du?«, wollte Sahri fragen, hustete aber nur.

»Du hast es gleich geschafft«, sagte die Stimme.

Sahri bog um eine Ecke. Hier sah es genauso aus wie überall in dem Felsenlabyrinth: hohe Wände, wilde Formationen, Sand und Steine.

»Na endlich!«, sagte eine Stimme gleich neben Sahri. Erschrocken drehte er sich um. Doch da war niemand. Fast glaubte er, im nächsten Moment einen Pfeife rauchenden Magier zu entdecken.

»Hier unten«, sagte die Stimme. Aber auch auf dem Boden gab es nichts außer Sand und Steinen. Ein Räusperrn erklang. »Der mit der dreieckigen Kante.«

Sahri hob einen Stein auf, der an einer Seite spitz zulief.

»Endlich kommt hier mal jemand vorbei«, sagte der Stein. »Du kannst dir nicht vorstellen, wie langweilig es die letzten Jahrhunderte gewesen ist.«

»Ist das ein Traum oder werde ich verrückt?«, murmelte Sahri und wunderte sich, dass er seine Stimme wiedergefunden hatte.

»Macht das einen Unterschied für dich?«, fragte der Stein.

Sahri überlegte einen Moment. Dann schüttelte er den Kopf.

»Gut«, sagte der Stein. »Dann bring mich jetzt mal den Gang weiter. Ich habe eine Überraschung für dich.«

»Ich bin kein Freund von Überraschungen«, sagte Sahri.

»Oh, diese hier wird dir gefallen.«

Sahri ging mit dem Stein in der Hand weiter den Gang entlang. Wenn eine Abzweigung kam, wies der Stein ihm den Weg. Nach einiger Zeit spürte Sahri einen Luftzug, der ihn an den Schnabelwald erinnerte. Es roch würzig und feucht. Auch waren allmählich Geräusche von Tieren zu hören, vornehmlich Insektenzirpen, aber auch Rufe von Vögeln und anderen Wesen.

Hinter der nächsten Biegung entdeckte Sahri den Eingang in einen Wald, dessen Bäume bis weit in den Himmel ragten und so dicht verzweigt waren, dass er die Sonne nicht sehen konnte. Es sah wirklich beinahe aus wie im Schnabelwald. Hunderte, tausende Augen blickten durch das Dickicht. Eine Libelle brummte vorbei.

»Willkommen im Großen Wald«, sagte der Stein.

»Aber hier sollte nur Wüste sein«, entgegnete Sahri.

»Das stimmt. Es kommt nur auf den Zeitpunkt an.«

Der Schatten dieses Waldes war angenehm. An einer Stelle gluckerte sogar Wasser zwischen den Stämmen entlang. Zumindest konnte Sahri es hören. Allerdings war auch sein Durst völlig verschwunden.

»Bin ich bereits tot?«, fragte Sahri.

»Willst du das wirklich wissen?«

»Was für eine Frage! Ich habe ja wohl ein Anrecht darauf zu erfahren, ob ich noch lebe. Dann wüsste ich, was ich von dieser Reise zu halten habe.«

»Ich bin ja nur ein Stein«, sagte der Stein. »Aber wenn du meine Meinung wissen willst: Leben ist kein körperlicher Zustand, sondern ein geistiger. Wenn du versuchst das Leben zu kontrollieren, indem du darüber nachdenkst, bist du nicht wirklich lebendig.«

»Das ist ein interessanter Gedanke.«

»Glaube mir, es ist für die geistige Gesundheit nicht förderlich, wenn man über Jahrhunderte nur über alles nachgrübelt. Das macht einen irgendwann wahnsinnig. Irgendwann muss man auch einfach nur da sein.«

»Was meinst du damit? Ich bin doch da.«

»Lass uns später darüber reden. Gleich geht es los. Beeil dich!«

Sahri dachte noch über das nach, was der Stein gesagt hatte. Dabei verfiel er sich in einer Wurzel und stürzte. Er fiel unsanft auf seine Hände und schürfte sie sich auf.

»Das meine ich«, sagte der Stein. »Und jetzt weiter.«

Sahri runzelte die Stirn. Dann setzte er seinen Weg fort, tiefer in den Wald hinein.

Nach etwa einer Stunde der Wanderung gelangte er auf eine Lichtung. Inmitten dieser Lichtung stand ein gewaltiger Baum, der sich spiralförmig in die Höhe wand. Viele tausend Wesen bewegten sich auf den zahlreichen Ästen. Es war anscheinend eine Affenart mit grünem Fell und großen Augen. Mehr konnte Sahri aus der Entfernung nicht sehen.

Dann verschob sich plötzlich ein Teil der Baumrinde, unten am Fuß des Baumes. Nein, das war keine Baumrinde. Der Stamm bildete eine natürliche Höhle. Sie war hoch wie Karbukis Magierturm und noch breiter. Darin bewegte sich ein Wesen, das die Farbe der Rinde trug. Jedoch bestand es nicht aus Holz, sondern hatte ein Schuppenkleid und mächtige ledrige Schwinge, die die Sonne verdunkeln konnten. Sahris Herz schlug schnell. Das hier war ein Drache – größer als jede Beschreibung, die er jemals gelesen hatte.

»Was ist das für ein Baum?«, fragte Sahri ehrfürchtig.

»Das ist der Mutterbaum der Psista'fna«, sagte der Stein.

»Davon habe ich nie gehört.«

»Zur Zeit der Erweckung gab es ihn schon lange nicht mehr.«

Die vielen affenähnlichen Wesen schienen unruhig zu sein. Das Rauschen in den Wipfeln hörte sich an wie Stimmengewirr. Auch der Drache blickte sorgenvoll zum Himmel. Sahri folgte seinem Blick. Dort oben zwischen Wolkendunst flammte ein Licht auf, eine feurige Glut wie aus den Geschichten über die Unterwelt. Ein wildes Röhren erklang. Sahri konnte nicht sagen, ob es vom Drachen kam oder aus der Luft. Im letzten Moment erhob sich der Drache vom Boden. Die Flügel schlugen so heftig, dass Sahri von seinen Füßen geweht wurde. Viele Bäume in der Gegend knickten um. Dreck und Zweige wirbelten umher.

Dann war die Glut da, regnete herab auf den Mutterbaum, auf den Wald ringsumher, brachte Feuer und Tod. Schwarzer Rauch legte sich auf Sahris Lunge, ließ ihn husten. Überall krachten brennende Äste auf den Boden. Sahri rief nach dem Stein, er solle ihn hier rausbringen. Doch sein Rufen ging in dem Getöse unter. Gerade rechtzeitig sah er nach oben, um den Baum zu erblicken, der auf ihn stürzte. Es gab kein Entrinnen.

Bilder verschwammen vor Sahris Augen. Personen kamen näher, entfernten sich wieder. Stimmen flüsterten undeutlich. Ein Baum fiel brennend auf ihn. Sahri fing Feuer, wälzte sich hin und her. Dunkelheit. War er wieder in die Fänge der magischen Bücher geraten? Hatte er sich Rheo, Sot und Boia auch nur eingebildet?

Immer wieder wurde er kurz wach und sank dann wieder in die Bewusstlosigkeit. Sein ganzer Körper glühte. Er träumte von einer Quelle, die aus einem Felsen sprudelte. Er fing das kühle Nass mit seinen Händen auf und trank. Doch es war wie flüssiges Feuer, das in seiner Kehle brannte. Einmal spürte er etwas an seinen Lippen, eine Schale vielleicht. Wasser schwappte ihm entgegen. Er trank gierig, musste husten und dachte an Gift. Lichtbögen glitten über einen weißen Hintergrund. Dann folgte wieder einige Zeit nur Finsternis. Halb durchsichtige Schemen streckten ihre Arme aus. Er konnte ihre Gesichter nicht sehen. Einmal nur glaubte er, seine beiden Eltern zu erkennen. Sie lächelten. Er lächelte zurück. Endlich war er angekommen.

Dann riss ihn eine Stimme wieder ins Bewusstsein: »Trink! Du musst trinken.«

Sahri spürte eine Hand in seinem Rücken, die ihn aufrecht hielt. Wieder war da diese Schale mit Wasser. Er trank. Das Wasser brannte auf seinen spröden Lippen und im ausgedörrten Mund. Der Gaumen saugte es auf, bevor es den Rachen erreichen konnte. Alles fühlte sich wund an.

Für einen Moment öffnete Sahri die Augen und glaubte, eine Göttin zu sehen. Ihre Haut war sonnengebräunt, die Augen und die Haare von einem leuchtenden Braun. Ihr Gesicht umgab ein gleißendes Leuchten wie ein Kranz. Sahri wollte etwas sagen, konnte jedoch seiner Kehle keinen Laut entringen.

»Es hat keinen Sinn mehr«, sagte eine Stimme hinter der Gestalt. »Es ist zu spät.« Ein Schatten schob sich in Sahris Sichtfeld. War es ebenfalls ein Gott? Oder ein Dämon?

»Schau doch, Porthos«, sagte die Göttin. »Er wird wach.« Sie lächelte Sahri an. »Halt durch. Und trink. Du hast dein Fieber beinahe überstanden.«

Sahri trank noch einen Schluck. Dann fiel er in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, war er allein. Das Zelt, in dem er lag, war weiß und durch den Eingang hauchte ein leichter Wind, der nach Hitze schmeckte. Trotzdem war es hier einigermaßen kühl.

Neben sich entdeckte Sahri einen Trinkschlauch und eine Schale mit Trockenfrüchten. Allem Anschein nach hatte jemand diese Dinge für ihn vorbereitet. Vielleicht die Göttin? War er tot?

Sahri setzte den Trinkschlauch an. Er hatte nie gedacht, wie köstlich Wasser schmecken könnte. Als er sich aufsetzte, traf ihn die Übelkeit wie ein Schlag. Der Raum drehte sich. Sahri schloss die Augen und kämpfte mit seinem Körper. Nein, er würde nicht wieder bewusstlos werden. Er zwang sich, noch einen Schluck zu trinken. Langsam verging der Schwindel und bald auch die Übelkeit. Sahri atmete tief durch. Dann nahm er eine Portion Trockenfrüchte in die Hand und aß langsam, Stück für Stück.

»Oh, du bist wach«, sagte eine Stimme am Eingang. Ein junger Bursche schaute herein und lächelte Sahri an. Seine Haut war dunkel wie die der Goldschmiede aus Bangaru. »Ich hole Diana«, sagte er und verschwand.

Sahri schaute sich weiter im Raum um. Die Plane am Zelteingang flatterte etwas und schwarzer Sand wehte herein. Scheinbar war er immer noch in der Großen Wüste. Aber wie war das möglich? Hier lebten keine Menschen, soweit er wusste. Doch vielleicht hatte sich das geändert. Immerhin hatte seit mindestens dreihundert Jahren niemand mehr nachgesehen.

Eine Gestalt kam herein. Es war die Göttin, die Sahri im Traum erschienen war. Langsam begriff er, dass es kein Traum gewesen war. Das Licht vom Eingang musste ihr diesen leuchtenden Kranz verliehen haben. Nun sah sie fast gewöhnlich aus, wenn auch stark für eine Frau – zumindest wenn Sahri sich an die Frauen erinnerte, die er bisher kennen gelernt hatte. Etwas an der Art, wie sie sich bewegte, machte Sahri verlegen.

»Wie schön«, sagte sie. »Ich bin Diana.«

»Sedjet«, krächzte Sahri. Er erinnerte sich, dass er vor längerer Zeit einmal einen anderen Namen getragen hatte.

»Porthos wird sich wundern«, sagte Diana. »Wir haben dich beim Baum aufgesammelt. Den Göttern sei Dank, dass du dort Schutz gefunden hast. Nur noch einen Tag länger in der Wüste, dann wäre keine Hilfe mehr nötig gewesen.«

»Danke«, sagte Sahri.

»Ruh dich noch ein wenig aus«, sagte Diana und berührte Sahri an der Schulter. Er fühlte sich gleich an Bazara erinnert. Diese Berührung war süß und schmerzlich zugleich. Sahri riss sich los.

»Es geht mir schon besser«, sagte er kalt.

Diana sah ihn überrascht an. Dann lächelte sie verständnisvoll.

»Du hast sicher einiges durchgemacht«, sagte sie. »Es ist keine Schande, wenn du dir noch einen Tag Zeit gibst, bevor wir weiterziehen. Ich werde mit den anderen sprechen.«

»Die anderen?«

»Die Expedition. Wir sind auf der Suche nach der Traumzeit. Aber lass es dir später in Ruhe erklären.«

Sahri schüttelte den Kopf. »Die Traumzeit?«, fragte er. »Ihr seid in die Wüste gekommen, um etwas über die Erweckung zu erfahren. Ihr habt es sogar bis hierher geschafft. Das ist höchst erstaunlich.«

Er musste husten. So viel hatte er seit langem nicht gesprochen.

»Woher seid ihr?«

In diesem Moment trat ein Hüne in das Zelt, ein richtiges Muskelpaket. Er trug ein weißes Gewand. Sahri duckte sich. Zunächst erwartete er einen Amudani. Doch dieser Mann trug lange Haare und ein freundliches Lächeln im Gesicht.

»Ulix hats mir erzählt«, sagte der Neuankömmling. »Herzlich willkommen. Ich bin Jason.«

»S-sedjet«, sagte Sahri.

»Hast ja ganze Arbeit geleistet, Diana. Alle Achtung.«

»Danke, Jason«, sagte Diana. »Auch dass du mich im Plenum unterstützt hast.«

»Darum bin ich hier«, sagte Jason. »Sedjet, wie fühlst du dich?«

»Gut, glaube ich.«

»Fantastisch. Kannst du laufen?«

Sahri stand auf. Er fühlte sich wacklig, ließ es sich aber nicht anmerken. Er nickte.

»Dann komm mit rüber«, sagte Jason. »Wir wollen dich kennenlernen und beraten, wie es weiter geht.«

Draußen brannte Sahri die Sonne ins Gesicht. Ringsum breitete sich die Wüste aus, schwarz und tödlich. Vor den schwarzen Hintergrund hatte jemand weiße Zelte gestellt. Sahri dachte an das Spielbrett. Sie alle waren nur Figuren in einem Spiel. Wer mochte es wohl spielen? Etwa die Götter?

Zwischen den Zelten lagen Kamele im Sand. Sahri kam alles unwirklich vor. Während Diana und Jason ihn zu dem größten Zelt begleiteten, blickte er sich um. Hinter ihm stand der Baum, unter dem er einst übernachtet hatte. War die Reise durch die Schluchten und den Wald ein Traum gewesen? Wann hatte ihn das Fieber gepackt? Träumte er immer noch?

Im Zelt saßen sechs weitere Menschen. Sahri fühlte sich wie ein Eindringling. Erst als Jason im einen beherzten Schubs gab, setzte er einen weiteren Schritt ins Zelt.

»Begrüßt mit mir unseren neuen Freund hier«, verkündete Jason. »Sein Name ist Sedjet.«

Die Anwesenden nickten ihm zu. Eine Frau, die rechts von ihm saß, reichte ihm einen Trinkschlauch.

»Willkommen, Sedjet. Ihr habt Euch wacker geschlagen, dass Ihr bis hierher gekommen seid. Mein Name ist Dulcinea. Bitte, nehmt einen Schluck.«

Sahri nahm den Trinkschlauch entgegen, schaute kurz in die Runde. Dann trank er – nur ein wenig. Er wollte nicht gierig aussehen.

»Danke«, sagte er und gab den Schlauch zurück. Dulcinea lächelte und zwinkerte ihm zu.

Die Frau neben ihr lachte. »Ach, Mädchen«, sagte sie in einem mütterlichen Ton. Zwar war sie wohl einige Jahre älter als Dulcinea, wohl aber zu jung, um ihre Mutter zu sein. Sahri runzelte die Stirn.

»Sedjet, nimm doch Platz«, sagte Diana und Sahri setzte sich hin. Jason und Diana machten es sich neben ihm gemütlich. Sahri schaute in die Runde, sah jedoch niemanden länger an. Hingegen ruhten alle Blicke auf ihm.

»Du fragst dich sicher, wer wir sind und was wir hier tun«, sagte der junge Bursche, den Sahri kurz zuvor am Zelteingang gesehen hatte. »Mein Name ist Ulix. Ich bin Schüler bei meinem guten Freund und Lehrer Athos in Moribus.« Der Mann neben Ulix lächelte. Er trug eine Glatze und einen Ziegenbart, der schon einige graue Haare aufwies.

»Du untertreibst, Ulix«, sagte der Mann. »Es gibt nicht mehr viel, was ich dir beibringen könnte. Im Gegenteil: Ich lerne viel von dir.«

»Ich danke dir, Athos«, sagte Ulix höflich. »Dennoch schätze ich deinen Rat wie eh und je.« Er deutete links neben sich. »Das hier ist Aramis, einer von Athos' Brüdern. Er ist gewissermaßen der Grund für diese Expedition.«

Aramis trug einen Kaftan und einen Turban wie die meisten in der Runde. Allerdings war der Stoff seiner Kleidung smaragdgrün gefärbt, was ihm die Würde eines Prinzen verlieh. Er deutete eine Verbeugung an.

»Ein Fremder in der Wüste«, sagte er. »Ich bin begierig zu hören, welche Geschichte sich dahinter verbirgt.«

Ulix fuhr fort: »Neben Aramis sitzt Aia, ebenfalls aus Moribus. Dulcinea hat sich ja bereits selbst vorgestellt.«

»Es ist mir eine Freude«, sagte Dulcinea und strahlte Sahri an. Aia schien ein Lachen zu unterdrücken.

»Nicht zuletzt«, sagte Ulix. »Möchte ich dir Porthos vorstellen. Er ist der Bruder von Athos und Aramis und hat beinahe die ganze Welt bereist. Dank ihm konnten wir uns erst auf diese Expedition wagen.«

Porthos schaute Sahri mürrisch an, wie eine Fliege, die die Mittagsruhe stört.

»Nun erzähl unserem Gast hier schon, warum wir hier sind«, sagte Jason.

»Geduld, mein Freund.« Ulix lachte. »Und ist es nicht eine Geschichte, die wir alle zu erzählen haben? Ich finde, Aramis sollte beginnen.«

Sahri bemerkte, dass die Mitglieder dieser Expedition sich in so vielerlei Hinsicht unterschieden. Dennoch herrschte hier eine Stimmung, die ihn überraschte. Zuerst konnte er es nicht greifen. Es erinnerte ihn an Ayiks Stammtisch in Ke Lebara. War es Vertrauen? Freundschaft? Sahri hatte so etwas noch nie erlebt. Ihm war unbehaglich zumute. Gleichzeitig wünschte er sich, mehr über diese Gruppe herauszufinden. So lauschte er der Geschichte.

»Mein Teil ist schnell erzählt«, sagte Aramis und öffnete die Arme in einer einladenden Geste. »Ihr wisst, ich bin kein Mann der großen Worte.«

Einige in der Runde kicherten, vor allem Porthos und Aia. Aramis bedachte sie mit einem wohlwollenden Lächeln.

»Es begab sich auf dem Markt von Moribus. Warst du schon einmal dort? Ah, du musst sie eines Tages mit eigenen Augen sehen! Am Rande des Urwaldes vom Pantanal schmiegt sie sich an den Fluss Perigoso. Ein Schmelztiegel der Kulturen, der Kunst und der schönen Frauen.« Aramis zwinkerte Aia zu. »So war ich eines Tages auf der Suche nach einem Schmuckstück, als mir die Auslage einer Händlerin aus Bangaru auffiel. Sicherlich hast du von der Goldschmiedekunst der Bangaru gehört. Allein der Anblick erfreut das Auge und das Herz! Doch an diesem Tag war es nicht allein das Geschmeide, das meinen Blick anzog, nein. Es war ein Stück Holz, das so gar nicht zwischen das ganze Gold und Silber passen mochte. Dennoch war ich fasziniert davon – oder vielleicht gerade wegen seiner Unscheinbarkeit. Ich bemerkte Zeichnungen darauf, die ein weniger aufmerksames Auge für Schmuck hätte halten können. Doch da ich fast täglich in der Gegenwart meines geschätzten Bruders Athos weile, kenne ich den Unterschied zwischen Schmuck und Schrift. Zumindest vermutete ich, dass mehr dahinter stecken musste. Also erwarb ich das gute Stück für einen guten Preis.«

Ulix holte einen Gegenstand hervor, nicht länger als ein Unterarm, dunkel und überall mit Punkten und Linien versehen. Es sah beinahe aus wie eine Sternkarte.

»Das ist es«, sagte Ulix. »Aramis brachte es zu uns in die Bibliothek, wo wir es näher in Augenschein nahmen.«

Athos ergriff das Wort: »Mein Bruder ging recht in der Annahme, dass es sich um ein wertvolles Artefakt handelte. Die Punkte darauf ergaben Sternbilder, so regelmäßig, dass man durchaus von einer Schrift sprechen konnte. Ich habe mich selbst viele Stunden damit befasst, bin aber zu keinem Ergebnis gekommen. Ulix hier hatte deutlich mehr Geduld damit.«

»Aber auch ich habe die Botschaft nicht entschlüsseln können«, sagte Ulix. »So kam ich zu der Erkenntnis, dass dies nur ein Bruchstück sein konnte. Wir brauchten einfach mehr Informationen. Noch mehr von den Sternrunen.«

»Und da dieses Artefakt aus der Großen Wüste stammt, seid ihr hier hergekommen«, schloss Sahri.

»Das hast du richtig erkannt.« Ulix lächelte. »Durchaus ein gewagtes Unternehmen.«

»Gewagt!«, rief Porthos. Es klang wie Hundegebell. »Wir können von Glück reden, dass wir noch am Leben sind. Dieser Skorpion hätte uns beinahe gehabt. Meiner Treu, was für ein Biest!«

Athos legte Porthos eine Hand auf die Schulter. »Deshalb sind wir alle froh, dich dabei zu haben, mein lieber Bruder.«

»Später kamen noch Aia, Diana und Dulcinea dazu. Und nun sind wir hier«, sagte Jason.

»Ja, nun sind wir hier«, sagte Porthos, »und beraten uns zu Tode. Es wird Zeit, dass wir aufbrechen.«

»Auf einen weiteren Tag kommt es nicht an«, sagte Diana und hielt Porthos' strengem Blick stand. »Wir können genauso gut morgen weiterziehen. Dann wird Sedjet sich auch soweit erholt haben, dass er uns nicht weiter aufhält.«

Porthos brummte.

»Nun erzähl doch mal«, sagte Jason zu Sahri. »Was treibt dich hier in die Wüste?«

Alle Blicke waren auf ihn gerichtet. Gerade in diesem Moment fühlte er sich wieder schwach. Das Fieber der letzten Tage hatte ihn ausgelaugt. Nicht zuletzt waren ihm anscheinend Jahre verloren gegangen, nachdem er in das magische Buch geblickt hatte. Was sollte er also erzählen? Es war sicherlich nicht klug, von seiner Verbannung zu berichten. Überhaupt – hier hatte er es mit klugen Menschen zu tun. Vermutlich

wussten sie um die magischen Splitter in der Wüste. Auch wenn er die Magie bislang nicht gemeistert hatte: Er war ein Magier. Durch ihn konnte die Gruppe in Gefahr geraten.

Im Jahre 389 n.d.E. ging ein Feuerregen über große Teile Nywerdens und Palý Desayas nieder. Es handelte sich dabei um Meteoriten, mutmaßliche Splitter eines größeren Kometen, der an unserem Planeten vorbeizog und dabei zerbrochen ist. Die meisten Gelehrten gehen davon aus, dass bei diesem Ereignis die Magiesplitter auf die Erde kamen.

Bereits zuvor hat es Wesen mit natürlicher magischer Begabung in Akypára gegeben. Allein der Mensch hatte noch fast vierhundert Jahre nach der Erweckung keinen Zugang zur Magie. Die Splitter schließlich machten die Magie nutzbar.

Zunächst entlud sich spontane Magie an den Stellen, an denen die Magiesplitter aufgeschlagen waren. Es entwickelten sich Kulte, die die magischen Plätze mit Steinkreisen oder anderen heiligen Bauten versahen. Mit der Zeit schien sich zwischen den Splintern eine Verbindung zu ergeben, die wir mittlerweile als Magisches Netz kennen. Ähnlich dem Magnetismus umspannt ein unsichtbares Netz von Magiefäden unsere Welt. An ihren Knotenpunkten ist die Magie stärker, selbst wenn sich kein Magiesplitter an diesem Ort befindet.

Zu Zeiten der Hochmagier wurden Türme auf ebendiesen Knotenpunkten errichtet und eine regelrechte Jagd auf Magiesplitter begann. Man fand heraus, dass es noch andere Orte gab, an denen die Splitter vorkamen, selbst dort, wo seit der Erweckung kein Feuerregen verzeichnet war. Vor allem in der Großen Wüste Palý Desayas wurden große Vorkommen an Magiesplintern entdeckt.

Allerdings stießen die Magier auch an ihre Grenzen. Ein kleiner Splitter kann die Magie verstärken, die ein kundiger Magier wirkte. Je größer die Konzentration an Splintern, desto eher entlädt sich die sogenannte spontane Magie. Diese ist schwierig zu kontrollieren und erfordert einen Geist, der sowohl die Freiheit, als auch die Disziplin gemeistert hat. Doch auch der stärkste Geist kann nicht unbegrenzt Magie kanalisieren.

Von daher wird Magiebegabten aller Art abgeraten, die Große Wüste zu betreten. Gedanken und Träume könnten sich spontan manifestieren – sowohl die positiven, als auch die negativen. Selbst in den Randgebieten wird immer wieder von Ungeheuern und flüsternden Schatten berichtet. Menschen sollen bereits zu Tode gekommen sein, nur weil ein Mitglied ihrer Gruppe nach einem Streit kurz daran gedacht hatte.

aus: „Im Netz der Magie“ von Katmun Reak

Sahri bemerkte, dass schon einige Augenblicke verstrichen waren. Langsam musste er etwas sagen. Doch es wollte ihm nichts über die Lippen gehen.

»Ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Diana und sah ihn besorgt an.

»Ich fühle mich nur schwach, das ist alles«, sagte Sahri. Immerhin hatte er damit nicht gelogen.

»Dann ruh dich noch ein wenig aus«, sagte Diana.

»Wie lange soll er sich denn noch ausruhen?«, fragte Porthos. »Wir verlieren mit jedem Tag Zeit. Was glaubt ihr, was das hier ist? In dieser Wüste lauern Monster, schlimmer noch als der Skorpion. Und erst die Sandstürme... Dein Mitgefühl in allen Ehren, Diana. Doch nur die Götter wissen, was noch vor uns liegt. Wir sollten zusehen, dass wir weiter kommen.«

»Du hast Recht, Porthos«, sagte Jason.

Sahri hatte den Eindruck, allein dieser Hüne hätte es mit Porthos aufnehmen können. Er war froh, dass Jason auf seiner Seite zu sein schien.

»Aber denk dran«, fuhr Jason fort, »Wir haben uns geschworen, uns nicht im Stich zu lassen. Du selbst meinstest, dass es auf die ganze Gruppe ankommt. Jetzt siehst aus, als hätten wir ein Mitglied mehr. Ich beantrage, dass wir Sedjet als vollwertiges Mitglied in unsere Expedition aufnehmen.«

Die anderen nickten zur Bestätigung. Jason lächelte Sahri an. Nur Porthos schien nicht begeistert.

»Die Mehrheit hat entschieden«, sagte Ulix. »Wir haben vereinbart, Mitglieder unserer Expedition nur im äußersten Notfall zurück zu lassen. Sei es, um unser eigenes Leben zu retten oder wenn das Leben des Mitglieds unweigerlich verloren ist. Sedjet sieht doch schon ganz vital aus. Lassen wir es ihn entscheiden. Wann meinst du, Sedjet, können wir aufbrechen?«

Sedjet schaute in die Runde. Es war das erste Mal, dass er etwas zu bestimmen hatte.

»Morgen erscheint mir gut«, sagte er.

»Dann brechen wir morgen Früh die Zelte ab«, beschloss Jason und alle anderen nickten zustimmend.

»Hoffen wir nur, dass das eine gute Entscheidung war«, murmelte Porthos.

Den weiteren Tag verbrachte die Gruppe mit Spielen und Geschichten. Sahri sah Aramis und Aia beim Spiel *Reise durch die Unterwelt*. Er verabschiedete sich und ging zurück in das Zelt, in dem Diana ihn gepflegt hatte. Dort legte er sich hin und schlief einige Stunden. Irgendwann kamen auch andere dazu. Es war allerdings so dunkel, dass Sahri sie nicht erkannte. Er drehte sich mit dem Gesicht zur Zeltwand.

Die Sicht verschwamm. Ein heißer Wind wehte Sahri Staub in Nase und Mund. Gerade noch waren die Felsen in der Ferne sichtbar gewesen. Nun verschwanden sie hinter einem gelben Schleier.

»Beeilt euch!«, erklang Porthos' warnende Stimme. »Ein Sandsturm zieht auf!«

Am nächsten Morgen waren alle früh auf. Ein kühler Wind ging, während die Gruppe damit beschäftigt war, die Zelte zusammen zu rollen und auf die Kamele zu verteilen. Diana schaute nach den Wasservorräten. Sahri wischte sich den Sand aus den Augen. Misstrauisch schaute er sich um. Aber es war nur ein Traum gewesen, nichts weiter.

Sahri wunderte sich, dass niemand in der Gruppe das Kommando inne hatte. Wenn er glaubte, dass Jason die Befehle gab, wechselte die Führung bald auf Ulix, Diana oder Porthos.

Sahri sah zu, wie Jason Seile aufrollte. Er kam hinzu, um zu helfen. Da war Jason aber bereits fertig. Er wollte bei den Zeltplanen unterstützen, aber auch da waren sie schon zu dritt. Er war einfach nicht schnell genug. Diana zwinkerte ihm zu.

»Du kannst mir mit den Fässern helfen«, sagte sie. »Da brauche ich gleich jede Hand. Vorausgesetzt, du fühlst dich in der Lage.«

»Das tue ich«, sagte Sahri.

Das Sonnenlicht ließ Diana strahlen. Ein mildes Lächeln lag auf ihren Lippen.

»Es muss schwer sein für dich«, sagte sie.

»Was meinst du?«, fragte Sahri.

»Ich habe gedacht, du bist sicher nicht allein in diese Wüste aufgebrochen. Deine Gruppe –«

»Ich war nie Teil einer Gruppe.«

Für einen Moment waren nur die Stimmen der anderen zu hören, die in einiger Entfernung beschäftigt waren. Sahri wunderte sich über seine Offenheit. Doch in Dianas Gegenwart hatte er den Eindruck, er könne einfach ehrlich sein. Sie verschloss das letzte Fass mit einem Korken.

»Das heißt, du bist alleine aufgebrochen?«, fragte sie und runzelte die Stirn.

»Nicht freiwillig. Es war – Wie soll ich sagen? – eine Verkettung ungünstiger Umstände.«

Porthos kam heran.

»Sieht aus, als könntet ihr hier Hilfe gebrauchen.«

Auch Jason und die anderen gesellten sich nun dazu. Ihre Gesichter glänzten von Schweiß. Gemeinsam hieften sie die Fässer mit Seilen auf zwei Kamele. Die Tiere ertrugen es gelassen.

»Geschafft«, sagte Jason und strahlte. »Sind alle soweit? Dann los!«

Sahri hätte gern noch weiter mit Diana gesprochen. Doch sie hatten keinen ruhigen Moment mehr zu zweit. Außerdem hielt Porthos beständig ein Auge auf ihn gerichtet. Die anderen schienen Sahri bereits als neues Mitglied ihrer Expedition akzeptiert zu haben. Mal schweigend, mal erzählend stapften sie durch den schwarzen Wüstensand Richtung Felsen.

»Vielleicht finden wir dort etwas«, sagte Ulix, der neben Sahri herging.

»Was habt ihr denn bisher entdeckt?«, fragte Sahri.

»Nicht viel außer diesem ungewöhnlich schwarzen Sand. Immer wieder haben wir gerastet und die Umgebung durchkämmt. Einmal wäre es uns beinahe zum Verhängnis geworden, als wir diesen Skorpion aufgeschreckt haben. Ein gewaltiges Biest, groß wie ein Ochse! Gut, dass wir Porthos dabei hatten. Mit seiner Hilfe haben wir diesem Monster den Garaus gemacht.«

»Diese Wüste ist gefährlich.« Sahris Blick verfinsterte sich.

»Durchaus«, sagte Ulix. »Dennoch birgt sie auch so manches Geheimnis, das uns wertvolle Erkenntnisse bringen könnte. Sag, Sedjet, was weißt du über die Traumzeit?«

»Zugegeben: Nicht viel mehr als das, was Vyakti geschrieben hat. Der Rest ist Spekulation.«

Ulix klatschte in die Hände. »Adya Vyakti!«, rief er aus. »Hast du das gehört, Athos? Wir haben einen Schriftgelehrten aufgelesen.«

Sahri lief rot an. »Das ein oder andere Buch ist mir geläufig«, sagte er.

»Wo hast du studiert?«, fragte Ulix begeistert.

»In Raqedu.«

»Raqedu«, wiederholte Athos nachdenklich und zwirbelte sich den Bart. »Eine Reise führte mich einst dorthin. Du musst wissen, dass ich höchst ungern reise. Doch einmal im Leben wollte ich die Große Bibliothek mit eigenen Augen sehen.«

»Oh, die Bibliothek!« Sahris Augen strahlten. »Ich war lange nicht mehr dort. Doch ich hoffe, eines Tages dorthin zurück zu kehren.«

Sahri erzählte von den schattigen Säulenreihen, von den hohen Regalen, die mit dem gesamten Wissen der Welt gefüllt waren, von den ehrwürdigen Meistern, die sich dort belesen und eigene Bücher verfasst hatten. Ulix und Athos schwiegen. Erst als Sahri zu Ende geredet hatte, bemerkte er, dass die beiden betreten zu Boden schauten.

»Er weiß es nicht«, sagte Ulix.

»Was weiß ich nicht?«, fragte Sahri.

»Es gab einen Brand«, sagte Athos. »Kurz nach der Machtübernahme der Amudani. Manche vermuten eine Absicht dahinter. Andere sprechen von einem Unglück.«

»Es sind Bücher verbrannt?«, fragte Sahri. Dunkelheit ergriff ihn. Mit Schrecken dachte er an seinen letzten Abend in Raqedu zurück.

»Nicht nur die Bücher«, sagte Ulix. »Bei dem Brand wurde die gesamte Bibliothek zerstört.«

Sahri wurde eiskalt, trotz der sengenden Hitze um ihn herum. Er versuchte es sich vorzustellen. Mit Grauen dachte er an seine eigenen Träume, in denen er Feuer vom Himmel hatte regnen lassen. Er wischte den Gedanken fort. »Wisst ihr es genau?«

»Die Nachricht kam vor beinahe elf Jahren«, sagte Athos. »Mich wundert, dass du noch nichts davon gehört hast.«

»Ich hatte mich zurückgezogen«, sagte Sahri knapp.

Ulix seufzte. »Es muss schwer gewesen sein, als die Amudani die Macht ergriffen haben. Sie hatten kein Respekt vor den Schriften, noch vor Gelehrten.«

»Ganz zu schweigen von der Magie«, warf Athos ein. »Es gibt seitdem nicht mehr viele Magier, die sich offen zeigen.«

Sahri leckte sich die Lippen. »Du sprichst, als sei das Vergangenheit, Ulix.«

Ulix lachte. »Du musst wirklich weit weg gewesen sein. Die Herrschaft der Amudani währte nur drei Jahre. In dieser Zeit ist der Handel noch einmal deutlich zurückgegangen. Es kam zu Hungersnöten und Ausschreitungen. Einige Zeit ging sogar das Fleckfieber um.«

In diesem Moment dachte Sahri an seine Mutter. Immer wieder in den vergangenen Jahren hatte er sie in Gedanken bei sich gehabt. Er hatte gehofft, dass es ihr gut ginge und sie nicht allzu sehr unter seinem plötzlichen Aufbruch gelitten hätte. Nun jedoch beschlichen ihn ernste Sorgen. Er musste zurück nach Hause. Je länger er darüber nachdachte, desto dringender wurde der Wunsch. Die Bibliothek gab es nicht mehr. Der Verlust schmerzte ihn. Aber wenn er wenigstens seine Mutter sehen könnte!

Das Leben in Raqedu war um so vieles einfacher gewesen als das, was er seitdem geführt hatte. Vielleicht gab es eine Möglichkeit, es wieder aufzunehmen. Vielleicht hätte die neue Regierung sogar wieder eine Arbeit für ihn im Leuchtturm? War Nacht bereits zurückgekehrt? Sahri dachte über all das nach. Zugleich wusste er: Nichts würde wieder so sein wie damals.

Die Felsen konnten nicht mehr weit sein. Doch als Sahri hinschaute, waren sie wie von einem Schleier verdeckt. Ein ungewöhnlich heißer Wind fegte über die Gemeinschaft hinweg. Staub drang in Mund und Nase ein und brannte in den Augen. Eines der Kamele wollte sich in den schwarzen Sand legen. Porthos zog es an den Zügeln weiter.

»Beeilt euch!«, rief er gegen den heulenden Wind an. »Das ist ein verdammter Sandsturm. Zwischen den Felsen finden wir Schutz. Los!«

Sahri schluckte. Sie liefen so schnell sie konnten. Die Kamele trabten neben ihnen her. Immer schlechter wurde die Sicht. Bald waren die Felsen nur noch ein Schemen. Eine finstere Wolke türmte sich von Osten her auf. Für einen kurzen Moment glaubte Sahri Entu darin zu erkennen, wie er damals drohend über ihm gestanden hatte. Doch selbst wenn er in der Lage gewesen wäre – Feuermagie hätte gegen diese Naturgewalt nichts ausgerichtet.

Immer mehr Staub und Sand wurden aufgewirbelt. Sie sanken ein, zogen sich gegenseitig heraus, rannten weiter. Der Staub legte sich auf ihre Lungen. Hustend kämpften sie sich voran. Schließlich erreichten sie den Eingang zum Felsenlabyrinth.

»Weiter!«, mahnte Porthos. »Hier türmt sich bald der Sand über unsere Köpfe.«

Sahri kam die Gegend seltsam bekannt vor. Entweder war er wirklich schon hier gewesen oder er hatte von diesem Ort geträumt. Er lief an Porthos vorbei.

»Folgt mir«, sagte er. »Ich kenne eine Höhle. Dort sind wir sicher.«

Porthos schaute überrascht. Die anderen folgten Sahri bereits. Also lief auch er hinterher.

Der Weg war schattig und verzweigt. Mehr als einmal zweifelte Sahri, ob er den richtigen finden würde. Dann erkannte er einen Bogen wieder, der einen natürlichen Tunnel bildete. Kurz darauf kam die ganze Expedition samt der Kamele in der Höhle an, in der Sahri einst übernachtet hatte – wenn auch vielleicht nur im Traum. Sie waren verschwitzt und außer Atem. Jason war einer der ersten, der seine Stimme wiederfand.

»Gut gemacht«, sagte er zu Sahri. Die Umstehenden nickten.

»In dir steckt mehr, als man am Anfang vermuten würde«, sagte Aia.

Porthos brummte. Er gab sich einen Ruck und klopfte er Sahri auf die Schulter.

»Für'n Hänfling wie dich gar nicht übel. Scheinst dich hier gut auszukennen.«

»Es ist –« Sahri überlegte. »Was ich einmal gesehen habe, vergesse ich nicht.«

»Eine Gabe«, sagte Diana.

»Möglicherweise«, sagte Sahri.

Er dachte darüber nach. Nein, wenn es eine Gabe wäre, hätte sie ihm jemand geben müssen – die Götter, das Schicksal oder irgendeine Macht. Sahri glaubte nicht daran. Also musste es einfach Zufall sein. Oder, was er eher glaubte: Übung.

Am Abend knisterte ein kleines Feuer aus Kameldung in der Höhle. Über einem Kessel kochten sie eine Suppe aus Wurzeln. Viele Vorräte hatten sie nicht mehr übrig. Sie mussten sich entscheiden, wohin sie gehen wollten: Nach Nordwesten, zurück nach Bangaru, der Stadt der Goldschmiede. Oder nach Osten in das Land Fecundo, das seit den Magischen Kriegen vom Rest der Welt abgeschnitten war.

»Wir wissen nicht, ob dort noch jemand wohnt«, sagte Athos. »Mich für meinen Teil zieht es nach Hause.«

»Noch haben wir nicht gefunden, weshalb wir ausgezogen sind«, sagte Ulix.

»Wer sagt denn, dass wir noch etwas finden werden?«, fragte Aramis. »Mir wird fad in diesen Landen. Immer nur Staub und Sonne und schmale Kost – ich sehne mich nach einem guten Glas Wein und guter Gesellschaft.«

»Hast du die nicht auch hier?«, fragte Aia und zwinkerte ihm zu.

»Gewiss, meine Teure.« Aramis grinste verschmitzt. »Doch wirst du zugeben, dass es sich im Flusskönig um einiges besser aushalten lässt.«

Aia kicherte. »Sag bloß, Aramis, dass dir langsam der Atem ausgeht. Ein gestandener Mann wie du –«

»Nun hört mit den Kindereien auf«, sagte Porthos streng. »Bei den Göttern! Dies ist kein Wanderausflug auf festgetretenen Pfaden. Wir haben Glück, dass wir noch am Leben sind. So sehr ich das Abenteuer liebe – auf jeder meiner Reisen hatte ich stets einen Blick auf das Ende. Unsere Vorräte gehen zur Neige. Und es fragt sich, was wir im Zweistromland zwischen Firat und Tigra vorfinden würden. Haben Menschen sich dort gehalten, fast dreihundert Jahre seit die Magischen Kriege den Norden verheerten? Oder liegt auch Fecundo unter den Schatten?«

Jason schaute Ulix an. »So sehr ich mich freuen würde, wenn wir hier hundert dieser Sternrunen ausgraben, lieber Freund – bisher haben wir nicht einen einzigen Hinweis gefunden. Vielleicht ist es wirklich an der Zeit, dass wir heimkehren.«

Sahri hörte der Unterredung schweigend zu. Die Gruppe hatte ihn angenommen, allem Anschein nach sogar Porthos. Allerdings fühlte er sich immer noch fremd. Wie lange mochte die Expedition schon unterwegs sein? Was hatten sie alles gesehen und erlebt? Ulix hatte ihm ein paar Geschichten erzählt, die Sahri seltsam vorgekommen waren. Riesenhafte Skorpione und undurchdringliche Mauern aus Luft spielten darin eine Rolle. All diese Menschen hier am Feuer kamen Sahri heldenhaft vor. Er selbst schämte sich sehr, dass er in den letzten Jahren anscheinend nicht mehr geleistet hatte, als sich von einem Buch den Verstand rauben zu lassen.

Ohne ein Wort zu sagen ging er etwas tiefer in die Höhle hinein. Er wünschte sich, er könnte der Gemeinschaft etwas bieten, was ihnen nützte. Wenn er nur einen Hinweis auf die Sternrunen fände!

Ulix kam mit einem dünnen Ast näher, der ihm als Fackel diente. »Sedjet, geht es dir gut?«

Sahri wollte gerade antworten, da machte Ulix große Augen.

»Das ist ja –«, begann er, sprach aber nicht weiter. Sahri folgte seinem Blick, der Richtung Felswand ging. Dann sah er es ebenfalls: Hier im hinteren Bereich waren die Wände von zahlreichen Zeichnungen und Symbolen verziert. Figuren waren darauf zu erkennen, ein großer Wald und darüber eine Vielzahl von Sternen. Nein, es waren keine Sternbilder, wie Sahri sie kannte. Vielmehr ähnelten sie den Runen auf der Borke, die die Gemeinschaft aus Moribus mitgebracht hatte.

»Athos, das musst du dir ansehen!«, rief Ulix, der seine Stimme wiedergefunden hatte. »Sieh nur, was Sedjet entdeckt hat.«

Sie holten weitere Fackeln, sowie Papier und Rohrfedern. Sahri half mit, die Wand akribisch genau abzuzeichnen. Die Bilder unter den Sternrunen zeigten einen Wald, wie er Sahri im Traum erschienen war. Die Wesen, die dort in den Wipfeln saßen, hatten Ähnlichkeit mit Menschen. Ihre Gliedmaßen waren jedoch länger und ihre Augen größer. Sahri kannte ihren Namen: Psistaf'na.

»Vielleicht ist es symbolisch zu verstehen«, sagte Ulix. »Ich glaube kaum, dass die Ersten Menschen so viel anders aussahen als wir.«

»Und wenn es gar nicht die Ersten Menschen sind, die wir hier sehen?«, warf Sahri ein.

Athos und Ulix blickten ihn an. Er räusperte sich.

»Wenn wir die Zeichnungen genau betrachten, sehen wir einen Wald, in dem diese Wesen leben. Wieso sollte jemand mitten in der Wüste einen Wald an die Wand zeichnen? Die Antwort finden wir in dieser Zeichnung hier drüben. Ein großes Feuer hat ihn zerstört, nachdem etwas vom Himmel herab gefallen ist. Der schwarze Sand der Wüste stammt nicht aus Vulkangestein. Es ist die Asche eines riesigen Waldes.«

Ulix schaute nachdenklich. »Es spricht einiges dafür. Zumal die Borke ebenfalls aus einem Wald stammen muss. Doch wenn es nicht die Ersten Menschen waren: Wen sehen wir hier? Ein völlig neues Volk?«

»So scheint es«, sagte Sahri. »Ein Volk, das vielleicht sogar älter ist als die Ankunft der Ersten Menschen.«

Athos betrachtete die Zeichnungen auf der Höhlenwand. »Ich gebe nicht viel auf Gerüchte. In Moribus hört man allenthalben die schönsten Abenteuer. Doch man erzählt sich, dass es ganz ähnliche Wesen auf Garynja geben soll. Freilich hat es kaum jemand von dort zurückgeschafft. Porthos war einmal dort, am Rande des Dschungels.«

»Ihr sprecht über mich?« Porthos stand hinter den drei Gelehrten. »Meiner Treu, Garynja! Ich habe schon den Urwald des Pantanal erforscht, habe Drachen gesehen und schlimmere Ungeheuer. Doch diese Augen zwischen den Blättern –« Er schaute auf die Zeichnungen. Seine Miene verfinsterte sich. »Wer wohl diese Bilder gemalt hat?«

Bis tief in die Nacht sprachen sie noch über verschiedene Theorien zum unbekanntem Baumvolk. Sahri hatte zum ersten Mal in seinem Leben das Gefühl, Menschen gefunden zu haben, mit denen er auf Augenhöhe sprechen konnte. Athos war selbst Magister, hatte wohl hunderte Bücher in seinem Leben gelesen und einige verfasst. Er sprach selten, aber immer mit guten Argumenten und zitierte die alten Meister. Ulix war flink im Denken und bereicherte die Diskussion mit neuen Ideen. Am Ende schlief Sahri zufrieden ein.

Diese Nacht hatte etwas verändert. Die Gruppe sah anders auf Sahri als bisher. Er war einer von ihnen geworden. Selbst Porthos schaute weniger grimmig. Sahri bot sich als Führer an. Mittlerweile war er sich sicher, den Weg durch das Felsenlabyrinth schon einmal gegangen zu sein. Er führte durch Schluchten und Tunnel, unter bizarren Bögen her und über Geröll. Ein Wind pfiff durch die Ritzen und Löcher, der an einen Gesang erinnerte. Vermutlich war es dieses Geräusch, das Sahri im Fieberwahn hatte glauben lassen, dass Steine sprechen konnten.

Nach einigen Stunden im Schatten kamen sie an die Stelle, an der Sahri vor einigen Tagen noch den Wald betreten hatte. Diesmal war kein einziger Baum zu sehen, nur eine schier endlose Wüste aus schwarzem Sand.

»Gut gemacht«, sagte Porthos und klopfte Sahri auf die Schulter. »Ich schätze, wenn wir uns nach Nordwesten halten, kommen wir zum Idurar-Gebirge. Von da aus ist es nicht mehr weit nach Bangaru.«

»Haben wir nicht noch genug Vorräte, um weiter zu gehen?«, fragte Ulix nach.

»Für ein paar Tage mehr würde es schon reichen«, sagte Diana. »Aber wir sollten es nicht drauf ankommen lassen.« Sie seufzte. »Wie es aussieht, sind wir vergeblich hierher gekommen.«

Ulix ließ die Schultern hängen.

»Beinahe«, sagte Dulcinea und zwinkerte Sahri zu. Diana nahm sie zur Seite und flüsterte etwas mit ihr, das er nicht verstand.

Sahri schüttelte den Kopf.

»Es gibt noch eine Möglichkeit«, sagte er. »Wenn unsere Hypothese stimmt und dies vor Urzeiten ein großer Wald gewesen ist – erinnert ihr euch an die Zeichnung an der Höhlenwand? Dort war ein großer Baum zu sehen, auf dem diese Wesen gelebt haben. Ein Feuer mag kleinere Bäume und Sträucher zerstören. Aber es ist unwahrscheinlich, dass nichts von einem so gewaltigen Baum übrig geblieben sein soll.«

Ulix strahlte. Sahri konnte förmlich sehen, wie seine Gedanken sich überschlugen.

»Sedjet hat Recht«, sagte Ulix. »Dieser Baum wäre unsere Gelegenheit, mehr über die Wesen und das Unglück zu erfahren, das sie ereilt hat. Möglicherweise ergründen wir so nicht das Geheimnis der Traumzeit. Doch es wäre ein großer Dienst für die Wissenschaft. Nicht wahr, Athos?«

Der alte Magister räusperte sich. »Das ist denkbar, ja.«

»Warum so verhalten?«, fragte Ulix.

»Es ist kein Geheimnis, mein lieber Ulix, dass ich lieber daheim in der Bibliothek geblieben wäre. Ich danke dir und euch allen für dieses Abenteuer und die Wunder, die ich dabei sehen durfte. Allerdings freue ich mich auf ein warmes Bett und Wände aus Stein um mich herum. Ich bin nicht für das Leben hier draußen gemacht.«

»Ja, ein Bett wäre durchaus nett«, stimmte Dulcinea zu.

»Wir werden bald zurückkehren«, sagte Jason. »Doch erinnert euch daran, was wir uns geschworen haben: Wir halten zusammen, egal, was uns erwartet. Wir haben jetzt bereits einiges erreicht. In dieser Wüste war seit Jahrhunderten niemand mehr. Und schaut uns an: Wir sind bisher unbeschadet durchgekommen.«

»Und ich hoffe bei den Göttern, dass es so bleibt«, sagte Porthos.

»Mach dir nur keine Sorgen, mein lieber Bruder«, sagte Aramis. »Wenn wir zurück in Moribus sind, wird man uns Lieder singen. Die glorreichen Helden –« Er schaute Aia an. »und Heldinnen der Großen Wüste. Ausgezogen, um den Ursprung der Welt zu finden. Die ersten Verse habe ich schon gedichtet. Wenn ihr wollt –«

»Ich glaube, wir wollen nicht«, sagte Aia knapp. »Außerdem braucht es einen glorreichen Abschluss für das Lied, nicht wahr?«

»Der Baum kann nicht weit entfernt sein«, sagte Sahri. »Als ich –«

Sollte er von seinem Fiebertraum erzählen? Würden ihn die anderen dann nicht für verrückt halten? Diese Blöße durfte er sich auf keinen Fall geben. Als er sich überlegte, was er sagen sollte, fiel sein Blick auf eine Formation am Horizont.

»Seht dort!«, sagte er.

Die anderen folgten seinem Blick.

Dort hinten, hinter Dünen von schwarzem Sand, ragte etwas wie ein abgebrochener Zahn gegen den blauen Himmel auf. Ob es ein Felsen war oder etwas anderes, war nicht zu erkennen. Die Gruppe einigte sich darauf, zumindest diese Formation noch zu ergründen, da sie sowieso auf dem Weg nach Norden lag. Würden sie auch dort nichts finden, würde die ganze Gruppe sich nach Bangaru aufmachen und die Wüste verlassen.

Gerade wollten sie losgehen, da fiel Sahri ein Stein auf, der auf dem Boden lag. Er lief an einer Seite spitz zu und schien zu kichern. Sahri kniff die Augen zu und trank einen Schluck aus einem Lederbeutel, den er umgehängt hatte. Dann schaute er wieder auf den Stein. Nein, es war nichts Ungewöhnliches an ihm. Steine gab es überall hier in der Wüste.

»Fantastischer Ausblick«, sagte eine Stimme. »Danke, dass du mich mitgenommen hast. Gute Reise wünsche ich dir.«

Kapitel 13: Zu den Sternen

Wieder brannte die Sonne ihnen auf die Köpfe. Diana und Porthos mahnten sie, nicht zuviel Wasser zu verschwenden. Allmählich verstummten die Gespräche. Es ging leicht bergab und der Boden war uneben. Sie mussten aufpassen, nicht auszurutschen. Die Kamele trotteten gemächlich neben ihnen her.

Hatte der Stein wirklich gesprochen? Dieser Gedanke irritierte Sahri. Außer ihm schien niemand die Stimme gehört zu haben. Lag es daran, dass er ein Magier war? Stimmt das überhaupt? Er hatte so viele Jahre in Karbukis Turm verbracht und schien in der Magie nicht wirklich weiter gekommen zu sein. Sicher, er hatte die großen Meister studiert: Edmond Hoyle, Katmun Reak, Rojavin Kartiyan und selbst den *Kodex der Neuen Schule der Magie* von Valkun Kaani Hattusta. Doch in der Praxis lagen seine ersten zaghaften Versuche viele Jahre zurück. Er fühlte sich nicht in der Lage, auch nur einen Feuerfunken zu wirken. Sollte er seinen Traum aufgeben?

Wenn er den Berichten über die Magiesplitter glauben konnte, war es wohl nur besser. Die Magie würde die Landschaft oder ihn selbst korrumpieren. Ingeheim war es wohl besser, dass er an den Weißen Rat und nicht an einen echten Dämonen geraten war. Ein Dämon hätte die Situation sicher ausgenutzt.

Sahri schoss ein stechender Schmerz in den Kopf. Er ballte die Fäuste und atmete zischend durch die Zähne.

»He, ist alles in Ordnung mit dir?«, fragte Diana und kam näher.

»Es geht schon«, sagte Sahri und trank einen Schluck aus seinem Lederbeutel. »Vermutlich habe ich zu wenig getrunken.« Sie gingen etwas abseits von den anderen.

»Ich frage mich, wer du bist«, sagte Diana leise.

Sahri fühlte, wie sein Herz klopfte. »Mein Name ist Sedjet.«

»Das sagtest du schon. Aber weshalb bist du hier?«

»Das wüsste ich selbst gern.«

Sahri begann, sich deutlich zu wohl zu fühlen. Diana hatte etwas an sich, das er einst auch bei Bazara gespürt hatte oder bei Ananya. Doch sie durfte nicht erfahren, wer er wirklich war. Diana schaute Sahri von der Seite her an, während sie leichtfüßig den Abhang herunter tänzelte. Sahri tat sich etwas schwerer und rutschte mehrfach auf dem Untergrund aus.

»Ich weiß nicht, was dein Geheimnis ist«, sagte Diana. »Aber ich sehe, dass es schwer an dir zieht. Wenn du reden möchtest, bin ich gerne für dich da.«

Diana hatte diese Worte voller Ernst gesprochen. Dennoch lag darin eine Wärme, die Sahri die Knie weich werden ließ. Sie entfernte sich wieder ein Stück von ihm. Er wünschte, sie wäre noch eine Weile neben ihm her gelaufen.

Hatte er nicht beschlossen, sich nie wieder auf eine Frau einzulassen? Bisher hatten sie ihm alle nur Schmerz bereitet. Seine Mutter, die sich immer mehr in ihrem Kummer ertränkt hatte. Ananya, die sich mit diesem Scheusal Entu eingelassen hatte. Und dann noch Bazara, für die ihre Begegnung nicht mehr als ein Geschäft gewesen war!

Aber war Diana nicht anders als diese Frauen? Nein, diesen Pfad wollte er nicht weiter gehen. Dennoch tauchte ein Gedanke auf, den er am liebsten verdrängt hätte. Er versuchte, sich abzulenken, dachte über die Traumzeit nach und was er bereits mit Athos und Ulix besprochen hatte. Dann war der Gedanke wieder da.

Sahri kämpfte einen inneren Kampf. Es war, als wäre da noch eine zweite Stimme in ihm, die nicht so recht zu ihm gehören wollte. Er sah feurige Bilder vor seinem inneren Auge, sah sich wieder über dem Palast des Patriziers schweben, in dem er die Amudani zusammengetrieben hatte. Alles war ein Trugbild, das war klar. Die Amudani waren längst nicht mehr in Raqedu. Doch in seinem Kopf malte er sich die grausamsten Szenarien aus, wie er ihnen Leid antun konnte.

Lag es an der Einöde, die ihn und die anderen umgab? Hier gab es kaum etwas, mit dem er seinen Geist beschäftigen konnte. Ganz anders war es doch in Städten wie Raqedu und Ke Lebara gewesen. Die Bilder wurden immer stärker, stärker noch als damals in den Schattenlanden. Wie lange das schon her war!

Abermals versuchte Sahri, seine Gedanken zu sortieren. Warum war er nur so zerstreut? Wenn er tatsächlich magisch begabt war, brachte er die ganze Gruppe damit in Gefahr.

»Mir scheint, hier hat es wirklich einen Wald gegeben«, sagte Ulix so dicht neben ihm, dass er sich erschrak.

Um sie herum ragten Formen aus dem schwarzen Sand. Wie verrottete Zähne sahen sie aus. Sahri ging näher, um sich ein Exemplar anzusehen.

Könnte er wohl Dianas Aufmerksamkeit erringen, wenn er ein weiteres Stück Borke fand, in die Sternrunen geritzt waren? Sahri wollte den Gedanken beiseite wischen, doch er hielt sich hartnäckig. Unwillkürlich suchten seine Augen die Stämme und den Wüstensand ab. Als hätte ihn eine Stimme gerufen, fasste er zwischen die dunklen Körner. Seine Finger berührten etwas Hartes. Dann zog er ein Stück Holz heraus, das verkohlt und verwittert aussah. Nichts war darauf zu erkennen – bis Sahri sich die Rückseite anschaute.

Sein Mund blieb ihm einen Moment offen stehen. Diese Seite des Holzes war über und über mit Sternrunen verziert. Sahri blinzelte. Hatte er das Stück unter dem Wüstensand errahnen können? Hatte ihn eine Art Vorsehung geleitet? Oder wirkte das magische Feld der Wüste? In letzterem Fall bedeutete der Fund nichts Gutes, solange Sahri immer wieder düstere Gedanken plagten. Er musste lernen, sie zu kontrollieren. Aber wie?

Bald hatte er die Aufmerksamkeit von Ulix und Athos, ja von der ganzen Gruppe. Die beiden Wissenschaftler klopfen ihm auf den Rücken und beglückwünschten ihn zu seinem erneuten Fund. Einzig Diana sah ihn besorgt an. Sie ahnte sicher, dass noch mehr in ihm vorging. Sahri lächelte. Aber er freute sich nicht.

Der Weg führte sanft bergab. Immer mehr der verkohlten Baumreste ragten aus dem schwarzen Sand. Sie kamen der Formation näher, die von weitem wie ein Felsen ausgesehen hatte. Doch mit jeder Meile wurde es deutlicher: Dort standen die Überreste eines gewaltigen Baumes. Das musste der Baum sein, den Sahri in seinem Traum gesehen hatte.

Der Stumpf erhob sich über der Landschaft. Allein dieses verkohlte Stück war hoch wie ein einzelner Baum im Schnabelwald. Dabei war zu errahnen, dass es sich nur um einen kleinen Teil des Ganzen handeln konnte. Sahri spürte, wie Faszination ihn ergriff. Nirgendwo sonst war dieser Baum beschrieben. Sie würden die ersten Menschen sein, die ihn untersuchten. Sahri ging voran und die anderen folgten.

Aus der Nähe sah der Baumstumpf noch riesiger aus. Sahri dachte an den Leuchtturm von Raqedu, dem größten Bauwerk der Menschheit. Dieses verkohlte Stück Holz kam fast an den Turm heran. Dabei stand es bereits seit Jahrhunderten der Witterung ausgesetzt hier. An vielen Stellen war deutlich zu sehen, wo Wind und Sand sich hinein gefressen hatten.

»Meiner Treu!«, rief Porthos. »Dieser Baum muss einst von Bangaru aus sichtbar gewesen sein.«

»So waren sie den Sternen nahe«, hörte Sahri sich sagen.

»Was meinst du?«, fragte Ulix.

Sahri räusperte sich. »Es liegt auf der Hand, dass die Bewohner dieses Baumes die Sterne verehrten. Warum sonst hätten sie Sterne als Runen verwendet? Also scheint es sinnvoll, dass sie als ihre zentrale Behausung einen Baum erwählten, der alle anderen überragte.«

»Eine logische Schlussfolgerung«, sagte Athos.

»Ich schätze, dann schlagen wir hier unser Lager auf«, sagte Jason.

Auf der Suche nach einem geeigneten Lagerplatz fanden sie einen Durchgang, groß genug, dass ein Palast hindurchgepasst hätte. Innen war der Baum völlig hohl. Nach oben hin war der blaue Himmel zu sehen. Porthos ging voraus, um den Sand im Inneren zu begutachten. Er stocherte hier und da mit einem Stock. Schließlich gab er zu verstehen, dass es hier anscheinend keine Tiere gab, die sie stören würden.

Die Gruppe lud die Kamele ab. Alle wussten, was sie zu tun hatten und packten gemeinsam mit an. Sahri faszinierte dieses reibungslose Zusammenspiel. Überall wurde gescherzt. In seiner Lehre zum Schreiber waren alle nur auf Konkurrenz ausgewiesen. Es hatte kaum ein nettes Wort gegeben – wenn überhaupt, dann nur von seinem Lehrer Thoth. Doch unter den Jungen wurde jeder Fehler aufs Ärgste verlacht, jede Kleinigkeit zum Anlass genommen, sich gegenseitig zu demütigen.

»Ist alles in Ordnung, Sedjet?«, fragte Diana.

»J-ja, schon gut«, sagte Sahri. »Ich war nur in Gedanken.«

»Wegen deiner Vergangenheit?«

»Es... ja. Weißt du, ich habe vorher ein anderes Leben geführt. Ein deutlich anderes.«

Diana lächelte. »So geht es uns allen hier. Schau dir mal Dulcinea an.« Sahri beobachtete, wie Dulcinea sich etwas unbeholfen an einer Zeltplane zu schaffen machte. Da kam Aramis hinzu und half ihr. »Sie war einst eine Prinzessin«, sagte Diana.

»Ist das wahr?«, fragte Sahri.

»Sie stammt von Toboso«, fuhr Diana fort. »Wir begegneten uns auf dem Meer, wo sie beinahe ertrunken wäre. Sie hat für sich ein anderes Leben gewählt.« Diana sah Sahri fest in die Augen. »Wir alle können das.«

Einen Moment war nichts zu hören außer dem Wind, der durch den Eingang pff. Diana legte Sedjet eine Hand auf die Brust. Ihm kam es vor, als würde er verbrennen.

»Mach dir keine Sorgen«, sagte sie. »Was vergangen ist, ist vergangen. Das soll uns hier nicht belasten. Wir sind eine Gemeinschaft. Und jetzt komm und lass uns das Zelt da vorne hochziehen.«

Sahri ging mit Diana mit. In seinem Kopf drehte sich alles. Er spürte, dass da immer noch ein Abgrund in ihm war, schwarz und unergründlich. Dieser Abgrund, der ihn vermutlich in das magische Buch gezogen hatte. Überhaupt wusste niemand in der Gruppe, in welcher Gefahr sie schwebten.

Nein, Diana kannte ihn nicht. Sie sollte es auch gar nicht wissen. Niemand sollte wissen, wer er wirklich war. Das würde nur Unfrieden stiften. Und doch – in ihm wuchs der Wunsch, es ihnen einfach zu sagen. Hatten sie nicht ein Anrecht darauf, die Wahrheit zu erfahren? Warum nur war Sahri so egoistisch, dass er es ihnen verheimlichte? Oder war er am Ende doch kein Magier?

»He, du Träumer«, lachte Diana. »Jetzt halt mal den Balken dort fest!«

Sahri tat, wie Diana ihm gesagt hatte. Sein altes Leben lag hinter ihm. Es war Zeit, neu anzufangen.

Bevor es dunkel wurde schauten sich Sahri, Athos und Ulix den Baum genauer an. Schon von weitem erkannten sie einige riesige Sternrunen, die erhalten geblieben waren. Vermutlich würden sie auch im Sand Überreste finden, die sie studieren konnten. Sie machten einen Plan, wie sie vorgehen wollten. Wenn sie die Vorräte bedachten, konnten sie drei, vielleicht vier Tage hier verbringen. Sie wollten die ganze Gemeinschaft mit einbinden. Einige würden im Sand nach Fragmenten mit Sternrunen suchen, andere die weitere Umgebung erkunden. Die drei Gelehrten würden Zeichnungen anfertigen, solange das Papier reichte.

Ulix' Augen leuchteten. Sahri kannte den Blick. Oft genug hatte er ihn selbst an sich bemerkt, wenn er die Bücher in der Großen Bibliothek studiert hatte – oder die in Karbukis Turm. Mit Scham dachte er an das magische Buch. Gier hatte ihn überfallen. Etwas in ihm hatte einfach nicht genug bekommen können. Sahri spürte, wie er innerlich schwankte. Nein, er würde nicht mehr so tief fallen. Auch das lag in seiner Vergangenheit.

Athos hatte schon eine ganze Zeit still die Wände des Baums betrachtet. Dann sagte er leise: »Ich frage mich, ob es nicht doch möglich ist.«

»Was meinst du?«, fragte Sahri.

»Nun, wir haben die Zeichnungen in der Höhle gesehen. Diese Wesen sahen nicht wie gewöhnliche Menschen aus. Doch wäre es nicht möglich, dass es eine Art künstlerische Freiheit war, sie so darzustellen?«

»Du glaubst, dass es sich bei diesen Wesen um die Ersten Menschen handelt?«

»Dieser Gedanke beschleicht mich schon lange. Erst vor wenigen Monaten kam mir ein Fragment von Adya Vyaktis *Traumzeit* in die Hände. Dort beschrieb er, dass die Menschen vor der Erweckung die Fähigkeit hatten, zu den Sternen zu fliegen. Man denke sich nur, was das für ein Verlust gewesen sein muss, nachdem sie in Akypára ankamen!«

Sahri beschaute sich die Runen an den Wänden.

»Es klingt logisch, dass die Ersten Menschen mit den Zeichnungen eine gewisse Sehnsucht ausdrücken wollten«, sagte er. »Aber ich bin trotzdem davon überzeugt, dass es sich hier um ein ganz anderes Volk handeln muss.«

»Wie kommst du darauf?«, fragte Ulix.

Beide sahen Sahri an. Sahri biss sich auf die Unterlippe. Der Fiebertraum kam ihm in den Sinn. Es war kein Beweis. Doch er wusste einfach, dass dies nicht nur ein Trugbild gewesen war. Aus irgendeinem Grund hatte er einen Blick in die Vergangenheit werfen können. Solche Träume hatten sonst nur Magier.

»Es ist eine Ahnung«, sagte Sahri.

»Tata, wie wird man ein Magier?«

Sahris Stimme hallte durch die Dunkelheit. Vorsichtig machte er einen Schritt.

»Tata?«

In der Ferne hörte er ein Rauschen. War es ein Fluss oder der Wind, der durch eine Baumkrone fuhr? Unter das Rauschen mischte sich eine Stimme. Sahri ging dem Geräusch entgegen, die Hände nach vorn ausgestreckt.

»Hilf mir, Sahri!«, rief die Stimme seines Vaters von weit her.

»Tata!« Sahri rannte los.

Da glühte vor ihm etwas auf. Sahri hielt an und blickte in eine riesige Fratze aus grünem Licht. Der Mund öffnete sich zu einem Grinsen und entblößte eine Reihe spitzer Zähne.

»Du willst das Geheimnis der Magie ergründen?«, zischte die Gestalt.

Sahri wich zurück. Er war doch noch ein Kind!

»Nein!«, sagte er bestimmt. »Wo ist mein Vater?«

»Du wirst mir gehorchen«, sagte die Fratze. »Schließlich hast du mich eingeladen.«

»Das habe ich nicht!« Sahri rannte in die andere Richtung. Doch die Fratze war auch dort.

»Ich bin schon da«, sagte sie. »Überall, wo du bist, werde auch ich hingehen.«

»Verschwinde!«

»Niemals.« Die Gestalt lachte schallend. Sahri hatte ein solches Lachen schon einmal gehört, damals in den Schattenlanden. »Niemals!«

Sahri erwachte schwer atmend. Neben ihm im Zelt lagen Athos und Aramis noch in tiefem Schlummer. Er zog sich an und ging hinaus in die kühle Nachtluft. Dort traf er Diana.

»Du kannst auch nicht schlafen?«, fragte sie.

Sahri schüttelte den Kopf. Er hatte sich gewünscht, alleine zu sein. Nun merkte er, dass Dianas Anwesenheit ihm gut tat. Sie schaute hinauf in den Nachthimmel.

»Ich frage mich, wo unsere Heimat ist«, sagte sie, mehr zu sich selbst. »Versteh' mich nicht falsch, Sedjet. Diese Welt hier ist wunderschön. Aber wir gehören nicht hierher. Es gab eine Welt vor dieser Welt, eine Zeit vor dieser Zeit.«

»Das sind die einleitenden Worte von Adya Vyaktis *Traumzeit*«, bemerkte Sahri.

»So beginnt auch eine Geschichte, die wir uns bei mir zuhause erzählen, schon seit vielen Generationen. Mein Volk bewahrt eine Tonscherbe der Ersten Menschen auf. Darauf stehen wundersame Dinge beschrieben: Häuser, die weit hinauf in den Himmel ragen. Kutschen, die sich ohne Zugtiere fortbewegen. Bücher, klein wie eine Hand, und doch mit dem Wissen einer ganzen Bibliothek darin.«

»Solche Dinge beschreibt auch Vyakti. Doch sind die Gelehrten streiten sich, ob es sich dabei nicht nur um eine Geschichte handelt.«

»Deshalb bin ich ausgezogen, bin über das Meer nach Moribus gefahren. Ich wollte die Wahrheit herausfinden. Ich wollte wissen, wo wir wirklich herkommen.«

Sahri dachte an seine Heimatstadt Raqedu. Bisher war ihm nie der Gedanke gekommen, er könnte irgendwo anders zuhause sein. Nun wurde ihm klar, warum viele Menschen sich so intensiv mit der Zeit vor der Erweckung auseinandersetzen. Er hatte vom Überfluss in der Traumzeit gelesen und von den wundersamen magischen Gegenständen, die die Menschen ganz selbstverständlich nutzten. Was, wenn diese Welt noch irgendwo existierte? Wenn die Menschen zurückkehren könnten?

»Wir kommen von den Sternen«, flüsterte eine Stimme im Wind. »Und eines Tages werden wir dorthin zurückkehren.«

»Hast du das auch gehört?«, fragte er Diana.

»Nein, was meinst du?«

Sahri runzelte die Stirn. Dann winkte er ab. »Ich bin womöglich einfach müde.«

»Was hat dich dann aus dem Bett getrieben?«, fragte Diana.

Sahri sah das Bild der Fratze auftauchen. Sie schien ihn von der gegenüberliegenden Wand aus anzugrinsen. Als er blinzelte, war sie verschwunden.

»Es liegt mir einfach nicht, darüber zu reden«, sagte er.

»Versuche es.« Diana lächelte ihn an. »Das kann sehr befreiend sein.«

Sahri suchte nach den richtigen Worten. Sein Kopf war plötzlich leer, als hätten sich alle Gedanken verkrochen. »Nein, ich bin gerade nicht in der Stimmung«, sagte er leise.

»Schade, Sedjet. Ich hätte gern mehr über dich erfahren.«

Diana wandte sich zum Gehen.

»Sahri.«

Diana drehte sich noch einmal um. »Was hast du gesagt?«

»Ich heiße Sahri. Das war zumindest der Name, den mir meine Eltern gaben und mit dem ich von zuhause weggegangen bin. Ich stamme aus Raqedu. Das ist die nördlichste Stadt des ehemaligen Reiches Kemet. Ich habe als Schreiber im Leuchtturm von Turfa gearbeitet, dem höchsten Gebäude, das Menschen je erbaut haben. Zumindest wenn man den Aufzeichnungen aus der Zeit nach der Erweckung glauben kann. Mein Vater war Senator und meine Mutter Schneiderin.« Sahri schluckte. »Beinahe wäre ich auch Senator geworden.«

»Was ist passiert?«

»Ich – ich musste fliehen.« Er erzählte von der Machtübernahme der Amudani und davon, wie er sich durch die Schattenlande bis nach Ke Lebara durchgeschlagen hatte, von Gortnuk, dem freundlichen Wirt im *Schlitzer* und von Cuttatas Drachenställen. Mit keinem Wort erwähnte er seine magischen Fähigkeiten.

»Und wie kommt es, dass du in dieser Wüste gelandet bist?«, fragte Diana.

»Das erzähle ich dir vielleicht ein anderes Mal. Jetzt will ich zusehen, dass ich noch ein paar Stunden schlafen kann.«

Diana ließ es dabei bewenden. Sahri bat sie darum, niemandem von seiner Geschichte zu erzählen. Sie versprach es. Dann umarmte sie ihn zur Verabschiedung. Sahri stand einige Momente still da, wie unter Schock. Schließlich ging auch er ins Zelt. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Seine Gedanken rasten.

Am Tag versuchte Sahri, sich mit seiner Arbeit abzulenken. Er zeichnete akribisch die Sternrunen ab, erstellte Abriebe und besprach sich immer wieder mit Athos und Ulix. Athos sortierte die Aufzeichnungen, weil er in der Hitze rasch außer Atem kam. Ulix hingegen wagte sogar eine Kletterpartie. Zusammen mit seinem Freund Jason erkundete er die Außenwand des Baumstumpfes.

In manchen Momenten war es Sahri, als verschwammen die Runen zu Gesichtern, die er kannte. Sein Vater und seine Mutter tauchten darin auf, Thoth, Ananya und Bazara. Hin und wieder sah er auch die Fratze eines Schattens.

Die Müdigkeit zehrte seine Kräfte auf. In dieser Wüste gab es so wenig zu sehen, dass sein Geist ihm Trugbilder eingab. Er musste seine Gedanken kontrollieren. War es zuviel gewesen, was er Diana am frühen Morgen erzählt hatte? Er hatte sich verdächtig gemacht. Schließlich war es für einen gewöhnlichen Menschen unmöglich, die Schattenlande zu durchqueren, noch dazu zu Fuß und ohne Ausrüstung. Allerdings hatte er Diana auch nicht anlügen wollten. Ja, es schien ihm fast, als würde ihn diese Frau durch ihre bloße Anwesenheit zur Wahrheit zu zwingen. War sie am Ende auch magiebegabt? Sahri wurde bewusst, dass in den Büchern bisher nur männliche Magier erwähnt worden waren.

Einmal sah er Diana und Porthos miteinander sprechen und kurz zu ihm herüber schauen. Das mochte ein Zufall sein. Nein, ganz gewiss war es ein Zufall. Dennoch nagte es an Sahri.

Ein weiterer arbeitsreicher Tag ging zu Ende. Diana und Dulcinea hatten ein Feuer entzündet. Alle Mitglieder der Expedition strahlten, während sie gemeinsam ihr Abendessen einnahmen. Porthos war seine Ungeduld anzumerken. Er war kein Mann, der lange an einem Ort verweilte. Auch einige andere sehnten sich nach einem weichen Bett und einem festen Dach über dem Kopf. Doch sie waren stolz auf sich. Sie hatten die Wüste durchquert, waren alle heil durchgekommen und hatten darüber hinaus ihr Ziel erreicht und zahlreiche Hinweise auf eine alte Kultur entdeckt, mochten es nun die Ersten Menschen sein oder ein anderes Volk.

Nur Sahri fühlte sich unwohl. Zwar hatte er einen großen Teil zu den Entdeckungen beigetragen. Doch hatte er über den Tag immer wieder Hinweise auf ein starkes magisches Feld entdeckt. Einmal dachte er an den Strand auf der Halbinsel Turfa. Kurz darauf hatte er eine Muschel im Sand entdeckt. Er begann, Stimmen zu hören, die nicht da waren. Immer wieder tauchte die lachende Fratze auf. Etwas zog und zerrte an ihm, dass er sich stark beherrschen musste, um seine Gedanken beieinander zu halten. Immer wieder lächelte Diana ihn an, so als würde sie ihm bestätigen, dass sie das Geheimnis für sich behalten hatte.

»Wir haben noch einen ganzen Tag«, sagte Jason am Abend in der Runde. »Danach brechen wir auf.«

Sahri räusperte sich. »Mir wäre wohler, wenn wir schon morgen die Zelte abbrechen würden.«

»Wieso das?«, fragte Ulix verwundert. »Wir haben noch gut ein Drittel des Baumes nicht erforscht. Und im Sand ringsum liegen noch zahlreiche Stücke verborgen.«

»Haben wir nicht bereits genug?«, fragte Sahri. »Die Kamele können nicht so viel tragen.«

»Den Kamelen geht es gut«, sagte Porthos. »Weniger Vorräte heißt mehr Platz. Oder gehts hier um was anderes, hm?« Er lehnte sich vor.

»Du wirkst aufgeregt«, sagte Diana. »Willst du uns nicht sagen, was los ist?«

Sahri rang seine Hände und blickte in die Flammen. Er dachte an das Feuer, das er damals auf Entu losgelassen hatte. Augenblicklich wurden seine Handflächen heiß. Er kniff die Augen zusammen.

»Es ist...« Ein Kloß wuchs in seinem Hals. »Ich...«

»Sprich dich ruhig aus, mein Freund«, sagte Jason. »Wir sind für dich da, Sedjet.«

Er legte ihm eine Hand auf die Schulter. Sahris Körper begann zu beben.

»Ich habe gelogen«, flüsterte er heiser. »Ich habe euch angelogen.« Er schluckte. »Mein Name ist Sahri. Ich bin in Raqedu geboren und war dort lange Schreiber unter Senator Thoth. Dann begegnete ich den Amudani.« Er hustete, doch der Kloß blieb. »Einer von ihnen, mit Namen Entu, hat mir nachts auf der Straße aufgelauert. Ich...« Sahri überlegte, ob er die Geschichte mit Ananya erzählen sollte. Doch das war wohl nicht weiter relevant. »Ich konnte mich nicht wehren. Er hat mich zusammengeschlagen. Und dann... dann kamen Flammen...« Er unterdrückte das Gefühl, das durch seinen Körper strömen wollte. »Sie schossen aus meinen Händen. Später erfuhr ich, dass ich wohl ein... Magier bin.«

Für einige Momente war nichts zu hören außer dem Knistern des Feuers.

»Wir sind keine Amudani«, sagte Diana schließlich. »Wir freuen uns, dass du Teil dieser Gruppe bist.«

»Ihr versteht das nicht!« Sahri sprang auf. Seine Stimme klang wie ein Krächzen. »In dieser Wüste herrscht eine hohe Konzentration an magischen Splittern. Das Feld hier ist so stark, dass Magier allein durch einen unachtsamen Gedanken Dinge erschaffen können.«

»Und was soll daran das Problem sein?«, fragte Aramis. »Du könntest uns Vorräte herbeirufen, allerlei Gaumenschmäuse und vielleicht sogar eine Karaffe mit kühlem Wein.« Er blickte in die Runde. »Ist es nicht so?«

»Zusammen mit den schlimmsten Biestern«, warf Porthos ein. Er spuckte ins Feuer. »Denkt nur an den Skorpion vor einigen Wochen.«

Sahri rautte sich die Haare.

»Nein, denkt besser nicht dran«, sagte Porthos und verzog seinen Mund zu einem schiefen Grinsen. »Am besten denkt der hier gar nicht mehr. Es ist gut, dass du uns gewarnt hast, Sedjet. Dann wissen wir, was zu tun ist.« Porthos erhob sich.

»Und das wäre, mein lieber Bruder?«, fragte Athos streng.

»Es tut mir leid, aber er ist eine Gefahr«, sagte Porthos.

Jason baute sich vor Porthos auf. »Du krümmst ihm kein Haar! Er ist immer noch Mitglied dieser Expedition. Er ist ein Mensch, Porthos.«

»Hat er es nicht selbst gesagt? Jeder Gedanke kann uns töten.«

»Ruhig, Bruder«, sagte Aramis. »Dann soll er fortan nur gute Gedanken denken.«

»Welcher Mensch tut das schon?«, warf Aia ein.

»Porthos hat Recht«, sagte Sahri. »Ich bin eine Gefahr für euch.«

»Rede nicht so einen Unsinn«, sagte Diana. »Schau mich an, Sahri. Schau mir in die Augen.«

Er tat es und wollte beinahe in dem weichen Braun versinken. Gleichzeitig schämte er sich wie noch nie zuvor in seinem Leben. Sein Körper zitterte und Tränen pressten gegen seine Augen.

»Sahri, du hast uns bisher gut durch diesen Abschnitt unserer Reise gebracht«, sagte Diana. »Du magst uns anfangs nicht alles gesagt haben. Wie auch? Du konntest nicht wissen, wie wir reagieren würden. Und wie man sieht, war deine Sorge auch berechtigt.«

Auf Jasons Geheiß hin nahm Porthos wieder Platz. Er behielt Sahri jedoch im Auge.

»Wenn ich dich ansehe«, fuhr Diana fort. »Dann sehe ich einen aufrechten Menschen, der nur Gutes im Sinn hat. Es wäre falsch, dich zurück in die Wüste zu schicken, wo wir dich doch gerettet haben. Oder noch Schlimmeres.«

Sahri schaute zur Seite. »Ich kann nicht. Ich kann nicht hier bleiben.«

»Du kannst«, sagte Diana. »Wenn es nötig ist, können wir auch morgen schon aufbrechen. Doch lasst uns bei allen Göttern doch zusammen gehen. Wir sind eine Gemeinschaft.«

Sahri wurde übel. In seinem Bauch und Kopf drehte sich alles. Die Fratze kämpfte in ihm. Er sah den Abgrund verschwommen vor seinen Füßen und versuchte, sich an irgendetwas festzuhalten. Gemeinschaft. Dieses Wort aus Dianas Mund hatte etwas Magisches. Er war nicht länger ein Einzelgänger. Er hatte diese Gruppe gefunden – oder sie ihn. Er zog mit ihnen durch die Wüste, erforschte vergangene Kulturen. Noch nie hatte er so für Menschen empfunden, nicht für seine Eltern, nicht für die Schreiber im Turm, nicht für Ananya und auch nicht für Ayiks Stammtisch im *Schlitzer*. Dieses Gefühl war neu, aufregend, ja geradezu beängstigend. Aber es hielt die Fratze und den Abgrund fern. Er war nun Teil dieser Expedition, Teil der Gemeinschaft. Eine einzelne Träne lief seine Wange herunter.

»Wenn es alle so sehen«, sagte er. »Dann bleibe ich.«

»Nun gut«, sagte Jason. »Gibt es noch Fragen, bevor wir darüber abstimmen?«

Porthos schnaufte. »Nur soviel: Ihr begeht einen Fehler, wenn ihr ihn bei uns lasst.«

Sie stimmten ab. Nur Porthos und Aia stimmten dagegen. Es wurden wieder Argumente ausgetauscht. Beinahe hätte Sahri sich schon wieder alleine auf den Weg gemacht. Doch Jason hielt ihn zurück.

»Wollen wir wirklich ein Menschenleben auf dem Gewissen haben?«, fragte er. »Porthos, das kannst du auch nicht wollen. Sedjet – oder besser Sahri – hat uns nicht einmal hintergangen. Wir haben keinen Grund, ihm zu misstrauen.«

»Wenn du es sagst«, meinte Porthos. »Wir sollten jedenfalls auf der Hut sein und Wachen aufstellen. Wenn das wirklich der Wunsch aller ist, werde ich mich ihm beugen.«

Es war Porthos anzusehen, dass er mit der Entscheidung nicht zufrieden war. Doch bei der nächsten Abstimmung waren sich alle einig: Sahri durfte bleiben. Auf Porthos' Vorschlag hin wurden die Wachen eingeteilt. Bald lagen alle auf ihrem Schlaflager. Sahri drehte sich lange unruhig hin und her, bist er schließlich einschlief.

»Hallo«, sagte die Fratze.

»Verschwinde«, flüsterte Sahri.

Die Fratze grinste höhnisch. Sie sagte nichts. Sahri hatte das Gefühl zu schrumpfen. Oder wuchs die Fratze?

»Ist das ein Traum?«, fragte Sahri. »Gewiss ist es ein Traum. Also hast du keine Macht über mich. Du bist nur ein Trugbild in meinem Geist. Ich brauche nur aufzuwachen und dann –«

»Und dann was?« Die Fratze lachte. »Dann siehst du mich in den Schatten und in Büchern und jedes Mal, wenn du die Augen schließt. Begreifst du nicht, Sahri? Ich bin in dir. Aber ich bin nicht hier, um dir zu schaden. Im Gegenteil. Ich kann dich die Magie lehren. Die wahre Magie.«

»Ist das wieder eine List des Weißen Rates? Bist du Rheo, der sich Rhakshasa nennt?«

»Der Weiße Rat hat doch keine Ahnung wahrer Magie! Sie haben die Magie in ein Korsett gezwängt, hat sie beschnitten, bis nichts mehr von ihr übrig war. Nein, mein Freund. Ich zeige dir ihre freie Form. Ich werde dich mächtig machen, zum mächtigsten Magier aller Zeiten.«

Sahri wandte sich von der Fratze ab. Doch sie war auch hinter ihm, neben ihm, überall um ihn herum. Ihre Stimme hallte vielfach durch die Dunkelheit.

»Stell dir nur vor, was wir gemeinsam erschaffen könnten! Selbst Rojavin wäre neidisch, der alte Narr.«

Sahri hielt sich die Ohren zu. »Es ist vorbei!«, rief er. »Niemand hätte ich in dieses Buch schauen dürfen. Ich weiß nicht, wer oder was du bist. Aber ich sage dir: Verschwinde! Ich verbanne dich aus meinem Geist! Geh und kehre nie wieder zurück!«

Die Fratze lachte unbekümmert. »Oh, du Leichtgläubiger. Glaubst du, diese Worte hätten eine Wirkung auf mich?«

»Geh, sage ich! Hinfort mit dir!« Sahri rannte los. Er wusste nicht wohin. Unterwegs begegnete ihm Entu. *Er ist nicht echt*, dachte Sahri. *Dies ist nur ein Traum*. So rannte er hindurch und das Trugbild verflog wie Rauch. Als nächstes tauchte Porthos auf, das Schwert zum Angriff gezückt.

»Es gibt keine andere Lösung«, sagte Porthos streng.

Sahri wich dem Schwerthieb aus. Im Hintergrund hallte das Lachen der Fratze.

»Nutze die Magie!«, rief sie. »Lass sie so nicht mit dir umgehen.«

Auf einmal kam ein Horde Schatten angerannt. Von allen Seiten preschten sie auf Sahri zu.

»Nur ein Traum«, sagte er sich. »Sie können mir nichts antun.«

Da spürte er, wie etwas ihn an der Schulter packte. Sahri fuhr herum, spürte wieder die Glut in seinem Bauch und hatte die Hände zum Angriff gestreckt. Im letzten Moment schrie er auf und tauchte unter den Armen der Schatten hinweg.

»Keine Magie!«, rief er. »Nicht an diesem Ort. Es würde sie umbringen.«

»Erinnerst du dich nicht an das Gefühl von Macht?«, säuselte die Fratze. »Denke zurück an den Abend mit Entu.«

Wieder lag Sahri auf der Straße in Raqedu, Entu wie ein dämonischer Schatten über ihm. Der Schatten wuchs und wuchs und seine Augen leuchteten wie glühende Kohlen. Eine riesenhafte Hand packte Sahri am Kragen und hob ihn nach oben. Schließlich schaute Sahri dem Unhold ins Gesicht. Es war gar nicht Entu – es war die Fratze.

»Komm, tu es«, sagte sie. »Du willst mich doch loswerden, oder? Dann vernichte mich. Lass mich dein Feuer kosten. Spürst du nicht schon die Wut hochkochen?«

Sahri versuchte, sich aus dem Griff zu winden. Die Faust drückte nur noch enger zu und schnürte ihm die Luft ab. Sahri kam eine Idee: Dies war *sein* Traum. Auch wenn er die Fratze nicht befehligen konnte, so hatte er doch sicher Gewalt über andere Dinge.

Er stellte sich vor, wie sein Körper mit einem Mal kleiner wurde. Tatsächlich spürte er sogleich, wie sich der Griff lockerte und er in die Tiefe fiel. Er dachte an eine weiche Landung und tauchte in Wasser ein. Die Kälte ließ sein Herz für einen Moment aussetzen. Er strampelte mit Armen und Beinen. Dann lag er auf heißem Wüstensand.

Rasch sortierte er wieder seine Gedanken. Er durfte sich nicht hinreißen lassen. Bald umgab ihn wieder reine Dunkelheit. Die Fratze war nirgendwo zu sehen. Sahri atmete durch. Er wünschte sich, er würde erwachen. Doch schon hörte er wieder dieses hallende Lachen. Es schien weit weg zu sein, kam aber immer näher.

Wieder rannte er los. Er brauchte ein Versteck. Wo würde die Fratze nicht nach ihm suchen? Da sah er den Eisenofen aus Karbukis Turm vor sich, riesenhaft und grotesk verzerrt. Fast wie eine Spinne stand er da mit seinen vielen metallenen Rohren. Sahri zögerte keinen Moment. Er zog die Tür auf und sprang in die kalte Asche. Als die Tür hinter ihm zufiel und die Asche hochwirbelte, unterdrückte er ein Husten. Es war stickig und eng in dem Ofen. Aber Sahri fühlte sich in Sicherheit. Er atmete durch und schloss die Augen. Nun war es doch an der Zeit aufzuwachen, oder nicht?

»Hallo«, flüsterte die Fratze dicht an seinem Ohr.

Sahri riss die Augen auf und sah ihr teuflisches Glühen. Die Welt begann, hin und her zu rucken, untermalt vom grässlichen Lachen der Fratze.

»Gut gemacht«, sagte sie. »Wirklich sehr gut.«

Sahri spürte, die der Eisenofen lebendig wurde. Metall knirschte und knarzte. Mit letzter Kraft sprang Sahri aus dem Bauch des Ofens und landete hart auf dem Boden. Über ihm ragte der spinnenhafte Eisenofen auf.

»Nein!«, rief Sahri.

»Was ist los?«, fragte Ulix und rüttelte an ihm. »Was schreist du so?«

Sahri blinzelte. Immer noch befand er sich in einem dunklen Raum. Er hustete und schmeckte Asche auf seiner Zunge. In der Ferne hörte er ein kaum wahrnehmbares Knirschen.

»Oh nein!«, flüsterte er. »Der Eisenofen.«

»Die Nacht verändert viele Gedanken«, sagte Ulix. »Du hattest einen bösen Traum.«

»Nein«, sagte Sahri. »Es war mehr als das. Ich – wir müssen fort.« Er schlug die Decke zur Seite und schlüpfte in seine Kleidung. »Weckt die anderen! Los, es bleibt uns keine Zeit. Er kommt!«

Athos erwachte langsam und rieb sich die Augen.

»Was macht ihr für einen Lärm?«, fragte er verschlafen.

»Porthos hatte Recht«, sagte Sahri bitter. »Ihr hättet mich fortschicken sollen.«

Mit diesen Worten verließ er das Zelt. Draußen herrschte noch finstere Nacht. Ein gewaltiges Knirschen hallte von der anderen Seite der Wand her. Wenn das Monster erst den Durchgang erreicht hätte, wären sie alle verloren.

»Steht auf!«, rief Sahri und schnappte sich eine Tasche, in der er Proviant vermutete und hängte sich einen Wasserschlauch um. Womöglich mussten sie durch die Wüste fliehen. Er würde diese Reise nicht mehr ohne Vorräte antreten. Jason, der die erste Wache hielt, kam heran.

»Was ist los?«, fragte er. Dann sah er Sahris Blick im fahlen Mondlicht. »Du hast doch nicht – Was hast du geträumt?«

»Es ist keine Zeit, alles zu erklären«, sagte Sahri. »Wir müssen augenblicklich fliehen, bevor es uns erreicht.«

Jason nickte. Gemeinsam riefen sie die anderen, die nach und nach aus den Zelten stolperten. Porthos war einer der ersten. Als er die Aufregung sah, zog er sein Schwert und ging auf Sahri los.

»Das hätte ich gleich erledigen sollen!«, rief er. Sahri kniff die Augen zu.

»Lass den Unsinn!«, rief Diana, die gerade aus ihrem Zelt kam.

Jason packte Porthos' Schwertarm. Porthos drehte sich geschickt und schlug Jason mit der Faust ins Gesicht. Jason taumelte und stürzte sich gleich darauf auf Porthos.

»Das bringt uns nicht weiter«, versuchte Aia zu vermitteln. »Wir sollten –«

Gerade kam Dulcinea aus ihrem Zelt. Erst schaute sie verwirrt drein. Dann blickte sie in die Ferne und begann zu wimmern. Aia folgte ihrem Blick.

»Was bei allen Göttern ist das?«, rief sie aus und zeigte zum Eingang des Baumstumpfes. Nun sahen es auch die anderen. Jason ließ von Porthos ab. Porthos spuckte aus.

»Verdammte Scheiße«, sagte er.

Durch den Eingang schickte der Mond einen langen silbrigen Streifen in den Innenraum. Gegen das Licht zeichnete sich etwas ab, das auf den ersten Blick wirkte wie ein Baum. Dann bewegte es sich. Ein weiterer Schatten tauchte auf und noch einer. Wie Beine einer gewaltigen Insekts tasteten sich die Schatten voran. Es quietschte und knarrte, als verböge jemand große Metallplatten. Das Geräusch schickte ihnen einen kalten Schauer über den Rücken. Dann schob sich der Rumpf vor den Mond, eine Tonne aus Metall, die sie fratzenhaft anstarrte.

Mittlerweile hatten auch die Kamele das Monster bemerkt und blökten unruhig. Sie rissen an den Pflöcken, an denen sie festgebunden waren. Diana befreite die Tiere und sie liefen ziellos umher. Überall waren Wände. Der einzige Eingang wurde vom Eisenofen blockiert.

»Könnten wir nicht hinüber klettern?«, fragte Diana.

»Unmöglich«, sagte Porthos mit Blick auf den alten Athos und einige andere. »Wir müssen zusehen, dass wir dieses Biest ablenken und dann unser Glück durch den Eingang versuchen. Das ist unsere einzige Hoffnung.«

Sahri stand zwischen den anderen und dem Eisenofen. Er war schuld. Wie erstarrt stand er da, während das Monster sich durch den Eingang drückte. Er wünschte sich in seine Schreibstube zurück, mit seinem langweiligen, aber überschaubaren Alltag. Auch wenn er oft mit seiner Mutter gestritten hatte: In diesem Moment wünschte er, nur noch einmal mit ihr sprechen zu können. Vielleicht würde sie ihm seine Fehler verzeihen. Sahri schloss die Augen und atmete durch. Er hatte eine Entscheidung zu treffen. Der Abgrund kam näher. Sahri schwankte, aber er fiel nicht.

Dann rannte er los. Er hörte noch die Rufe von Porthos und den anderen, aber er verstand ihre Worte nicht mehr. In diesem Moment war er so konzentriert wie sonst nur, wenn er sich ganz in ein Buch versenkte. Alles andere um ihn herum wurde unwichtig. Es galt, seine Freunde zu beschützen – und das Unrecht wieder gut zu machen.

»He, du Ungetüm!«, rief Sahri. »Sieh mich an! Ich bin es doch, den du willst, nicht wahr?«

Der Ofen verdrehte sich, als würde er Sahri von oben herab anschauen. Die eisernen Beine tasteten im Wüstensand. Sahri wich ihnen aus.

»Hier bin ich!«, rief Sahri und rannte um das Monster herum. Es krabbelte hierhin und dorthin. Die Ofentür klappte auf. Sahri duckte sich weg, als der Ofen heruntersauste, um ihn in sich aufzunehmen. Er rannte weiter, hinaus aus dem Baumstumpf. Der Eisenofen folgte ihm. Zuerst sah es aus, als würde das Monster zurück bleiben. Sahri warf immer wieder einen Blick nach hinten, um sich zu vergewissern, dass der Ofen nicht zum Baum zurückkehrte.

Der Weg ging steil bergauf. Sahri hörte das Knirschen näher kommen – zu nah für seinen Geschmack. War es sein Schicksal, hier in der Wüste zu sterben? Gab es so etwas wie Schicksal überhaupt?

Seine Lunge und Beine brannten. Immer wieder rutschte er auf dem Sand aus. Er wollte die Tasche abwerfen. Aber was hätte das genutzt? So oder so: Der Eisenofen würde ihn bald eingeholt haben. Es gab kein Entrinnen. Er hatte das Monster erschaffen und nun musste er sich ihm stellen. Das Knirschen drang ihm durch Mark und Bein. Er konnte keinen klaren Gedanken mehr fassen. Der Ofen stampfte und stampfte und stampfte. Sahri ging die Luft aus.

»Dann soll er mich holen«, hauchte er.

Der Lärm schwoll an. Jetzt musste der Ofen direkt über ihm sein. So geht es zu Ende, dachte er und fiel hin.

Auf einmal wurde es still. Wie eine lautlose Explosion breitete sich Stille aus. Sahri lag flach auf dem Bauch und schmeckte Sand. Mit letzter Kraft drehte er sich um. Der Eisenofen war verschwunden. Über ihm war nur der schwarzblaue Nachthimmel, der sich allmählich aufhellte. Sahri sah all die Sternbilder, die er bereits von Raqedu aus beobachtet hatte.

»Eines Tages kehren wir zu den Sternen zurück«, flüsterte er. »Aber nicht heute.«

Sahri wusste nicht, wie lange er dort gelegen hatte. Nichts war zu hören außer dem feinen Rieseln des Sandes, der vom Wind über die Dünen geweht wurde. Sahris Hand entdeckte die Tasche, die er sich vor seiner Flucht umgehängt hatte. Neugierig setzte er sich auf. Weit und breit war nichts Besonderes zu sehen, nicht einmal der riesige Baumstumpf.

Der Trinkschlauch war etwa zur Hälfte gefüllt. Außerdem fand Sahri in der Tasche etwas Zwieback und – zu seiner großen Verwunderung – zwei Exemplare der Runenborken, sowie einige Pergamente mit Aufzeichnungen über die Sternrunen. Auch eine Karte war darin, die den Weg der Expedition vom Bahari-See über Bohola bis zum Mutterbaum anzeigte. Diese Tasche musste Athos gehört haben.

Sahri dachte über die anderen nach. Er hoffte, dass sie den Angriff überlebt hatten. Wenn nicht, war er nun der Einzige, der von der Entdeckung wusste. Mehr noch als das Wasser erschienen ihm die Sternrunen als Schatz. Die Sonne schaute warm über den Horizont. Sahri raffte sich auf und ging ihr entgegen. Wenn er sich Richtung Osten hielt, musste er nach Fecundo gelangen. Womöglich würde er ein Boot finden, das ihn nach Raqedu brachte. Sahri lenkte seine ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gedanken. Er wollte endlich wieder zurück nach Hause.

Kapitel 14: Der Alte

Der Alte sah hinaus auf den See, in dessen Wasser sich der blaue Himmel spiegelte. Es war ein wundervoller Tag, beinahe der richtige. Er hielt die Schatulle wie ein Kind im Arm und lächelte dankbar. Es hatte so manche dunkle Stunde gegeben, in der er mit seinem Schicksal gehadert hatte. Mal trieb ihn die Rastlosigkeit, mal drohte er, sich in der Langeweile zu verlieren – eine Langeweile, die kein Mensch vor ihm je erleben musste. Er hatte alle Wogen überstanden. Er war am Ende seiner Zeit angekommen. Doch nein, es war noch nicht an der Zeit, das Magisterium dem See zu übergeben. Diese Aufgabe sollte ein anderer erledigen. Der Alte seufzte und richtete seinen Blick Richtung Westen auf den Horizont.

Immer wieder verschwamm die Welt vor Sahris Augen. Er kämpfte den Schwindel herunter. Vor zwei Tagen hatte er den letzten Tropfen Wasser aus dem Trinkschlauch gepresst. Er war versucht, die Tasche mit allen Gegenständen einfach im Sand liegen zu lassen. Der Riemen rieb seine Schulter auf. Die Haut im Gesicht war verbrannt. Er hatte keine Ahnung, wie weit der Latru noch entfernt war. Da sah er ein Glitzern in der Ferne.

Sahri kannte die Trugbilder. Er hatte davon gelesen, damals in der Großen Bibliothek von Raqedu. Vor allem in der Mittagshitze flirrte die Luft in der Wüste oft so stark, dass es von weitem aussah wie Wasser. So manche Reisende waren schon irre gegangen und hatten nichts als trockenen Wüstensand gefunden.

Doch je näher Sahri kam, desto mehr drängte sich ihm der Eindruck auf, dass er wirklich einem See entgegen ging. Er beschimpfte in Gedanken die Fratze. Seit dem Vorfall mit dem Eisenofen hatte sie sich nicht mehr gemeldet. Aber Sahri wusste, dass sie da war. Sie lauerte nur auf einen Moment der Unachtsamkeit. Er bemühte sich, möglichst nichts zu denken. Das fiel nicht schwer, denn sein Kopf fühlte sich an, als sei er mit Stroh gefüllt. Nicht zum ersten Mal glaubte er, dies sei das Ende. Doch er wusste es besser. Sein Leben hatte ihn gelehrt, dass es immer weiter ging. Er schleppte sich vorwärts, den Blick gesenkt.

Als er aufsah, lag dort wirklich ein See vor ihm. Ungläubig näherte sich Sahri. Er spürte seine spröden Lippen und das Brennen im Hals deutlicher als zuvor. Endlich Wasser! Hätte er die Kraft dazu gehabt, wäre er gerannt. Plötzlich hielt er inne. Er war nicht allein.

Am Ufer des Sees, einen Steinwurf entfernt, stand ein alter Mann. Er war knochendürr und nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Ein langer Bart hing ihm bis zum Bauchnabel. Die freundlichen Augen lagen tief in ihren Höhlen. Das Alter dieses Greises konnte Sahri nicht schätzen. Das war der älteste Mensch, den er jemals gesehen hatte. Zugleich strahlte er eine jugendliche Neugier aus und der sehnige Körper schien vor Kraft nur so zu strotzen.

»Du kommst spät«, rief der Alte.

Sahri runzelte unweigerlich die Stirn. Er versuchte zu antworten, aber er bekam kein Wort heraus. Der Alte schlenderte ihm entgegen.

»Trink erstmal. Wir werden noch genug Gelegenheit haben, miteinander zu plaudern«, sagte er.

Unsicher trat Sahri an das Ufer. Mit einem Auge hielt er den Alten im Blick, während er Wasser mit der Hand schöpfte. Der erste Schluck schmeckte süß wie Honig. Beim zweiten spürte Sahri bereits, wie die Lebensgeister in seinen Körper zurück kehrten. Bald war sein Durst fürs Erste gestillt. Misstrauisch sah er den Alten an, der in einigem Abstand geduldig abgewartet hatte.

»Wer seid Ihr?«, fragte er ihn.

»Ha, was für eine vorzügliche Frage!« Der Alte lachte. »Wirklich vorzüglich.«

»Habt Ihr auch eine Antwort für mich?«

»Mehr als eine. Aber die würdest du mir eh nicht glauben, Sahri aus Raqedu.«

»Ihr kennt mich?«

»Ich habe dich erwartet. Eigentlich schon vor einer Stunde. Aber ich kanns dir nicht verübeln nach der Geschichte mit dem Ofen. Eieiei, das hätte mich auch ein bisschen aus der Bahn geworfen.«

»Wer seid Ihr? Woher wisst Ihr das alles?«

Der Alte seufzte. Er trat etwas näher und schaute Sahri fest in die Augen. »Ja, das Feuer der Ungeduld. Ich sehe, es lodert in dir. Willst immer alles wissen, Sahri. Willst es hiermit ergründen.« Er tippte Sahri mit einem knochigen Finger gegen die Stirn. »Aber Köpfe haben keinen Zutritt zur Wahrheit.«

»Ich finde es nur gerechtfertigt, dass ich Euren Namen erfahre, wenn ihr meinen kennt.«

»Nun gut. Ich heiße Rojavin.«

»Etwa Rojavin Kartiyan?«

»Ich sagte doch, du würdest mir nicht glauben.«

Sahri betrachtete den alten Kauz, der ihn unverhohlen angrinste. Rojavin hatte vor hunderten von Jahren gelebt. Zwar gab es Gerüchte um eine schwarze Rose, aus der das Elixier der Unsterblichkeit gewonnen werden konnte – aber in allen Schriften wurde das als Humbug abgetan. Rojavin war der Einzige gewesen, der von dieser Möglichkeit geschrieben hatte. Es gab Kommentare, dass er damit nur sein Buch über Pflanzen bekannt machen wollte. War der Mann, der nun vor Sahri stand, ein Schwindler? Oder war dies tatsächlich der große Magier?

»Wenn Ihr wirklich Rojavin wärt«, begann Sahri. »Dann hättet Ihr in dieser Wüste nicht überlebt. Es gab eine ganze Reihe von Magiern, die –«

»Papperlapapp! Was kümmern mich die anderen Magier? Sie sind in die Wüste gegangen, um etwas zu bekommen. Ich kam hierher, um etwas zu verlieren. Aber lass uns darüber später reden. Du siehst aus, als könntest du was zu essen vertragen.«

Sahri musste zugeben, dass er hungrig war. Also folgte er dem Alten. Während sie am See entlang gingen, schwiegen sie. Sahri hätte gern die ein oder andere Frage gestellt. Doch er merkte, wie schwach er war.

Der Alte führte ihn einen Felsen hinauf. Es duftete bereits nach frischen Kräutern. Schließlich betraten sie eine geräumige Höhle. Sie war karg eingerichtet. Es gab eine Feuerstelle, über der ein Kessel hing, sowie eine Schilfmatte, die dem Alten vermutlich als Schlafplatz diente. Außerdem lag eine kleine, kunstvoll verzierte Schatulle auf dem Boden. Ansonsten war der Raum vollkommen leer.

»Su'adi Gajara«, sagte der Alte, während er eine Tonschale hinter dem Kessel hervorholte und mit einer hölzernen Kelle Suppe aus dem Topf schöpfte. »Bin froh, dass das Zeug hier wächst. Gibt Kraft und schmeckt ganz annehmbar.«

Sahri nahm die Schale entgegen. Es roch so köstlich, dass er sich gleich darüber hermachen wollte.

»Esst Ihr nicht?«, fragte er.

»Selten«, sagte der Alte. Er deutete auf die Schale. »Nur zu. Wenn ich dich hätte töten wollen, hätte ich das mit weniger Mühe erreicht.«

Die Suppe schmeckte köstlich. Während er aß, schaute Sahri immer wieder zu dem Alten hinüber. Der stand irgendwann auf und stellte sich vor eine Höhlenwand, ohne etwas zu sagen. Dort verharrte er noch einige Zeit, nachdem Sahri die Schale bereits leer geschlürft hatte.

»Ha!«, rief der Alte schließlich aus. Er drehte sich um und grinste Sahri an. »Und was hast du nun vor?«

»Ich will zum Latru und von dort aus nach Raqedu aufbrechen.«

»Du kannst in drei Tagen am Fluss sein. Geh nur.«

Sahri zögerte. Er schaute auf die leere Schale vor ihm und wieder auf den Alten.

»Seid Ihr wirklich Rojavin?«

»Gute Frage. Bist du wirklich Sahri?«

Sahri überlegte. »Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Als ich aufgebrochen bin, trug ich diesen Namen. Seither hat sich einiges verändert.«

»Namen sind wie Mäntel«, sagte der Alte. »Wir tragen sie eine Zeit lang. Aber was wir wirklich sind, liegt darunter.«

Sahri betrachtete seine Hände, als sähe er sie zum ersten Mal.

Der Alte packte blitzschnell zu. Sahris Hände schienen in einem Schraubstock zu stecken. »Würde ich sie dir abschlagen«, sagte der Alte ruhig. »Wärst du dann weniger Sahri?«

Sahri versuchte, sich loszureißen. Panik stieg in ihm auf.

»Lasst mich los!«, rief er.

Schließlich gab der Alte ihn frei. Sahri stolperte nach hinten, völlig außer Atem. Seine Handgelenke schmerzten.

»Der arme Karbuki«, sagte der Alte und seufzte. »War schon zu schwach, um dir etwas beizubringen. Und du warst zu stur, um die Lektionen zu begreifen.«

»Woher wisst Ihr das alles?« Sahri hielt den Alten im Blick.

»Ich habe meine Lektionen fleißig gelernt. Nicht die aus Büchern. Bücher sind Dreck.«

»Aber wenn Ihr wirklich Rojavin Kartiyan seid, habt Ihr doch selbst zahlreiche Bücher verfasst.«

»Alles Dreck, sage ich!« Der Alte schaute finster drein. Dann lächelte er. »Außer *Kalo Golapa*. Das mochte ich eigentlich ganz gern.«

Sahri konnte sich keinen Reim auf diesen alten Kautz machen. Am liebsten wäre er sofort weiter gezogen. Aber er fühlte sich noch schwach und brauchte etwas Zeit, um sich auszuruhen. Außerdem faszinierte ihn dieser Kerl trotz allem. Was, wenn dies wirklich Rojavin Kartiyan war?

»Ruh dich aus«, sagte der Alte. »Du hast einiges hinter dir – und vor dir. Du kannst meine Schlafmatte haben, wenn du willst.«

Sahri nahm das Angebot dankend an. Er legte sich hin und dachte noch darüber nach, wo der Alte schlafen würde. Dann fielen ihm die Augen zu.

Am nächsten Morgen erwachte Sahri aus einem Alptraum. Wieder hatte er die Fratze gesehen. Er schüttelte die Bilder ab. Dann kamen allmählich die Erinnerungen vom Vortag zurück. Draußen vor der Höhle hörte er einen seltsamen Singsang.

Sahri überprüfte seine Tasche. Die Runenborken waren noch darin. Sie erinnerten ihn schmerzlich an seine Gefährten. Er hatte sie verraten, hatte sie dem Eisenofen ausgeliefert. Rasch verschloss er die Tasche wieder und ging vor die Höhle. Die Sonne heizte die Luft bereits auf. Vom See her wehte eine angenehme Brise.

Der Alte sprang am Ufer hin und her, völlig nackt. Er sang ein Lied ohne Sinn, bewarf sich selbst mit Staub und tauchte schließlich ins Wasser. Als er auftauchte, schüttelte er sich wie ein Hund und grinste von Ohr zu Ohr.

»Kauzel, mein Freund!«, rief er. »Was für ein wundervoller Morgen.«

»Ich heiße Sahri.«

Sahri nahm sich die Tasche und stieg vom Felsen hinab. Er bemühte sich, den Alten nicht anzustarren.

»Sahri, Sedjet, Kauzel – was macht das für einen Unterschied?« Der Alte zwinkerte.

»Ich breche auf«, sagte Sahri. »Danke für Eure Gastfreundschaft.«

Der Alte packte Sahri bei den Schultern. »Diese Entschlossenheit! Bist du dir sicher, dass du noch Sahri bist? Hast dich ganz schön verändert, seit du aus Raqedu geflohen bist.«

Sahri riss sich los. »Hört mir zu, wer auch immer Ihr seid! Ich weiß nicht, woher Ihr mich kennt. Ihr mögt meine Gedanken lesen können. Vielleicht seid Ihr auch ein Betrüger oder womöglich nur eine Einbildung meines Geistes. Aber ich werde Euch verlassen. Ich muss nach Hause.«

»Ah, zuhause.« Der Alte schloss die Augen und atmete tief durch. »Wo warst du jemals zuhause, Sahri von Raqedu?«

»Ich –« Sahri stockte.

Er dachte an den Leuchtturm, die Bibliothek, das Haus seiner Eltern. Seit sein Vater fort war, hatte er ständig im Streit mit seiner Mutter gelebt. Anfangs noch hatte er sie beschützen wollen. Er war Schreiber geworden, um Geld nach Hause zu bringen. Aber wirklich wohl hatte er sich bei ihr gefühlt. Dann dachte er an Bazara. Ihm wurde übel.

Der Alte pikste ihn mit einem Finger in die Brust.

»Bist niemals hier, Kauzel. Bist immer mit den Gedanken woanders. Kein Wunder, dass aus dir kein richtiger Magier wird.«

»Was wisst Ihr schon davon?«

Sahri überraschte die Bitterkeit in seiner eigenen Stimme. Wenn er ehrlich zu sich war, hatte er die Magie niemals aufgegeben. Er sah nur keine Möglichkeit, wie er sie erlernen konnte. Selbst nach so vielen Jahren in Karbukis Turm war er zu nichts in der Lage.

»Wissen?« Der Alte schaute zum Himmel auf. »Ich weiß gar nichts. Doch sag mal, Kauzel: Was weißt *du* über die Magie? Wieviele Bücher hast du darüber gelesen?«

Sahri legte den Kopf schief. »Es müssen an die sechzig oder siebzig Bücher gewesen sein.«

»Beeindruckend. Wieviele von diesen Büchern haben dir gesagt, was Magie wirklich ist? Wie sie funktioniert?«

Das war eine seltsame Frage. Ging es nicht in jedem dieser Bücher genau darum? Doch Sahri merkte, dass die meisten Bücher sich über den Kern der Magie ausschwiegen. Es ging um Übungen, um Regeln zur Magienutzung und auch um die Geschichte der Magie. Was die Magie selbst anging, beschränkten sich die meisten Autoren jedoch auf Andeutungen, ja sogar poetische Beschreibungen voller Metaphern. Daraus war Sahri aber nie schlau geworden.

»Du siehst«, sagte der Alte. »Magie kannst du nicht wissen. Dein Kopf kann dir den Weg dahin deuten. Du musst ihn aber selbst gehen.«

Sahri stand mit der Tasche über der Schulter unschlüssig da. Nur wenige Tagesreisen trennten ihn von der Zivilisation. Er hoffte zumindest, dass die Menschen in Fecundo nach den Magischen Kriegen überlebt hatten und ihm ein Boot zur Verfügung stellen würden. Ihm gegenüber stand dieser seltsame alte Kauz, der allem Anschein nach verrückt war. Jedoch schien er auch einiges zu wissen, was Sahris Weg anging. Was würde es schon schaden, ihm ein wenig zuzuhören? Sahri konnte genauso gut am nächsten Tag aufbrechen.

Zunächst wusch sich Sahri im See den Staub der letzten Wochen ab. Der Alte machte keine Anstalten, ihm Privatsphäre zu gönnen. Er hockte sich ans Ufer und hielt ihm einen Vortrag darüber, wie dumm es doch sei, alles aus Büchern lernen zu wollen.

»Wollt Ihr damit sagen, ich sei dumm?«, fragte Sahri gekränkt.

»Fühlst du dich denn angesprochen, Kauzel?« Der Alte zwinkerte ihm an.

»Mein Name ist Sahri!«

»Oh, da ist deine Wut. Feurig, unbändig. Und das nur aufgrund eines kleinen Wortes. Zwei Silben: Sah-ri. Kau-zel. Wo ist der Unterschied?«

»Für mich macht es einen Unterschied. Diesen Namen haben meine Eltern mir gegeben. Er – er erinnert mich an mein Zuhause.«

»Und doch hast du ihn selbst lange Zeit verleugnet.«

»Ich hatte keine andere Wahl. Die Amudani haben mich verfolgt.«

Sahri stieg aus dem Wasser und bedeckte sich mit seiner Kleidung.

»Du siehst also, dass du deinen Namen ablegen kannst wie einen Kaftan. Du kannst ihn benutzen, um dich vor den Blicken anderer zu verstecken – oder damit die Menschen dich ansehen. Seht her! Ich bin Sahri, der große Gelehrte!«

»So sehe ich mich nicht. So sieht mich niemand.«

»Du klingst enttäuscht darüber.«

»Ich –« Sahri schluckte. Dieses Gespräch wurde ihm allmählich zu persönlich.

Der Alte blickte hinaus auf den See.

»Ist es nicht erstaunlich? Du machst soviel Aufhebens um Namen. Dabei hast du mich noch nie bei meinem Namen genannt.«

»Wer sagt mir denn, dass Ihr wirklich Rojavin seid? In dem Fall wärt Ihr über vierhundert Jahre alt.«

»Rechnen kannst du jedenfalls«, meinte der Alte. »Aber es mangelt dir an Vorstellungskraft. Hast du wirklich all diese Bücher über Magie gelesen und stellst jetzt solche dummen Fragen?«

»Ich verstehe eben nicht, wie es funktionieren soll. In *Kalo Golapa* schreibt Rojavin – schreibt Ihr – von der Schwarzen Rose, die die Essenz der Unsterblichkeit enthalten soll. Doch wie soll eine einzige Pflanze Krankheit und Tod aufhalten? Ich kenne durchaus Rezepte gegen Fieber, Entzündungen und die Ruhr. Doch allein beim Fieber gibt es zahlreiche Möglichkeiten, die nicht in allen Fällen helfen. Wie also, frage ich Euch, soll eine einzelne Rose gegen alles bestehen? Das ist doch Scharlatanerie!«

Der Alte lachte herzhaft. »Du willst Beweise? Hier sitzt einer vor dir! Aber du siehst ihn nicht, weil dein Verstand dich daran hindert. Du willst Recht behalten. Nur zu. Ich streite nicht mit dir, Sahri. Bleibe bei dem, was du glaubst und du wirst der bleiben, der du bist.«

Damit stand der Alte auf und ging ohne ein weiteres Wort. Sahri sah ihm hinterher, wie er am Ufer des Sees entlang spazierte.

Die Tage am See waren lang. Manchmal saß Sahri über Stunden am See und betrachtete sein Spiegelbild im klaren Wasser. Er war älter geworden, seit er sich das letzte Mal selbst gesehen hatte. Sein Gesicht sah eingefallen aus, bedeckt von struppigen Haaren. Wenn er sich nicht rasierte, würde er bald einen Bart wie dieser angebliche Rojavin tragen.

Allein der Gedanke, dass dieser Alte wirklich der große Meister sein konnte, hielt Sahri am See. Wenn er nicht von ihm lernen würde, wie Magie funktionierte, dann würde es ihm niemand beibringen können. Doch nach den Gesprächen am ersten Tag schwieg der Alte die meiste Zeit. Er ging viel spazieren oder saß auf dem Felsen und starrte in die Ferne. Hin und wieder tanzte er auch wie verrückt am See, bewarf sich mit Dreck und sprach wirres Zeug. Wenn es Rojavin war: War er über all die Jahre verrückt geworden?

Sahri beschloss, die Praxis der Versenkung wieder aufzunehmen. Es war Karbukis erste wirkliche Lektion gewesen. Auch die Bücher erzählten davon, dass die großen Magier die Versenkung praktizierten. Leider hatte Sahri auch dort keine konkreten Hinweise darauf gefunden, was die Versenkung nun sein sollte. Wie bei der Magie machten die Schriften nur Andeutungen oder verloren sich in albernen, romantischen Bildern. Also tat Sahri, was er bisher auch getan hatte: Er setzte sich an eine Stelle, schloss die Augen und tauchte ab in seine Gedanken.

Auf einmal brach ein Höllenlärm los. Direkt neben ihm schepperte es so laut, dass Sahri zur Seite fiel. Er hielt die Hände schützend über sich und erwartete, dass er gleich von einer Steinlawine oder schlimmerem überrollt würde.

Als er aufblickte, sah er Rojavin, der grinsend über ihm stand. Er trug den Kessel in der Hand und droch mit einer Kelle darauf ein wie ein Verrückter.

»Ha!«, rief der Alte aus und tänzelte fort, noch bevor Sahri etwas sagen konnte.

Ein anderes Mal stellte sich Rojavin hinter Sahri und zischte ihm ins Ohr. Den Tag darauf machte er Schmatzgeräusche. Irgendwann wurde es Sahri zu bunt. Er sprang auf und ballte die Fäuste.

»Wie soll ich mich konzentrieren, wenn Ihr hier einen solchen Lärm veranstaltet?«

»Worauf konzentrieren?«, fragte Rojavin.

»Auf meine Gedanken. Ich versuche gerade, die Magie zu ergründen.«

»Und wie weit bist du gekommen?«

»Ich wäre viel weiter, wenn Ihr mich nicht ständig ablenken würdet.«

»Ablenken?« Der Alte lachte. »So interessant können deine Gedanken nicht sein, wenn du dich von meinen Banalitäten ablenken lässt.«

Sahri zitterte vor Wut. Dennoch musste er sich eingestehen, dass der Alte Recht hatte.

»Es stimmt«, gestand Sahri ein. »Aber was bleibt mir übrig, wenn Ihr es mich nicht lehrt?«

»Oh, ich lehre dich bereits«, meinte Rojavin eingeschnappt. »Aber du hörst nicht hin.«

»Meint Ihr diesen Quatsch, den Ihr von Euch gebt, wenn ihr nackt herumtanzt? Diese Worte sind die einzigen, die ich in den letzten Tagen von Euch hörte. Und doch ergeben sie keinen Sinn.«

»Natürlich nicht.« Rojavin grinste. »Das ist Teil der Lektion.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ein guter Anfang. Du hast einen scharfen Verstand, Sahri. Aber der Rest von dir ist – wie soll ich sagen?«

Unter Rojavins Blick wurde Sahri bewusst, wie ausgemergelt er aussehen musste. Irgendwo war er immer noch der schwächliche Junge, der damals in die Schreibstube gekommen war, unbeachtet von allen anderen.

»Du glaubst, du wärst schon bereit«, sagte der Alte. »Doch das bist du nicht.«

»Wenn nicht jetzt, wann dann? Ihr wisst doch so vieles. Sagt mir, wie ich die Magie beherrschen lerne!«

»Ja, ich weiß vieles. Dinge, die vergangen sind, Dinge, die sein werden und einiges dazwischen. Aber woher soll ich wissen, was davon wirklich ist? Es gibt viele Wege für dich. Ich kann dir nur ein Wegweiser sein. Gehen musst du allein.«

»Ich bin bereit!«

»Bist du nicht.« Rojavins Stimme wurde hart. »Du bist ein kleiner Junge, gefangen im Körper eines Mannes. Mehr oder weniger. Du bist dumm, wenn du glaubst, du wärst bereit.«
Mit diesen Worten ließ der Alte ihn stehen und ging eine Runde um den See.

Sahri hatte die Tasche gepackt und den Wasserschlauch aufgefüllt. Die Reise nach Fecundo würde noch einmal hart werden, ganz zu schweigen von der Fahrt über den Latru. Aber er hielt es nicht länger aus, die Scherze des Alten zu ertragen.

»Du gehst?«, fragte Rojavin.

»Hier gibt es nichts mehr für mich zu lernen.«

Sahri schulterte die Tasche und ging Richtung Höhlenausgang.

»Lernen kannst du an jedem Ort.«, sagte Rojavin. »Glaubst du wirklich, du brauchst eine Bibliothek dafür?«

»In dieser Wüste gibt es rein gar nichts, von dem ich lernen könnte.«

Sahri kniff die Augen zu, um die Tränen der Wut zurück zu halten.

»Ja, das sehe ich ein.«

Rojavin pulte sich etwas Dreck aus den Fingernägeln.

»Vielleicht habe ich dich unterschätzt. Schließlich hast du nur drei Tage gebraucht, um alles von dieser Oase zu erfassen. Das ist mir in dreihundert Jahren nicht gelungen. Vielleicht willst du noch einen Moment bleiben und *mich* belehren?«

»Ihr müsst Euch doch auch schon sattgesehen haben.«

Rojavin stand auf und stellte sich zu Sahri in den Höhleneingang. Draußen glitzerte das Wasser im Sonnenlicht.

»Anfangs ja«, sagte der Alte. »Aber ich bin hierher gekommen, um Antworten zu finden – Antworten, die ich draußen in der weiten Welt nicht gefunden hatte.«

»Habt Ihr sie gefunden?«

Rojavin lachte.

»Oh ja. Diese Antworten führten zu weiteren Fragen. Und zu mehr Antworten. Schließlich habe ich erkannt, dass selbst das Nichts riesengroß ist und so erfüllt und so herrlich.«

Er streckte die Hand in den Wind.

»Jeden Tag entdecke ich diese Oase neu. Und auch mich selbst.«

»Das verstehe ich nicht«, meinte Sahri.

Rojavin tippte ihm gegen die Schläfe.

»Weil du immer noch hiermit denkst. Weil du nur im Blick hast, was du bekommen willst. Du wirst nie etwas Neues lernen, wenn du nicht bereit bist, etwas Neues zu erfahren.«

Sahri trat einen Schritt zur Seite und funkelte Rojavin an.

»Etwas Neues? Seit ich aus Raqedu fliehen musste, habe ich nur neue Dinge erfahren. Ich war in den Schattenlanden, habe Hunger und Durst überstanden. Ich habe in Cuttatas Drachenställen gekämpft, habe im Badehaus –« Er biss sich auf die Lippen. »Wie könnt Ihr behaupten, ich sei nicht bereit?«

»Weil du immer noch kämpfst.« Rojavin schaute ihn ernst an. »Du stehst dir selbst im Weg. Das Leben beschenkt dich mit Erfahrungen und du verschanzt dich hinter deinem Verstand. Du hast Angst, Sahri, Angst, dich hinzugeben. Deshalb wirst du niemals die Magie meistern.«

Rojavin ging hinunter zum See.

»Wartet!«, rief Sahri ihm hinterher. Der Alte setzte seinen Weg stur fort. Sahri ließ die Tasche auf den Boden gleiten und folgte ihm. Bald hatte er ihn eingeholt.

»Was muss ich tun?«, fragte Sahri.

Rojavin antwortete nicht, sondern ging gemächlich am See entlang, die Arme hinter dem Rücken verschränkt. Sahri trottete neben ihm her. Hin und wieder wagte er einen flüchtigen Blick zur Seite. Der Alte schenkte ihm keine Beachtung.

»Seid Ihr wütend auf mich?«, fragte Sahri und kam sich vor wie ein kleines Kind. Er erntete nur Schweigen.

Als sie nach über drei Stunden wieder an der Höhle ankamen, war Sahri völlig ausgelaugt. Sein Körper fühlte sich an, als sei er einmal quer durch die Große Wüste gerannt. Rojavin hingegen sprang fröhlich durch den Raum und setzte den Kessel auf, um etwas zu Essen zu kochen.

»Das meinte ich«, sagte der Alte mit einem Blick auf Sahri. »Du trägst dieses Loch in dir und willst, dass es dir jemand stopft. Wenn du nicht bekommst, was du willst, wird das Loch größer und größer. Wann erkennst du, dass alles, was du dort hineinwirfst, nur die Ränder weiter ausdehnt? Du kämpfst mit Schatten in deinem Geist. Und das laugt dich aus.«

Sahri schluckte. Der Abgrund tat sich vor ihm auf, dieser finstere Schlund. Irgendwo hallte das Lachen der Fratze in ihm.

»Woher wisst Ihr das alles?«, fragte Sahri.

Rojavin schnitt Wurzelgemüse in kleine Scheiben und gab sie in den dampfenden Kessel. »Du bist nicht der Einzige mit einem solchen Loch. Du weißt es nur nicht, weil du nie mit jemandem darüber gesprochen hast.«

Vor Sahris innerem Auge tauchte das Gesicht von Bazara auf. Sie hatte es auch gewusst.

»Kennt Ihr also ebenfalls dieses Loch? Diesen Abgrund?«

Rojavin setzte sich im Schneidersitz auf den Boden und legte die Hände auf die Oberschenkel.

»Du warst in den Schattenlanden, richtig? Hast die Magiertürme gesehen?«

Sahri bekam eine Gänsehaut, als er an das Heer der Schatten dachte.

»Das alles hatte sich angekündigt«, erzählte Rojavin weiter. »Es gab eine Zeit, da war die Magie wild und unbändig. Wir haben sie gezähmt, haben ihr hübsche Formen gegeben. Sicher hast du schon von der Himmelstadt Niut Pet gelesen?«

»Mir ist die ein oder andere Legende darüber bekannt.«

»Legenden!« Rojavin lachte vergnügt. »Sehen müsstest du sie, diese fliegende Insel. Zu siebt haben wir sie aus dem Berg Epala gehoben. Und das war nur eines der vielen Kunststücke, die wir vollbracht haben.«

Der Alte schaute lächelnd in die Ferne, als zögen Erinnerungen an ihm vorbei. Dann wurde er ernst.

»Die Menschen sind verführbar«, sagte er. »Es ist leicht, Idealen zu folgen, wenn man keine Macht besitzt. Doch sobald die Menschen begreifen, dass sie über andere herrschen können, regt sich die Finsternis in ihnen. Von einem hohen Turm kannst du tiefer stürzen als von einem Melkschemel. Also versuchen die Menschen, ihre Macht zu festigen. Nur wie soll das gehen, wenn andere es ebenfalls versuchen?«

Er leckte sich über die Lippen.

»Ich war einer der Mächtigsten von ihnen. So mächtig, dass fast alle anderen Namen heute vergessen sind. Welches Kind hört heutzutage nicht gern die Geschichten von Rojavin, dem großen Magier?«

Er lachte auf.

Sahri schaute auf den Alten, als sähe er ihn zum ersten Mal. Er schien nur aus Haut und Knochen zu bestehen. Der Bart hing ihm zottelig über der schmalen Brust. Und doch strahlte dieser Mann eine Würde und Größe aus, wie Sahri sie nur mit Königen verband – die glorreichen Könige der alten Zeit. In diesem Moment war aller Zweifel fortgewischt: Vor ihm saß wirklich der große Rojavin Kartiyan.

»Du kannst dir vorstellen«, fuhr Rojavin fort. »Wie sehr ich in Versuchung geriet. Niemand wagte es, sich mit mir anzulegen. Der Abgrund meldete sich in mir; ein tiefes Loch, das ich lange Zeit ignoriert hatte. Die Mashú sagen: Schickst du einen weißen Drachen los, läuft zugleich ein schwarzer in die andere Richtung. Ich ahnte, dass es zum Kampf um die Vorherrschaft der Magier kommen würde. Und ich hatte nicht übel Lust, als Sieger aus diesem Kampf hervorzugehen. Ich hätte es sicher gekonnt.«

Rojavin schloss die Augen.

»Zu dieser Zeit bin ich einem Geheimnis auf die Spur gekommen. Ich verschaffte mir einen Vorteil, den die anderen nicht hatten.«

»Ihr entdecktet die Schwarze Rose«, erriet Sahri.

Rojavin grinste.

»Oh ja. So kann man es wohl nennen. Ich löste eines der größten Rätsel der Menschheit. Doch ich war nicht erleichtert, im Gegenteil. Als ich das Elixier gewonnen hatte, überkam mich Furcht. Einer meiner engsten Freunde sprach mich darauf an. Ich konnte förmlich zusehen, wie er sich veränderte. Ich sah die Gier in seinen Augen – und erkannte mich selbst darin.«

Einige Momente lang war nichts zu hören außer dem Brodeln im Kessel.

Dann fuhr Rojavin fort: »Ich hätte sie allesamt vernichten können. Doch ich entschied mich fürs Exil. Einige sind mir in die Wüste gefolgt. Aber sie waren gierig nach Macht. Also sind sie an ihrer eigenen Magie erstickt.«

»Also habt Ihr Euch gegen den Abgrund entschieden?«

Rojavin blinzelte. »Wie kommst du denn darauf?«, fragte er verwundert. Er stand auf und rührte in dem Kessel. »Nein, ich bin mitten rein.«

Kapitel 15: Der Abgrund

Von da an folgte Sahri Rojavin auf Schritt und Tritt. Er beobachtete ihn, fragte ihn immer seltener nach der Magie. Rasch hatte er begriffen, dass der Magier seine Fragen nicht so beantwortete, wie er es gern gehabt hätte. Bald verstand er: Rojavin würde ihm kein Wissen vorkauen, so wie es die Meister vor ihm getan hatten. Sahri erinnerte sich zurück an die Lektionen von Thoth und auch von Karbuki. Diese Lehrer hatten ihn aus Büchern auswendig lernen lassen, hatten ihn immer und immer wieder die gleichen Übungen vorgesetzt.

Rojavin überraschte Sahri jeden Tag aufs Neue. Wenn sie um den See spazierten, blieb der Alte manchmal stehen, um einen Stein zu betrachten, der Sahri gar nicht aufgefallen war. Unter dem Blick des Meisters gewann dieser Stein an Bedeutung. Sahri erkannte seine schöne Form, das ungewöhnliche Muster – solange bis Rojavin ihn wieder zurücklegte. Allmählich schärfte sich auch Sahris Blick für die Besonderheit der einfachen Dinge. Er schaute, horchte, fühlte und schmeckte so intensiv, wie noch nie in seinem Leben.

Einzig die wilden Tänze des alten Magiers verstand er nicht. Wenn Rojavin sich entblößte, mit Dreck bewarf und wie ein Verrückter gestikuliert, wandte Sahri sich ab. Manchmal wagte er doch einen Blick und sah das ausgelassene Lächeln im Gesicht des Meisters, den alten Körper, der von Schweiß und Schlamm glänzte. Es widerte ihn an. Wie konnte sich ein Mensch nur so verhalten?

Eines Abends saßen sie beim Feuer zusammen. Rojavin schaute Sahri in die Augen. Dieser Blick schien alles zu durchdringen – noch stärker als damals bei Thoth. Sahri fühlte sich jedes Mal unangenehm nackt, wenn der Alte ihn so anschaute.

»Du kennst meine Geschichte«, sagte Rojavin.

»Ihr scheint meine auch zu kennen«, erwiderte Sahri.

»In der Welt gibt es Bücher und Bücher. Über mich findest du welche in der Bibliothek. Wenn ich etwas über dich wissen will, muss ich woanders nachschauen.«

»Ihr sprecht von der Akasha-Chronik.«

»Na, immerhin kennst du dich mit einigen Dingen aus.« Rojavin zwinkerte ihm zu. »Aber nach all den Jahren, die ich hier allein verbracht habe, wäre mir eine Geschichte doch recht.«

»Was für eine Geschichte?«

»Deine Geschichte, Sahri. Seit wir uns getroffen haben, hast du nicht ein Wort über dich erzählt.«

Sahri wandte den Blick ab.

»Viel gibt es nicht zu erzählen«, meinte er. »Außerdem ist Euch doch bereits alles bekannt.«

Rojavin lachte.

»Du bist ein Narr, wenn du mir soviel Macht gibst. Ich weiß eine Menge, aber längst nicht alles. Nein. Auch wenn ich einiges über dich weiß: Es würde mich freuen, es aus deinem Mund zu hören.«

Sahri seufzte. Er berichtete von seiner Ausbildung zum Schreiber, vom Abend, als die Amudani die Macht übernommen hatten, der Flucht durch die Schattenlande. Rojavin stützte sein Kinn auf eine Faust und gähnte herzhaft.

»Langweilig!«, rief er aus. »Du erzählst ja, als wärst du ein Stück Holz, das den Fluss hinunter treibt. Wobei wohl selbst da noch mehr Leben drin steckt.«

»Was meint Ihr? Ich berichte nur von den Dingen, die geschehen sind.«

»Du sprichst wie ein Beamter, der eine Liste durchgeht. Wo bist *du* in der Geschichte?«

Sahri schüttelte verwirrt den Kopf. »Es ist doch mein Leben, über das ich Euch erzählt habe. Wie soll ich nicht darin vorkommen?«

Rojavin seufzte. »Ich fürchte, du bist nur ein Zuschauer in deinem Leben.«

Sahri dachte darüber nach. Bald wurde ihm klar, dass Rojavin Recht hatte. Sein Leben war größtenteils an ihm vorbeigegangen. Die Entscheidungen hatten andere für ihn übernommen. Als er noch ein Kind war, hatte Thoth ihn als Lehrling in die Schreibstube geholt. Schmerzlich dachte er an Ananya, die er ohne ein Wort des Widerspruchs Entu überlassen hatte. Entu! Er hatte Sahri gezwungen, aus der Stadt zu fliehen. Eins

fürhte zum anderen. Immer war Sahri ein Spielball äußerer Kräfte gewesen – so wie ein Stück Treibholz auf dem Fluss.

In dieser Nacht tauchte die Fratze wieder auf.

»Hast du mich vermisst?«, fragte sie und grinste.

Sahri schloss die Augen. Er sah die Fratze trotzdem.

»Du kannst dich nicht verstecken«, flüsterte sie. »Ich bin in dir.«

»Ich verlange, dass du verschwindest!«, rief Sahri in die Dunkelheit.

Die Fratze verflog wie Rauch im Wind. Doch in der Ferne erklang noch das Echo ihres Lachens.

Sahri öffnete die Augen. Neben ihm saß Rojavin und sah ihn besorgt an.

»Habt Ihr –«, setzte Sahri an. »Ich meine: Könnt Ihr in meine Träume sehen?«

»Das war kein Traum«, sagte Rojavin. »Das war ein Tritt in den Hintern, dass du langsam mal herausfindest, wer du wirklich bist. Folge mir.«

Über allem lag noch die zarte Ruhe der frühen Morgenstunden. Das Schilf wogte im kühlen Wind. Die Sonne stieg gerade glutrot über den Horizont. Rojavin führte Sahri zu einer Stelle am Felsen, an der es nur so von Dornestrüpp wucherte.

»Was wollen wir hier?«, fragte Sahri.

»Wonach siehst denn aus?« Er drückte ihm eine Hacke in die Hand. »Du machst hier sauber.«

»Ihr meint, ich soll die Ranken entfernen?«

»Nein. Du entfernst die Ranken, die Wurzeln und dann gräbst du die ganze Erde um. Und zwar von hier bis hier.«

Er ging die Stelle ab. Sahri schaute sich alles an und schüttelte den Kopf. Er musste an die Drachenställe denken.

»Was hat das für einen Zweck?«, fragte er. »Wollt Ihr hier einen Garten anlegen? In diesem Bereich scheint kaum die Sonne. Seid Ihr sicher, dass –«

»Wenn du die Arbeit scheust, darfst du jederzeit gehen«, sagte Rojavin. »Ich kam die letzten drei Jahrhunderte auch ohne Handlanger zurecht.«

Sahri biss sich auf die Unterlippe.

»Du bist stolz«, sagte Rojavin. »Zwar hast du schon niedrigere Arbeiten verrichtet, aber nur weil du musstest. Ansonsten hältst du dich immer noch für den klügsten Schreiber südlich des Perlenmeers.«

Sahri wollte etwas entgegnen, merkte dann aber, dass es unpassend gewesen wäre. Er war erschrocken über seine Gedanken. Er schluckte die Worte herunter und machte sich an die Arbeit.

Das Gestrüpp war hartnäckig. Mehrere Male wurde Sahri von den Dornen zerstoßen und zerschnitten. Er legte alles zu einem Haufen zusammen. Die Hacke fuhr zunächst in die Ranken, später in den Boden. Nach einer Stunde war Sahri außer Puste. Seine Muskeln brannten am ganzen Körper. Seine Arme wollten ihm nicht mehr gehorchen.

Rojavin kam vorbei und setzte sich etwas abseits hin. Sahri atmete durch. Er dachte an die Fratze. Irgendetwas hatte der Alte mit ihm vor. Er durfte jetzt nicht aufgeben, durfte keine Schwäche zeigen. Also trieb er die Hacke wieder in die Erde. Schmerz durchfuhr seine Schultern und den Rücken. Sahri ignorierte ihn, so wie er damals schon den Geruch der Drachenställe zu ignorieren gelernt hatte. Einzig sein Wille trieb ihn an. In Gedanken teilte er das Feld in Quadrate ein und arbeitete eins ums andere ab. Er erstellte im Geist eine Karte von hartnäckigen Wurzeln und Stellen mit Felsbrocken, die er mit der Hand herausreißen musste.

Sehr bald taten ihm auch die Hände weh, geziert von zahlreichen Schwielen und Schrammen. Aus dem Augenwinkel beobachtete er Rojavin, der gemütlich da saß. Der Alte hätte ruhig mit anpacken können. So hätten sie die Arbeit sicher schneller fertig bekommen. Wieder kamen ihm hässliche Gedanken. Er hackte weiter.

Während er mühsam Furchen durch den Boden zog, kam er sich recht dämlich vor. Das war Bauernarbeit. Sahri gestand sich ein, dass er nur soviel davon verstand, wie er darüber gelesen hatte. Im Umgang mit den Werkzeugen war er nicht vertraut. Immer wieder, wenn die Hacke auf ein Steinchen stieß,

fluchte er innerlich. Das Blatt wurde stumpfer dadurch. Das wiederum machte es ihm nicht gerade leichter, den Rest seiner Arbeit zu erledigen. Doch wie schärfte man eine Hacke?

Allmählich merkte Sahri, dass seine Bücher ihn für eine solche Arbeit nicht vorbereitet hatten. Immer wieder war er den Tränen nahe. Und doch: Wer zwang ihn denn, so schwer zu schuften? Rojavin saß einfach nur da. Er hatte ihm nicht aufgetragen, in welcher Zeit er diese Aufgabe zu erledigen hatte. Wenn es denn nur eine Aufgabe war! Hatte der Alte ihn womöglich reingelegt und wollte nur sehen, wie weit Sahri gehen würde? Wollte er sehen, wie Sahri vor Anstrengung zusammenbrach? In diesem Moment stand Rojavin auf und kam auf ihn zu.

»Wer bist du?«, fragte er.

»Ich bin Sahri.« Sahri wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Blödsinn«, entgegnete Rojavin. »Wer bist du?«

»Mein Name ist Sahri. Nennt mich von mir aus auch Sedjet oder Kauzel.«

Er stützte sich auf die Acker und rang nach Atem. Dann kam ihm ein Gedanke.

»Ihr fragtet, wer ich bin. Und wenn mein Name austauschbar ist, kann ich nicht dieser Name sein.«

Rojavin lächelte. Schweigend bedeutete er Sahri, weiter zu sprechen.

Sahri roch den Gestank seines eigenen schwitzenden Körpers, spürte die Anstrengung in jedem Muskel.

»Bin ich vielleicht das hier? Dieser Leib, der aus Blut, Knochen, Fleisch und Haut besteht?«

»Bist du das?«, fragte Rojavin.

»Nein«, sagte Sahri. »Denn jetzt brennt und schwitzt mein Körper. Heute morgen hat er das nicht getan. Das führt mich zu der Annahme, dass all das flüchtig ist. Wenn ich das bin, bin ich in jedem Moment ein anderer.«

»Was bist du dann?«

»Ich –«

Sahri überlegte angestrengt. Er zog die Möglichkeit in Betracht, seine Gedanken könnten die Lösung sein oder seine Taten oder sein Beruf. Aber er fand nichts, woran er seine Person festmachen konnte.

»Schließ deine Augen«, sagte Rojavin.

Als es dunkel wurde, spürte Sahri sich viel deutlicher. Er roch den Schweiß, den er so verabscheute. Damals als Schreiber hatte er gelernt, auf die Menschen herab zu schauen, die harte Arbeit verrichten mussten. Nachdem er so viel erlebt hatte, war ihm der Gedanke fast peinlich. Doch er ließ sich nicht vertreiben.

»Wer bist du?«, hörte er Rojavins Stimme.

»Ich – ich weiß es nicht«, entgegnete Sahri.

»Wer bist du?«, fragte der Alte erneut.

Wut stieg in Sahri auf. Er wusste so viel, nur die Antwort auf diese einfache Frage nicht! Was fiel dem Alten ein, ihn so vorzuführen? Warum hatte er ihm diesen Zweifel eingegeben?

»Wer bist du?«

»Ich weiß es nicht!«, rief Sahri.

»Wer bist du?«

Der Abgrund gähnte wieder vor ihm wie ein Brunnenschacht. Die Finsternis drohte ihn zu verschlingen, noch drängender als bisher. Sahri stand am Rand und machte sich steif. Ein Wind zog an ihm, wollte ihn hinabreißen. Sahri wagte einen Blick hinunter. Dann begriff er: Dieser Abgrund war das Nichtwissen. Wenn er sprang, würde er den Pfad des klaren Denkens verlassen und – was finden? Die Magie? Den Tod?

Sahri schwankte. Kalte Angst ergriff ihn, Todesangst. Er wusste, dass er sich in der Finsternis verlieren würde. Dass er nicht mehr er selbst sein würde, wenn er hinabsprang.

»Wer bist du?«, fragte Rojavin.

Sahri riss sich vom Abgrund los und fiel nach hinten. Er stürzte auf die frisch umgegrabene Erde. Rojavins Blick war Sahri peinlich. Vermutlich hatte er etwas anderes von ihm erwartet. Doch niemals würde er in diesen Abgrund springen. Ohne ein Wort stand Sahri auf und stapfte eine Runde um den See.

Als er zurückkehrte, duftete es aus der Höhle nach Suppe. Rojavin rührte im Kessel. Er sah besorgt aus. Sahri konnte sich kaum mehr auf den Beinen halten und setzte sich etwas abseits von Rojavin. Er wagte es nicht, ihm in die Augen zu schauen.

Nach einer Weile fing der Alte an zu singen. Es war ein Lied in einer Sprache, die Sahri nicht verstand. Doch diesmal schien es kein Unsinn zu sein. Die Silben hatten eine beruhigende Wirkung. Der Sturm in Sahris Brust legte sich allmählich. Gerade wollten ihm die Augen zufallen, da reichte Rojavin ihm eine Schüssel Suppe.

»Die hast du dir verdient«, sagte der Alte und lächelte.

Sahri runzelte die Stirn.

»Ich habe immer noch nicht herausgefunden, wer ich bin.«

»Ist das wichtig?«, fragte Rojavin.

»Ihr sagtet, dass ich es müsste.«

»Seit wann gibst du etwas auf das Geschwätz eines verrückten alten Mannes?«

Rojavin zwinkerte ihm zu.

»Was gibst du überhaupt auf das, was andere dir sagen? Du hast deinen eigenen Kopf, machst dir eigene Gedanken. Manche führen dich in eine Sackgasse. Manche mögen eines Tages das Schicksal unserer Welt entscheiden. Vielleicht beißt dich morgen eine Schlange und du stirbst, ohne dass irgendjemand sich an dich erinnert. Was solls?«

Sahri schlürfte seine Suppe.

»Ich möchte aber, dass sich jemand an mich erinnert«, hörte er sich sagen.

Rojavin blickte ihn neugierig an.

»Damals in der Schreibstube war ich der Beste«, fuhr Sahri fort. »Ich kannte sämtliche Listen, kannte alle Schiffe im Hafen, wusste woher sie kamen, wohin sie fuhren und mit welcher Ladung. Doch außer Thoth hat es niemand bemerkt. Das war in Ordnung für mich. Die anderen waren mir nicht wichtig. Aber –«

Er machte eine Pause. Rojavin saß ruhig vor ihm und wartete, bis er bereit war, die Worte auszusprechen, die auf seiner Zunge lagen.

»Später habe ich Menschen getroffen«, sagte Sahri. »Menschen, die mich ernst nahmen. Sie erkannten mein Talent und ich wurde Teil ihrer Gruppe. Ich –«

Sahri spürte die Worte, die nach draußen drängten, hatte aber keine Gewalt über seine Zunge. Dunkel drohte der Abgrund in ihm. Hilflos rang er seine Hände.

»Es ist gut«, sagte Rojavin mit ruhiger Stimme.

»Nichts ist gut«, entgegnete Sahri. »Mir ist durchaus bewusst, dass ich so niemals die Magie meistern werde. Die Freiheit des Geistes, die in der *Gatan Jata* beschrieben wird –«

»Wirst du auch nicht mit deinem Geist erzwingen«, sagte Rojavin. »Wer hat dir den Floh ins Ohr gesetzt, du müsstest die Magie meistern?«

»Bin ich nicht ein Magier?«

»Du bist ein Narr, der gerne ein Magier wäre. Aber vor allem bist du ein Narr.«

Sahri fühlte sich, als hätte Rojavin ihm eine Ohrfeige verpasst. Seine Wangen glühten. Stocksteif saß er da, jede Muskelfaser gespannt. Doch er wusste nichts zu erwidern.

»Lass los«, sagte Rojavin.

»Ich kann nicht«, presste Sahri hervor. Sein Körper begann zu zittern.

»Lass los«, wiederholte der Alte. »Befreie dich von dieser Last.«

Sahri schüttelte den Kopf.

»Nun gut. Ich zwingen dich nicht. Es ist dein Weg.«

In dieser Nacht rannte Sahri so schnell er konnte. Die Fratze war ihm auf den Fersen. Sein ganzer Körper schmerzte vor Anstrengung. Sollte er sich einfach hingeben? Er war so müde, gegen dieses Monster zu kämpfen.

»So ist es gut«, sagte die Fratze. »Lass mich übernehmen. Du hast dir eine Pause verdient. Lass mich –«

»Genug!«, donnerte eine Stimme. Die Fratze blickte erschrocken und zog sich dann zurück.

Sahri erwachte. Rojavin saß neben seinem Schlaflager.

»Das ist eine ernste Sache«, sagte er.

»Könnt Ihr in meine Träume schauen?«, fragte Sahri.

»Nicht direkt. Aber ich kenne den Bagus und die Wesen, die dort hausen.«

Er fragte Sahri darüber aus, wann die Fratze das erste Mal aufgetaucht war. Sahri erzählte von dem magischen Buch und der Sphäre, über die er einen Dämon beschwören wollte.

»Einen Dämon? Ha!« Rojavin sprang auf und ging in der Höhle hin und her. »Du bist wirklich ein Narr.«

»Ich war nicht Herr meiner Sinne. Doch zu meinem Glück hat mich der Weiße Rat zuerst gefunden.«

Rojavin zog eine Augenbraue hoch und grinste schief. »Wie lange sagtest du warst du im Turm von Karbuki?«

»Es müssen etwa sieben Jahre gewesen sein.«

»Und an wieviel davon erinnerst du dich noch?«

Sahri schluckte.

»Ich verurteile dich nicht«, sagte Rojavin. »Ich werde dir helfen, wenn ich kann.«

Sahri folgte Rojavin hinaus bis hin zu der Stelle, an der Sahri am Vortag die Erde aufgewühlt hatte.

»Zieh deine Schuhe aus«, sagte Rojavin.

Sahri war noch etwas schlaftrunken. Zugleich steckte ihm die Anstrengung des Vortages in den Knochen. Die Erde fühlte sich feucht und kühl an unter seinen Füßen. Rojavin bedeutete ihm, die Augen zu schließen.

»Wenn du die Fratze loswerden willst, brauchst du eine gute Erinnerung«, sagte der Magier. »Etwas, wobei dein Herz aufgeht.«

Bilder tauchten auf: Bazara, Ananya, die Bibliothek. Gleich darauf sah Sahri, wie ihm das alles entrissen wurde. Bazara hatte nur mit ihm gespielt. Ananya hatte sich nie für ihn interessiert. Selbst die Bibliothek, sein einziger Zufluchtsort, gab es nicht mehr.

»Da gibt es nichts«, sagte Sahri. Er spürte einen knorrigen Finger auf der Brust und blickte Rojavin an.

»Lass die Augen zu«, sagte Rojavin. »Und atme hier rein.«

»Es funktioniert nicht.«

»Dummkopf!«

Eine Hand legte sich auf Sahris Brust, die andere zwischen seine Schulterblätter. Der Geruch von Rojavins Schweiß vermischte sich mit dem Duft der Erde. Während Sahri atmete, spürte er seinen Brustkorb deutlicher.

»So ist es gut«, sagte Rojavin. »Einfach atmen.«

Gedanken kreisten. Sahri sah die Ruine des Magierturms in Raqedu, sah Nachts Wohnung, die Schreibstube.

»Schau tiefer«, flüsterte Rojavin. »Geh noch weiter zurück.«

Da war auf einmal ein Muster. Schwarze und weiße Felder wechselten sich ab. Es war ein Spielbrett.

»Reise durch die Unterwelt«, murmelte Sahri.

Das Bild gewann an Kraft.

Als Kind hatte er sich immer ein solches Spiel gewünscht. Dann, eines Tages auf dem Markt, hatte er es zusammen mit seinem Vater Malam entdeckt. Dieser Halbrott von einem Mann überragte Sahri bei weitem. Auf dem Markt herrschte ein Geschubse und Gedränge.

»Nimmst du mich auf deine Schultern?«, fragte Sahri.

Von oben konnte er die Magier sehen, die ihn als Kind so begeistert hatten. Sahri wusste mittlerweile, dass sie nicht wirklich Magie gewirkt hatten. Es waren eher Kunststücke, Zaubertricks. Doch in diesem Moment erinnerte er sich an den kleinen Sahri, für den alles voller Magie steckte.

Deshalb glaubte er seinem Vater, als dieser ein Geldstück hinter seinem Ohr hervorzauberte, um das Spiel zu kaufen. Alles war so friedlich gewesen, so freundlich und aufregend.

»Dann – dann kamen diese Männer«, murmelte Sahri. »Sie haben eine Frau aus Yong'in als Magi beschimpft. Damals wusste ich es noch nicht. Aber es waren Amudani. Mein Vater konnte sie vertreiben. Er war groß und stark und ein angesehener Senator. Ich glaubte damals, er wäre unsterblich. Solange bis –«

Eine einsame Träne kullerte Sahri die Wange herunter. Darüber war er so überrascht, dass er vergaß weiter zu sprechen. Die Träne kitzelte seine Wange, rann an seinem Kinn herunter und tropfte in die aufgewühlte Erde. Sahri hatte den Eindruck, er würde das Glucksen eines tiefen Brunnens hören. Dann lächelte er.

»Ich danke dir, Rojavin.« Er öffnete die Augen.

Der Meister sah ihn zufrieden an.

»Du hast dir eine gute Erinnerung zurückgeholt«, sagte er. »Und den Samen gesät.«

»Welchen Samen meint Ihr?«

»Nun, die Fratze wird dadurch nicht sofort verschwinden. Aber du weißt jetzt ein Stück mehr, wer du bist. Es ist ein Anfang.« Rojavin grinste. »Außerdem wirst nicht nur du wachsen, sondern auch etwas Wunderbares in dieser Welt. Aber lass uns jetzt nicht davon reden.«

Sahri ging zum See und wusch sich. Als das Wasser langsam wieder klarer wurde, blickte er sich an. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er sein Gesicht vor Freude strahlen. Wenn Sahri in den letzten Jahren an seinen Vater gedacht hatte, kam ihm nur das Bild seiner aufgedunsenen Leiche vor Augen. Oder er dachte daran, dass Malam sein Versprechen nicht gehalten hatte, am Abend gemeinsam *Reise durch die Unterwelt* zu spielen. Als kleines Kind hatte er seinen Vater ganz anders gesehen. Und auch das war die Wahrheit.

»Es ist an der Zeit«, sagte Rojavin beim Abendessen.

»Wofür ist es Zeit?«, fragte Sahri.

»Ich werde dir deine letzte Lektion erteilen. Danach muss du alleine klar kommen.«

»Aber Meister Rojavin! Ich kann noch so viel von Euch lernen. Lasst mich noch ein wenig bleiben!«

»Du kannst bleiben, solange du willst. Doch ich werde gehen. Meine Zeit ist vorüber. Du wirst andere Meister finden, vor allem dort, wo du sie am wenigsten erwartest.«

Sahri schwieg. Lustlos rührte er in seiner Suppe.

»Du hast wohl geglaubt, ich würde dir alles über Magie beibringen. Schließlich bin ich der große Rojavin.« Der Alte schnalzte mit der Zunge. »Zumindest war ich das mal.«

»Aber Ihr wisst doch so vieles. Lehrt es mich! Ich werde ein fleißiger Schüler sein.«

»Fleißig bist du, keine Frage. Aber auch dumm.«

Sahri wollte etwas entgegnen, aber Rojavin ließ es nicht zu.

»Du kannst jedem Affen beibringen, ein Werkzeug zu benutzen. Wir Menschen bilden uns ein, dass wir schlauer sind, nur weil wir Bücher lesen können. Aber wenn du immer nur wiederholst, was andere vor dir gedacht haben, bist du nicht schlauer als ein Affe.«

»Ich verstehe, worauf Ihr hinaus wollt. Doch ist es nicht so, dass unser Wissen aufeinander aufbaut? Ideen werden stetig weiter entwickelt, auf der Grundlage dessen, was andere vor uns gedacht haben. Deshalb erscheint es mir sinnvoll, auch die alten Texte zu studieren.«

»Sicher, du kleiner Schlaumeier. Aber irgendwann musst du deinen eigenen Weg finden. Was bedeutet denn die Freiheit des Geistes?«

»Diesen Abschnitt in der *Gatan Jata* habe ich nie wirklich verstanden.«

Rojavin schaute Sahri nur an und nickte.

»Wollt Ihr es mir nicht erklären?« Sahri biss sich auf die Lippe. »Na gut. Ich sehe ein, dass ich es wohl selbst herausfinden muss. Wenn dies eure letzte Lektion war, dann danke ich Euch dafür.«

»Das war noch nicht die Lektion. Mir gings grad nur auf den Geist, wie du mich angesehen hast. So als wäre dein Leben vorbei, wenn ich dir nicht alles erzählt hätte, was ich weiß. In dem Fall hätten wir nochmal dreihundert Jahre hier verbringen können. Was für eine Verschwendung!« Der Alte streckte sich. »Ich bin müde. Lass uns schlafen gehen. Morgen beginnen wir mit deiner wirklich letzten Lektion.«

Am nächsten Tag zeigte Rojavin Sahri das Gedankenzimmer. Das war ein Ort, an den er sich jederzeit zurück ziehen konnte, wenn ihm die Welt draußen zu laut werden würde. Außerdem konnte er dafür sorgen, dass die Fratze nicht mit hinein kam.

»Mit 'ner Tür ist es leichter«, sagte Rojavin. »Aber der Höhleneingang sollte uns reichen.«

»Was muss ich tun?«, fragte Sahri.

»Geh hinein in die Höhle. Aber geh nicht wirklich hinein. Sage dir innerlich: Ich betrete jetzt mein Gedankenzimmer.«

»Wie soll ich das machen?«

»Denk nicht darüber nach. Mach es einfach.«

Sahri straffte die Schultern. Er spürte die Sonne im Rücken und die Kühle der Höhle vor ihm. Er dachte an die Worte. Dann machte er einen Schritt nach vorne – und stand in der Höhle. Verwundert blickte er sich zu Rojavin um.

»Bin ich jetzt im Gedankenzimmer?«

»Du bist in Gedanken, aber nicht im Gedankenzimmer.« Rojavin seufzte. »Probiers nochmal.«

Diesmal atmete Sahri tief durch und schloss die Augen. In seinem Geist tauchte die Fratze auf, flüsterte ihm zu, wie mächtig er als Magier werden könnte.

»Du kommst nicht mit hinein«, sagte er der Fratze. »Dieses Gedankenzimmer ist nur für mich.«

Er dachte an seine gute Erinnerung, konzentrierte sich darauf, die Fratze draußen zu halten. Es war, als trete er durch einen Türrahmen. Plötzlich war er ganz woanders. Der Raum kam ihm vertraut vor und dennoch war er sich sicher, noch nie hier gewesen zu sein. An den Wänden standen Regale voller Bücher. Es roch nach Kräutern, Sonne und Meer. Auf dem Boden lag das Spiel *Reise durch die Unterwelt*. Es sah exakt aus wie das Spiel, das er damals mit seinem Vater auf dem Markt gekauft hatte. Sahri setzte sich auf eine Schilfmatte und sah sich um. Von der Fratze hörte und sah er nichts. Er spürte, wie er zur Ruhe kam.

Nach einer gefühlten Ewigkeit erschrak Sahri. Nicht, dass Rojavin den Moment ausnutzte, um sich zu verabschieden. Rasch eilte Sahri zurück zum Eingang, warf noch einen Blick über die Schulter auf das Spielbrett. Dann ging er hinaus.

Rojavin stand noch genauso da wie zu dem Zeitpunkt, als er ihn verlassen hatte. Er grinste.

»Wusste ichs doch, dass dir das leicht fallen würde. Hast ja schließlich Erfahrung darin, dich zurück zu ziehen.«

»Wie lange war ich dort drin? Und wo war mein Körper in der Zeit?«

»Zeit ist ein komisches Konstrukt«, sagte Rojavin. »Ich weiß nicht, wie lange es für dich gedauert hat. Das ist von Person zu Person unterschiedlich. Hier draußen dauerte es nur einen Wimpernschlag.«

Den restlichen Tag über gab es keine Lektionen mehr. Sie gingen am Ufer des Sees spazieren, mal schweigend, mal in banale Gespräche verwickelt. Als sie an dem Beet vorbeiliefen, das Sahri angelegt hatte, bemerkte er einen jungen Trieb, der sich aus der Erde reckte. Er deutete darauf und fragte Rojavin, was das für eine Pflanze sei.

»Bestimmt nur Unkraut«, sagte der Alte.

Sahri wusste, dass er lügte. Doch er beließ es dabei. Er würde sowieso nicht lange genug bleiben, um es herauszufinden. Da Rojavin ihn nichts mehr lehren wollte, hatte er beschlossen, am nächsten Morgen weiter zu ziehen. Der Abschied nahte.

Über dem See lag der feurige Schimmer der Morgensonne. Rojavin blickte hinaus. Dann wandte er sich Sahri zu.

»Ich habe ein Geschenk für dich«, sagte der Alte. In den Händen hielt er die hölzerne Schatulle aus der Höhle.

»Es war mir bereits ein großes Geschenk, Euch kennengelernt zu haben«, sagte Sahri.

Rojavin winkte ab. »Papperlapapp! Werd' mir nicht sentimental.«

Er hielt Sahri die Truhe hin. Als Sahri danach greifen wollte, zog er sie wieder zurück.

»Du weißt, was es ist, oder?«

»Als ich noch in Raqedu war, glaubte ich, ich sei mit meinem Leben fertig. Selbst in der Großen Bibliothek fand ich nichts, was noch eine Herausforderung für meinen Geist gewesen wäre. Ihr habt mich eines Besseren gelehrt. Es gibt noch so viel zu ergründen. Da Ihr mir nicht die Ehre erweist, mich zu unterrichten, werde ich wohl einige Zeit damit zubringen, es selbst herauszufinden.«

»Du weißt alles, was es für den Anfang braucht«, sagte Rojavin. »Doch mach dir klar: Wenn du dieses Geschenk annimmst, werde ich nicht mehr sein. Die Kraft wird auf dich übergehen, Schritt für Schritt. Es wird Zeiten geben, da wirst du es als Segen ansehen. Manchmal glaubst du, du seist verflucht. Ich weiß

nicht, warum ich dir diese Bürde übertrage. Vielleicht mag ich dich, Sahri. Vielleicht hasse ich deine arrogante Art. Möglich, dass ich was in der Akasha gesehen habe, was mich dazu bringt. Jedenfalls soll das Magisterium dir gehören, wenn du es haben willst.«

Sahri leckte sich über die Lippen. Ehrfürchtig nahm er die kleine Kiste entgegen. Sogleich sah er, wie Rojavin zu altern schien. Die Falten wurden tiefer, die Schatten um die Augen dunkler. Der Alte sank noch etwas mehr in sich zusammen, als würde er von der Last der Jahre gebeugt.

»Ah, was für eine Wohltat!«, seufzte er. Eine Brise kräuselte das Wasser. »Es ist an der Zeit. Lebe wohl, Kauzel.«

Damit spazierte Rojavin auf den See hinaus, als wäre die Oberfläche aus fester Erde. Inmitten des Sees blieb er stehen und breitete die Arme aus. Dann zerfiel sein Körper zu Staub. Genau in diesem Moment frischte ein Wind auf, der die Staubkörner mit sich nahm und in der Wüste verteilte.

Sahri spürte einen Schmerz in der Brust. Er hatte den Alten gern gehabt. Einige Zeit noch schaute er auf den See, sog den Duft des frischen Grüns ein, das am Ufer stand. Dann schulterte er seine Tasche und machte sich auf den Weg. Die Schatulle wog so gut wie nichts. Neben den Runenborken war sie sein größter Schatz. Er lächelte. Mit nichts war er in die Wüste gegangen. Nun trug er so wundervolle Gegenstände und Erinnerungen mit sich. Als er an dem Beet vorbeikam, sah er bereits eine ordentliche Dornenhecke stehen, an der eine einzelne schwarze Rose blühte.

Kapitel 16: Der Wüstenmann

Nach einem schweißtreibenden Tag auf dem Feld schaute Kisana Richtung Wüste. Diese verdammte Wüste! Ihr schwarzer Sand wehte ständig in die Häuser, färbte Wände und Kleidung. Kisana hustete und spuckte schwarzen Schleim aus. Dennoch war dieser Ort seine Heimat. Er hatte sein ganzes Leben hier verbracht, wie auch sein Vater und Großvater vor ihm. Wo hätten sie auch anders hingehen können? Die beiden Flüsse Firat und Tigra begrenzten das Land. Westlich und östlich davon lag die tödliche Wüste, im Süden das große Gebirge und im Norden – darüber sprach niemand.

Es gab Geschichten, dass eines Tages jemand durch die Wüste kommen würde, um ihnen den Weg zu zeigen. Einen Weg, der das Land aus der Isolation führen würde. Seit den Magischen Kriegen erzählten sich die Menschen von Fecundo diese Legende. Seit er ein Kind war, hatte Kisana hinausgeblickt und gehofft. Mittlerweile wusste er, dass es nur eine Geschichte war, die Eltern ihren Kindern erzählten, um sie zu beruhigen.

»Scheiß drauf«, sagte Kisana. Er spuckte erneut aus und nahm die Hacke in die Hand. Er glaubte daran, was er kannte, die Erde, in der seine Familie seit Generationen wühlte. Sie gab ihnen gerade genug Reis, um sie vor dem Hungertod zu bewahren.

Als der Bauer mit der Hacke ausholen wollte, sah er eine Gestalt im Augenwinkel. Zuerst glaubte er, seine Phantasie spiele ihm einen Streich. Dann holte er rasch seine Frau und Kinder. Ein Nachbar bekam davon mit. Bald war großes Geschrei im Dorf. Alle ließen ihre Arbeit stehen und liegen, um die Ankunft des Wüstenmanns zu bezeugen.

Drei Tage war Sahri durch die Wüste gezogen. Er hatte sich bei Rojavin prächtig erholt. Seine Haut war wettergegerbt, die Tasche schnürte ihn an der Schulter ein, aber es machte ihm nichts aus. Zu trinken hatte er nichts mehr. Doch bereits aus der Ferne erahnte er das grüne Band, das den Firat umgab. Er war kurz vor seinem Ziel.

Scheinbar wurde er erwartet. Eine ganze Dorfgemeinschaft hatte sich versammelt. Sie lächelten und stießen sich gegenseitig mit dem Ellenbogen an, während sie auf ihn zeigten. Die Älteren kniffen die Augen zusammen. Als er näher kam bildeten die Menschen eine Gasse. Sahri war nicht ganz wohl, als er sie durchschritt. Konnte er diesen Menschen trauen? Es war lange her, seit er so viele auf einmal gesehen hatte. Doch sie wirkten sehr freundlich und trugen keine Waffen. Einige streckten die Arme aus, um seine zerschlissene Kleidung zu berühren. Andere verneigten sich vor ihm. Ein Getuschel erhob sich wie von einem Bienenschwarm. Dann trat eine sehr alte Frau ganz am Ende der Gasse aus der Reihe. Sie sprach in einem fremden Dialekt, den Sahri zuerst nicht verstand. Sie wiederholte es noch einmal langsam und deutlich.

»Bist endlich kommen! Lang wartet wir ha'm auf dich. Heil sei dir, Fremder, der du durch den Wüsten gehen bist!«

»Heil den Wüstenmann!«, riefen andere. Sie hatten einen Kreis um Sahri gebildet. Am liebsten wäre er einfach weggelaufen. Wie er die Lage einschätzte, erwarteten die Leute, dass er etwas sagte.

»Danke für Eure Gastfreundschaft«, sagte er und versuchte, den Dialekt zu imitieren.

»Den Wüstenmann nimmt unser'n Grüßen an!«, rief die Frau und streckte die Hände zum Himmel. Alle anderen taten es ihr nach und brachen in großen Jubel aus.

»Wüstenmann! Wüstenmann!«, riefen sie und drängten sich um Sahri. Sie drückten und schoben ihn zu einem großen Haus. Dort wurden eilig Kissen auf den Boden gelegt. Sahri erhielt einen Ehrenplatz im Raum. Die anderen setzten sich vor ihn und starrten ihn begeistert an. Einige brachten Tische herein, auf die sie Brot und Früchte stellten. Draußen roch es nach Feuer und Sahri glaubte, das Meckern einer Ziege zu hören, das kurz darauf verstummte.

»Ich danke Euch für die Ehre«, sagte Sahri, was weitere Jubelschreie zur Folge hatte. »Aber ich –«

»Seid herzlich willkommen, Wüstenmann«, sagte die alte Frau. »Ich bin den Kurakwarmi von Bohola. Euer Kommen wird bereits lange voraus sagt.«

Sahri hustete. »Verzeiht, aber ich habe länger nichts getrunken.«

Die Kurakwarmi schnippste und zwei Dorfbewohner sprangen auf.

»Los, ihr Zweien! Seht ihr nicht, dass den Wüstenmann großen Durst plagt? Bringt Wasser ran!«

Die Männer eilten aus dem Raum und kamen kurz darauf mit einem Krug Wasser wieder. Sahri erhielt einen kunstvoll verzierten Becher aus Ton und trank. Das Wasser schmeckte köstlich süß. Einige Leute reichten ihm eilig Brot und Früchte.

»Du bist weitens gegangen«, sagte die Kurakwarmi. »Willst du uns berichten von deinen Reisen?«

Viele neugierige Gesichter schauten ihn an. Sie sahen schmutzig und ausgemergelt aus. Sahri hielt ein Stück frisch gebackenes Brot in der Hand. Was glaubten sie, wer er war?

»Verzeiht mir«, sagte er. »Doch ich bin nicht der, für den ihr mich haltet. Ich bin nur ein Wanderer, der durch die Wüste –«

»Nur einen Wanderer!«, rief die Kurakwarmi aus. Sie schüttelte entschieden den Kopf. »Nein nein, nicht nur einen Wanderern bist du. Lange wir haben wartet auf Kunde von vor den Wüsten. Viele gingen raus, nix kamen zurück. Du bist einzigen Menschen Fecundi sehen von draußen seit langen Zeit.«

»Seit langen Zeit.«, wiederholten einige Menschen in der Menge.

Die Kurakwarmi erklärte Sahri die Legende vom Wüstenmann, der eines Tages kommen würde, um das Land Fecundo zu befreien. Jeglichen Einwand von ihm stritt die alte Frau ab. Schließlich sei er durch die Große Wüste gekommen. Es gäbe also einen Weg hindurch – einen Weg hinaus aus der jahrhundertelangen Isolation.

»Zeig ihn uns!«, bat die Frau und alle nickte zustimmend. »Mach uns wieder verbunden mit den Rest von den Welten. Du bist den Wüstenmann.«

Sahri meinte, dass er das noch nicht tun könne, sondern sich erst ausruhen wollte. Das sahen die Dorfleute ein. Er bekam ein Bett im größten Haus und mehr zu essen, als sein kleiner Magen fassen konnte. Ständig kam jemand vorbei um zu fragen, ob er noch etwas bräuchte. erst als er schließlich verlangte, dass man ihn bis zum nächsten Morgen Ruhe gönnte, ließen die Leute von ihm ab. Jedoch war er sich sicher, dass jemand in der Nähe wachte, um zur Stelle zu sein, wenn er doch einen Wunsch äußern wollte.

»Den Wüstenmann ist aufwacht!«, hallte der Ruf durchs Dorf, als Sahri seinen Kopf aus der Haustür steckte. Sogleich begann das ganze Theater von Neuem. Sahri war eine solche Behandlung nicht gewohnt. Allerdings konnte er nicht verleugnen, dass es ihm auf eine Art gefiel. Hatte er nicht tatsächlich die Große Wüste durchquert, die seit Jahrhunderten als unpassierbar galt?

Er wurde wieder in die Halle geleitet, wo man ihn auf weiche Kissen setzte. Die Menschen gaben ihm zu essen: Brot, Obst und kaltes Fleisch vom Vorabend. Er aß wenig davon. Mit einem Blick auf die ausgemergelten Gesichter gab er den Rest zurück.

»Esst ruhig«, sagte er. »Ihr seht hungrig aus.«

»Werden wir nix mehr hungrig sein«, sagte die Kurakwarmi und strahlte. »Du gingen durch Wüsten. Du zeigst uns den Weg und werden wir frei sein. Werden wir wieder gehen nach Bangaru und handeln. Heil den Wüstenmann!«

»Heil den Wüstenmann!«, riefen alle.

Sahri erhob sich.

»Ich danke euch abermals für Eure Gastfreundschaft. Möglicherweise kann ich sogar euren Wunsch erfüllen.«

Er entschuldigte sich für einen Moment und ging zum Haus, in dem er übernachtet hatte. Er holte Athos' Karte aus der Tasche. Schmerzlich dachte er an seine Freunde und den Vorfall am Mutterbaum. Irgendwo in der Ferne hörte er die Fratze lachen. Er würde diesen Dämon verjagen. Außerdem wollte er herausfinden, was mit den Mitgliedern der Expedition geschehen war.

Sahri nahm eine Feder zur Hand und ergänzte den Weg über die Oase Kalo Golapa bis nach Bohola, soweit er sich daran erinnerte. Diese Karte war wertvoll – doch am wertvollsten war sie im Moment für die Fecundi, die Sahri so herzlich aufgenommen hatten. Er glaubte nicht an Prophezeiungen. Früher oder später hatte jemand durch die Wüste kommen müssen. Dass er es war, konnte nur Zufall sein.

Zurück in der Halle übergab er die Karte an die Kurakwarmi. Sie schaute mit feuchten Augen darauf. Dann warf sie sich Sahri zu Füßen.

»Wüstenmann, den Boden sei gesegnet, über den du gehst. Wie können wir dir hilfreich sein? Sag deinen Wünschen und wir werden ihn erfüllen.«

»Ich brauche ein Boot nach Kadira. Von dort aus fahre ich weiter nach Raqedu.«

Die Menschen im Raum schauten sich erschrocken an. Einige machten Zeichen in die Luft.

»Willst fahren ins Land der bösen Geister?«, fragte die Kurakwarmi mit zitternder Stimme.

Sahri schluckte. »Ich muss nach Hause«, sagte er. »Ich bin diesen Geistern schon einmal entkommen. Ich werde es auch ein zweites Mal schaffen.«

Erstaunt über seinen eigenen Mut runzelte er die Stirn.

»Du bist den Wüstenmann«, sagte die Kurakwarmi. »Schicksal und den Göttern sind auf deinen Seiten. Wir werden erfüllen, was dein Wünschen ist.«

Am nächsten Tag wurde Sahri von allen Dorfbewohnern feierlich verabschiedet. Er hatte seine Tasche dabei, in der neben dem Magisterium und den Runenborken mehr Vorräte waren, als er vermutlich essen würde. Zwei prall gefüllte Trinkschläuche hingen ihm über der Brust. Sahri lächelte zum Abschied.

Als er das kleine Boot anschaute, wurde er kreidebleich. Hieß es nicht, dass ein Magier auf See Unglück brachte? Überhaupt war noch nie auf dem Wasser gewesen, sondern hatte die Schiffe immer aus sicherer Entfernung vom Hafen aus betrachtet. Mit zitternden Knien betrat er die schwankende Nusschale. Ein Fischer hatte sich erboten, ihn nach Kadira zu bringen. Sahri schloss die Augen und hoffte, dass alles gut gehen würde.

»Bleib bei Narasa«, hatte Sahris Mutter gesagt. Ihr Gesicht war von Tränen gerötet. Sie hatte seit zwei Tagen nicht geschlafen.

Sahri verstand nicht, was vor sich ging. Sein Vater war nicht zurückgekehrt. Hatte Kaniya nicht schon immer damit gerechnet? Nun standen die Männer der Stadtwache vor der Tür, ernst und unbewegt. So wollte Sahri auch sein. Es war schlimm, dass sein Vater verschwunden war. Doch so etwas sollte ihn nicht aus der Bahn werfen. Gerade jetzt, wo es seiner Mutter schlecht ging, wollte er für sie da sein. So jung er war, so klar war ihm bereits diese Erkenntnis.

Trotzdem war er noch ein Kind und wie alle Kinder neugierig. Narasa, die alte Nachbarin, konnte er sowieso nicht leiden. Also tat er, als müsste er austreten und folgte heimlich seiner Mutter und den Männern der Stadtwache.

Das Leichenhaus stank auf eine Art, die Sahri bisher nicht gekannt hatte. Es war ein dumpfer Geruch, irgendwie süßlich und dennoch gefährlich. Er war vermengt mit dem blumigen Duft der Öle, sowie den scharfen Essenzen, die die Einbalsamierer benutzten. Sahri schlich sich hinein, gerade rechtzeitig um zu sehen, hinter welchen Vorhang seine Mutter mit den Männern verschwand. Er versteckte sich hinter einer großen Amphore. Lange hörte er ihr Schluchzen, bis die Männer sie schließlich wieder hinaus geleiteten.

Dann ging er selbst zu dem Vorhang und schlüpfte hinein, bevor ihn jemand sehen konnte. Da lag ein Körper, aufgedunsen und blau wie ein Fisch, der zu lange in der Sonne gelegen hat. Das Gesicht war kaum zu erkennen, so aufgequollen war es. Dennoch wusste Sahri, dass dies sein Vater war.

Sahri fühlte weder Ekel, noch Traurigkeit. Nüchtern betrachtete er diesen Körper, der mal sein Vater war. Hätte er nicht eigentlich auch weinen müssen wie seine Mutter? Sahri wunderte sich darüber. Doch in seinem Kopf liefen so viele Gedanken durcheinander, dass er keine Zeit für Traurigkeit hatte. Er musste zusehen, dass Kaniya sich nicht zu sehr in ihrer Trauer verlor. Er würde früh arbeiten gehen müssen, um Geld für sei beide heranzuschaffen. Außerdem machte er sich klar, dass er niemals zu nah ans Wasser gehen wollte.

Sahri kämpfte mit der Übelkeit. Das Boot schwankte ihm zu sehr. Er konnte nicht einschätzen, wie tief das Wasser war und hatte beständig das Gefühl, es würde ihn in die Tiefe reißen wollen. Irgendwo im Hintergrund lauerte die Fratze.

Der Fischer war ein fröhlicher, redseliger Mensch. Er erzählte Sahri im starken Bohola-Dialekt von seiner Familie und dem guten Leben, das sie von nun an führen würden. Sahri verstand nur in etwa die Hälfte, merkte sich aber den ein oder anderen Begriff.

Das Schaukeln und Gluckern zehrte an Sahris Nerven. Doch er zwang sich, damit klar zu kommen. Er hatte an der Reaktion der Dorfbewohner ablesen können, dass ihn wohl niemand über Kadira hinaus begleiten würde. Das war die nördlichste Stadt von Fecundo, dem Zweistromland zwischen den Flüssen Firat und Tigra. Diese vereinigten sich bei Kadira zum Latru, der Sahri geradewegs in seine Heimatstadt Raqedu bringen würde.

Es war waghalsig, ja geradezu unvernünftig, dass Sahri ein Boot den großen Fluss hinunter steuern wollte. Allerdings war dies die beste Möglichkeit. Der Fußweg wäre zu gefährlich. Er führte geradewegs durch das ehemalige Kemet, das seit den Magischen Kriegen von Schatten bevölkert sein musste. Auf dem Fluss rechnete Sahri sich größere Chancen aus, unbehelligt passieren zu können. Noch einmal durch die Wüste wollte er auch nicht gehen. Es blieb nur der Fluss. Dafür musste Sahri lernen, ein Boot zu steuern.

Er ließ sich vom Fischer zeigen, wie man die Ruder ausrichtete, um das Boot im Gleichgewicht zu halten. Als der Mann merkte, wie sehr Sahri sich für das Bootfahren interessierte, plapperte er unablässig davon. Bei jeder sich bietenden Gelegenheit zeigte er Sahri besondere Manöver, die er beherrschte und ließ es ihn nachmachen. Es schien, als wollte er sein ganzes Wissen mit ihm teilen. Das war Sahri gerade recht. Er hörte aufmerksam zu, nahm immer wieder auch selbst die Ruder in die Hand und hielt nach Strudeln Ausschau, die Felsen unter der Wasseroberfläche verrieten. Immer wieder klatschte der Fischer begeistert in die Hände, wenn Sahri etwas richtig gemacht hatte. Sahri lernte schnell. Mit der Zeit dämpfte sich auch seine Angst und die Fratze trat weiter in den Hintergrund.

Am dritten Tag erreichten sie Kadira, die Stadt an der Mündung der Zwillingsflüsse. Hohe Mauern erhoben sich, geziert von Mosaiken, die Drachen und Mischwesen zeigten. Allerdings waren viele Steinchen schon abgebrochen und heruntergefallen. Der Putz bröckelte von den Wänden und überall entdeckte Sahri Risse im Mauerwerk. Am Hafens saßen einige zerlumpte Fecundi und tranken Reisschnaps.

Sahri bestand darauf, das Boot selbst zur Anlegestelle zu lenken. Der Fischer überhäufte ihn unterdessen mit Lob und Dankesworten. Es sei eine Ehre für ihn, dass der Wüstenmann sein Boot lenkte. Schließlich lag das Boot vertäut am Steg und sie stiegen aus.

Sahri war froh, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Er überprüfte seine Tasche. Alles war trocken geblieben. Männer und Frauen bäugten ihn mit einem Ausdruck zwischen Bewundern und Misstrauen. Der Fischer sprach mit ihnen in dem fremden Dialekt, den Sahri nun recht gut verstand.

»Keinen Angst!«, rief der Fischer. »Das hier ist den Wüstenmann. Er ist kommen und retten uns von unsern Inseln zwischen den Wüsten.«

Sahri wäre es lieber gewesen, wenn sie nicht solche Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Bald läuteten Glocken von den hohen Türmen in der Stadt. Von überall her strömten die Menschen, um einen Blick auf den Wüstenmann zu werfen oder seine Kleidung zu berühren. Sahri wurde vor die Kurakwarmi der Stadt gebracht, die zugleich das Oberhaupt des ganzen Landes war. Sie empfing ihn in ihrem Palast, in einer großen Halle, die wie das Tor zur Stadt einst reich verziert mit Mosaiken und Malereien gewesen sein musste. Der Fischer kniete nieder. Sahri tat es ihm gleich, um die Sitten des Landes zu wahren.

»Den Göttern sei es dankt!«, rief sie aus. »Schon meinen Großmuttern hat mir erzählt von den Wüstenmann. Ich habe glaubt, es wär ein Märchengeschichten. Aber seh dich an! Du bist es wirklich. Heb dich auf, Wüstenmann! Sei willkommen hier in unseren Stadt.«

»Ich danken sehr, Kurakwarmi«, sagte Sahri im Dialekt der Fecundi. »Und bitt dich um dein Verstehen, dass ich nicht lang in Kadira weilen werd. Es zieht mich zurück in meinen Heimat nach Raqedu.«

Ein Raunen ging durch die Menschen, die sich in der Halle versammelt hatten.

»Kemet liegt in Schatten«, sagte die Kurakwarmi düster. »Es ist einen weiten Reisen über den Fluss. Niemand weiß sicherlich, was dort für scheuliche Kreaturen lauern.«

Ein Lächeln ging über ihr Gesicht.

»Aber wen könnte solch einen gefährlichen Pfad beschreiten wenn nicht den Wüstenmann?«

Die Menge jubelte. Vereinzelt rief jemand »Wüstenmann!«.

Die Rufe wurden zahlreicher, bis alle im gleichklang skandierten: »Wüstenmann! Wüstenmann!«

Sahri wurde hinausbegleitet, ja beinahe getragen. Dagegen wehrte er sich entschieden. Er bekam ein stattliches Haus mit Bediensteten nur für sich. Er argwöhnte, dass seine Diener zuvor selbst das Haus

bewohnt hatten und sich nun mit Schlafmatten in der Diele begnügten. Sahri hielt sich möglichst zurück und bemühte sich, die Menschen nicht zu sehr zu behelligen.

Da fiel ihm das Gedankenzimmer ein. War es wirklich erst eine Woche her, dass er bei Rojavin gewesen ist? Als Sahri die geräumige Kammer betrat, die ihm als Schlafzimmer dienen sollte, dachte er an das Gedankenzimmer. Sogleich war er wieder in dem gemütlichen Raum mit den Büchern und dem Spielbrett auf dem Boden. Sahri ließ sich nieder und genoss die Stille.

Es war der perfekte Zeitpunkt. Die Sonne schien warm, jedoch nicht zu heiß. Es waren noch zehn Tage bis zum Neumond. Sahri wusste, was das bedeutete. Die Schatten würden weniger zahlreich sein und schwach.

Mit Freuden hatten ihm die Menschen ein Boot bereit gestellt und Vorräten für einen ganzen Monat hinein gepackt. Sahri schätzte, er würde vielleicht zwei, drei Wochen bis Raqedu brauchen. Genau wusste das niemand, da den Fluss seit Jahrhunderten niemand befahren hatte. Doch alle waren sich einig: Wenn jemand einen Weg fand, dann der Wüstenmann.

Sahri waren die Fecundi in der kurzen Zeit ziemlich ans Herz gewachsen. Diese Menschen hatten über dreihundert Jahre isoliert vom Rest der Welt gelebt. Sie waren arm, aber hatten ihre Freude nicht verloren. Hunderte standen am Hafen, als Sahri das wacklige Boot bestieg. Die Kurakwarmi trat vor und hängte ihm eine Kette um. Daran hing ein blauer Edelstein, in dem feine weiße Adern leuchteten.

»Den Fluss ist launisch« sagte die Kurakwarmi. »Ich schenke dir einen Schutzamulett, was den Göttern sänftigen sollen. Wir alle wünschen den Wüstenmann einen guten Reisen! Magst du sicher über den Wellen gleiten wie ein Ottern und deinen Heimat wiederblicken. Fecundo ist dir dankbar, Wüstenmann, und ewig wollen wir an dich denken.«

Sahri bedankte sich und wünschte den Fecundi ebenfalls alles Gute. Dann stieß er sich mit einem Paddel ab. Unter großem Jubel verließ er Fecundo und machte sich abermals auf in die Schattenlande.

Bereits auf der ersten Meile war der Latru so breit, wie Sahri ihn aus Raqedu kannte. Das Boot glitt gemächlich in der Strömung dahin. Am Ufer wuchsen Sträucher, Schilf und kleine Bäume. Überall zirpte und zwitscherte es. Die Sonne schien warm, doch Sahri hatte genug Wasser, um zu trinken und sich abzukühlen. Nur selten musste er die Paddel bemühen. So machte er es sich am Ruder bequem und aß ein paar getrocknete Datteln.

Seine Hände zitterten leicht. Neugierig betrachtete er sie. Er dachte an diese eine schicksalhafte Begegnung mit Entu vor vielen Jahren. Würde er noch einmal in der Lage sein, Feuer auf ihn zu werfen? Oder war diese Magie schon lange versiegt? Sahri seufzte. Bei zwei Meistern hatte er bereits gelernt. Beide waren von ihm gegangen, bevor er die Magie gemeistert hatte. Sahri dachte über die Vergänglichkeit nach. Dann fiel ihm die verzierte Schatulle ein, die Rojavin ihm überlassen hatte. Er atmete durch. Sollte er die Fahrt über den Fluss bestehen, hätte er genug Zeit. Womöglich war Nacht sogar schon nach Raqedu zurückgekehrt. Er war noch jung, deutlich jünger als Karbuki oder Rojavin es gewesen waren. Vielleicht könnte Sahri von ihm endlich lernen, wie die Magie funktionierte. Hatte Rojavin nicht gesagt, er würde viele Meister haben?

In den ersten Tagen fuhr Sahri zum Schlafen ans Ufer. Er wusste nicht genau, wo die Schattenlande begannen. Niemand wusste das. Doch er glaubte sich auf festem Boden sicherer als auf dem Fluss, wo er jederzeit gegen einen Felsen krachen konnte. Nach einiger Zeit lernte Sahri den Latru näher kennen. Das gemächliche Rauschen und Gluckern unter dem Boot brachte ihm mittlerweile eher Müdigkeit als Angst. So gönnte er sich hin und wieder ein kurzes Nickerchen, wenn er die Landschaft überblicken konnte. Allmählich wurde er selbstbewusster und ließ die Beine über die Bordwand baumeln.

Einmal schreckte Sahri aus einem Mittagsschläfchen hoch. Er hatte geträumt, die Fratze verfolge ihn. Zum Schluss hatte sich Sahri gefühlt, als würde er in die Tiefe stürzen. Da machte das Boot wieder einen Ruck. Sahri schaute sich um. Kleine Strudel gurgelten um ihn herum. Das Boot hatte sich zu drehen begonnen und steuerte auf eine Gruppe Felsen zu. Rasch griff er nach dem Ruder und balancierte das Boot aus. Das reichte jedoch nicht. Er musste die Paddel bemühen, um von den Felsen weg zu kommen. Vom Fischer wusste er, dass er nicht gegen die Strömung arbeiten durfte. Sahri unterdrückte die Panik, die in ihm aufsteigen wollte. Für solche Dinge war jetzt keine Zeit. Er presste die Lippen aufeinander. Schließlich

gelang es ihm, das Schlingern aufzuhalten. Das Boot glitt wieder geradeaus. Die Strudel blieben hinter ihm zurück. Am Horizont tauchten Felswände auf, die den Fluss von beiden Seiten begrenzten. Sahri lenkte das Boot ans Ufer und blieb dort bis zum nächsten Morgen. Vermutlich würde er für den nächsten Abschnitt all seine Kräfte brauchen.

»Du wirst ertrinken«, sagte die Fratze. »Lass mich dir helfen.«

»Schiffe haben den Latru schon vor Jahrhunderten befahren«, entgegnete Sahri. »Ich benötige deine Hilfe nicht.«

»Ich habe doch gesehen, wie du deine Hände betrachtetest. Wünschst du dir nicht, endlich ein richtiger Magier zu sein?«

»Nicht auf diese Weise!« Sahri hatte aufgegeben, der Fratze davonlaufen zu wollen. So blieb er stehen und starrte sie finster an, während sie auf ihn herab schaute.

»Ein Jammer«, sagte die Fratze. »Du lehnt meine Freundschaft ab? Na, warte einmal ab, bis es dich erwischt. Dieser Fluss ist heimtückisch.«

»Ich bin auf der Hut.«

»Wollen wir sehen, ob das reicht.«

Der Anblick der Felswände war atemberaubend. Wie schlafende Riesen glitten sie an Sahri vorbei. Er tauchte ein in eine Welt, in der jedes Geräusch vielfach von den Wänden widerhallte. Sträucher und kleine Bäume krallten sich in Felsspalten fest. Wasserfälle rieselten herab. Die Luft war erfüllt von erfrischender Gischt.

Doch so sehr diese Landschaft faszinierte, so ungemütlich wurde es auf dem Wasser. Immer wieder stürzte das Boot Kaskaden hinab und wurde von wirbelnden Strömungen erfasst. Mehr als einmal bemühte Sahri seine ganze Kraft, um das Boot wieder auf Kurs zu bringen. Bereits nach einer halben Stunde war er völlig durchnässt von Wasser und Schweiß. Er hoffte, dass die Stromschnellen bald vorüber wären.

Für kurze Zeit wurde es ruhiger. Dann wieder musste Sahri mit der Strömung kämpfen. Felsbrocken tauchten auf. Sahri steuerte so gut er konnte, mal rechts, mal links, mal an beiden Seiten zugleich. Ein Felsen kam so nah herangeschossen, dass Sahri ein Paddel in die Höhe reißen musste. Da fuhr ihm ein Ruck durch den anderen Arm, gefolgt von einem Krachen.

In der Hand hielt er nur noch den Schaft eines Paddels. Er warf es zu den Vorräten im Boot, die mittlerweile schon völlig durchweicht waren. Die Tasche mit dem Magisterium und den Sternrunen lag ebenfalls im Spritzwasser, das Sahri mittlerweile bis zu den Knöcheln ging. Er hätte sich die Tasche gern umgehängt, doch dazu hatte er keinen ruhigen Moment. Das Boot schabte gegen Stein. Sahri wurde hin und her geworfen. Er schlug mit dem Kopf auf der Reling auf. Beinahe wäre er von dem Schlag und der Erschöpfung ohnmächtig geworden. Aber er kämpfte weiter.

Das Boot schlingerte im Griff des Flusses. Sahri hatte das Ruder fest im Griff. Gleichzeitig hielt er das übrig gebliebene Paddel wie einen Speer, um sich notfalls von Felsen abstoßen zu können. Der nächste Strudel brachte das Boot wieder zum Schlingern.

Sahri wurde schwindelig. Wasser peitschte ihm ins Gesicht. Er wollte das Paddel ins Boot legen, um mit beiden Händen das Ruder zu greifen. Da schlug das Boot plötzlich um. Es wurde dunkel. Dann atmete Sahri Wasser ein. Er hustete und schluckte noch mehr von dem kühlen Nass, das ihn nun wirklich zu verschlingen drohte. Verzweifelt strampelte er mit den Füßen. Er konnte nicht schwimmen. Vor seinem inneren Auge tauchte das Bild seines toten Vaters auf.

Da erschien die Fratze. Wie ein hässlicher Fisch trieb sie vor ihm im schäumenden Wasser.

»Willst du, dass ich dir helfe?«

Sahri schlug mit der Hand nach ihr und berührte etwas Festes. Dann stieß er mit dem Kopf dagegen. Das Boot lag umgedreht über ihm. Zusammen wurden sie durch die Strömung gezogen wie Treibgut.

Plötzlich waren Sahris Gedanken völlig klar. Er hatte gekämpft. Gegen die Natur. Gegen die Schatten. Oft gegen sich selbst. Nun war der Kampf vorbei. Er hatte einfach keine Kraft mehr. Also ergab er sich den Wellen. In diesem Moment spürte er einen wundervollen Frieden. Sein Körper trieb einfach dahin, ohne Luft, ohne Licht. Es war in Ordnung so.

Dann spülte ihn der nächste Strudel wieder an die Oberfläche. Sahris Kopf stieß aus dem Wasser. Er hustete und spuckte. Seine Sinne waren wieder erwacht. Nein, er würde noch nicht sterben! Er paddelte mit Händen und Füßen, so gut er konnte. Alle seine Muskeln brannten. Seine Lunge brannte.

Nicht weit von ihm lag das Boot im Wasser. Sahri tat ein paar kräftige Züge und war dort. Er hatte kaum Zeit, sich über seine eigene Kraft zu wundern. Ein Felsen krachte gegen seine Schulter. Der Schmerz schoss durch seinen ganzen Arm. Sahri schluckte ihn herunter und streckte die Hand nach dem Boot aus. Er glitt ab. Für einen Moment berührten Sahri Füße den Boden. Instinktiv stieß er sich ab. Seine Hände bekamen den Kiel zu fassen. Als er sich hochziehen wollte, kippte das Boot erneut und lag nun richtig im Wasser. Diesmal war Sahri schnell genug, um sich am Rand festzuhalten.

Das Wasser um ihn herum wurde ruhiger. Sahri atmete durch. Immer wieder musste er husten. Seine Finger schmerzten, seine rechte Schulter fühlte sich an, als sei sie zertrümmert. Nirgendwo waren die Vorräte oder Sahris Tasche zu sehen. Einen Moment dachte Sahri daran, einfach loszulassen. Dann mobilisierte er noch einmal alle Kräfte. Beim dritten Anlauf gelang es ihm, sich ins Boot zu ziehen, ohne dass es kenterte.

Obwohl es durch das Wasser im Inneren ordentlich Tiefgang hatte, blieb Sahri einige Minuten lang liegen. Er war völlig ausgelaugt. Dieser Fluss hatte versucht, ihn umzubringen. Ein Blick nach vorn verriet ihm, dass die Stromschnelle wohl fürs Erste vorüber waren. Langsam begann Sahri, mit der hohlen Hand Wasser aus dem Boot zu schöpfen. Der Verlust der Vorräte war zu verschmerzen. Mittlerweile kannte Sahri den Hunger. Doch Rojavins Geschenk und die Runenborken auf dem Grund des Flusses liegen zu wissen, schmerzte ihn über alle Maßen.

Sobald das Ufer wieder seichter wurde, legte Sahri an und zog das Boot die Böschung hinauf. Es hatte einige Macken abbekommen. Gründlich untersuchte Sahri die Unterseite, ob nicht irgendwelche Risse oder Löcher zu sehen wären. Was war er doch für ein Narr gewesen! Hatte er wirklich geglaubt, er könne den Latru alleine bezwingen? Er, der vor einer Woche zum ersten Mal ein Boot bestiegen hatte? Er warf einen Stein, der nicht weit vor ihm ins Wasser platschte. Dann legte er sich neben das Boot. Frustriert, erschöpft und nass wie er war schlief er ein.

Er träumte von schäumenden Strudeln. Die Fratze machte ihm schmeichelnde Angebote. Sahri wehrte sie ab. Im gurgelnden Wasser schnappte er nach Luft. Dann wiederum sah er die Fecundi, die alle ihre Vorräte zusammenrafften, um den Wüstenmann zu beschenken. Währenddessen zog die Sonne über den Himmel und versank schließlich am Horizont.

Sahri erwachte von einem Schnattern. Er riss die Augen auf und zwinkerte in die Dunkelheit. Die schmale Mondsichel am Himmel gab kaum Licht ab. Da schnatterte und schnüffelte wieder etwas durch die Nacht. Sahris Herz raste. Er atmete flach, um nur kein Geräusch zu verursachen. Das Schnattern kam näher. Sahri griff nach dem Bootsrand. Vorsichtig drückte er dagegen. Das Holz knirschte auf dem steinigen Ufer. Sahri hielt inne. Das Schnattern ebenfalls. Dann hörte er eindeutig Schritte. Ein grässlicher Schrei jagte ihm eine Gänsehaut über den Rücken. Sahri stemmte sich mit voller Kraft gegen das Boot, das nun Wasser berührte. Ein weiterer Stoß ließ es in den Fluss gleiten. Sahri tastete sich ins Boot und stieß es mit dem Fuß ab. Er spürte noch, wie etwas nach seinem Bein griff. Dann entfernte sich das Schnattern. Es klang enttäuscht. Sahri hatte die Schattenlande erreicht.

Von da an hielt er sich auf dem Wasser, das Land ringsumher immer im Blick. Ehemalige Siedlungen tauchten auf, die Überreste des einstigen Kemet. Sahri gönnte sich nur wenige Momente Schlaf. Jedes Glucksen im Wasser, jedes Rascheln am Ufer ließ ihn aufschrecken. Die Fratze grinste hämisch im Hintergrund.

Das Boot trieb hierhin und dorthin. Sahri hatte keine Gewalt mehr darüber. Das Ruder hatte sich verkantet und ließ sich nicht bewegen, so sehr Sahri sich auch dagegen stemmte. Womöglich würden die Wellen ihn bei nächster Gelegenheit in die Tiefe reißen. Sicher gab es auch gefährliche Tiere in diesem Gewässer, Krokodile und Flusspferde. So genau wusste das niemand mehr. Schließlich hatte den Fluss lange Zeit niemand mehr befahren.

Sahri machte dieser Gedanke Mut. In seinem Geist zeichnete er eine Karte des Latru. Er beobachtete genau, wo Felsen zu finden waren, wo der Fluss schmaler wurde und wo breiter, orientierte sich am Stand der Sonne und den Sternbildern. Diese Aufgabe half Sahri, sich abzulenken.

Einmal trieb das Boot so weit am Ufer, dass Sahri Angst hatte, es könnte auf Grund laufen – oder ein Krokodil, das im Dickicht lauerte, könne ihn anfallen. Stattdessen entdeckte er einen Stock, der aus dem Wasser ragte. Das Holz war bearbeitet und glatt geschliffen. Als er daran vorbeitrieb, zog er daran. Es brauchte ein wenig Kraft und Geschick, bis sich das Teil vom Untergrund löste. Sahri glaubte es kaum: Es war ein Paddel! Womöglich war es sogar das Paddel, das er verloren hatte. Ein Freudenschrei entfuhr ihm.

Gerade wollte er sich mit dem Paddel vom Ufer wegbewegen, da zog noch etwas seine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein kleines, unscheinbares Bündel, das zwischen dem Schilf trieb. Sahri stieß das Paddel mit dem Schaft in den schlammigen Boden, um das Boot dorthin zu bewegen. Dann griff er ins Wasser und zog einen Stoffbeutel heraus. Es war seine Tasche! Sie war schwer vom vielen Wasser. Jedoch fand er noch die Runenborken darin – sowie die Schatulle von Rojavin. Das Holz war etwas aufgequollen und die Schriftstücke verwaschen. Doch zumindest das Holz würde trocknen. Sahri war noch nie so glücklich wie in diesem Moment.

Von da an ging es gut voran. Das Boot glitt gemächlich auf dem Fluss dahin. Sahri steuerte hier und da mit dem Paddel nach und das Holz trocknete in der Sonne. Zu trinken hatte er genug, dass er auch den Hunger nicht allzu sehr spüren musste. Nur die Müdigkeit machte ihm zu schaffen. Selten nickte er für länger als eine halbe Stunde ein.

Die Fratze war nun auch tagsüber zu sehen. Sie umschmeichelte Sahri, versprach ihm Macht und Ruhm. Sahri schlug nach ihr, hätte sie am liebsten im Fluss ertränkt. Wenn er ins Wasser blickte, sah er nur kurz sein eigenes, unrasiertes Gesicht. Dann schaute ihn die Fratze an. Wurde er selbst zum Dämon? Immer wieder spritzte Sahri sich Wasser ins Gesicht. Doch immer wieder kehrte die Fratze zurück. Sahri wünschte sich, einmal nur anlegen und in Ruhe schlafen zu können. Aber nachts hörte er das Schnattern, das ihn wahnsinnig machte.

Es war beinahe wie damals, als er in das magische Buch geblickt hatte. Die Zeit verschwamm. Tag und Nacht, hell und dunkel und immer dieser gewaltige Strom, der Sahris kleine Nussschale mit sich Richtung Meer zog.

Sahri bemühte sich, die Karte in seinem Kopf weiter zu zeichnen. Doch er hatte schon lange vergessen, wieviele Tage er unterwegs war. Manchmal schreckte er hoch und wunderte sich, dass der Tag schon so weit fortgeschritten war. Manchmal änderte sich die Landschaft mit einem einzelnen Blinzeln. Dann wusste Sahri, dass er schon wieder eingeschlafen war.

Eines Nachts wurde Sahri von einem Krachen geweckt. Schlaftrunken blinzelte er in die Dunkelheit. Der Mond nahm wieder zu und beleuchtete Felswände, die zu beiden Seiten des Ufers aufragten. Sie sahen seltsam glatt aus und ragten wie große Klötze in den Himmel. Wieder krachte es unter dem Boot. Ein Knacken ging durch das Holz. Sahris Füße wurden nass. Ein Leck! Panisch hielt Sahri das Paddel umklammert. Er hängte sich die Tasche um. Was auch immer geschehen sollte: Er würde sie nicht mehr verlieren.

Das Wasser schimmerte im fahlen Mondlicht. Dunkle Flecken zeigten Felsen an. Sahri ruderte, so gut er es mit einem Paddel konnte. Er spürte, wie seine Kräfte nachließen, wollte einfach nur schlafen. Doch er durfte nicht aufgeben. Zwei Felsen umschiffte er. Einen dritten sah er zu spät und das Boot krachte dagegen. Nun strömte unablässig Wasser ins Innere.

Sahri sah sich um, ob er einen geeigneten Platz finden würde, um an Land zu gehen. Da fiel ihm auf: Die Klötze in der Landschaft waren keine Felsen. Es waren Häuser. Ein Schnattern erklang. Dann lief das Boot auf einem Felsen auf und zerbarst endgültig. Sahri rettete sich auf den kalten, glitschigen Stein. Vom Ufer. Dunkle Gestalten liefen schnatternd am Ufer hin und her. Eine von ihnen sprang ins Wasser, wie es schien. Sie landete auf einem Stein, nur wenige Schritte von Sahri entfernt. Er konnte den fauligen Gestank riechen, streckte seine Hände aus, aber das Feuer war lange verloschen. Fieberhaft überlegte er, was er damals getan hatte.

»Hilfe«, sagte Sahri leise. Dann rief er es in die Nacht hinaus, wieder und wieder: »Hilfe! Hilfe!«

Als seine Stimme nur noch ein heiseres Krächzen war, ging die Sonne auf. Sahri lag auf dem Felsen und sah einen hellen Schein, der sich von der Seite näherte. Die Schatten zischten und zogen sich zurück. Das Licht kam näher und blendete Sahri. Er schob eine Hand vors Gesicht. Dann hörte er eine Stimme, wie aus einer weit entfernten Vergangenheit:

»Ist'n schlechter Zeitpunkt für'n Ausflug, Kleiner.«

Jemand packte ihn unter dem Arm und zog ihn hoch. Sahri blinzelte.

»Bist du es wirklich oder bist du auch nur eine Einbildung?«

»Ich bin so wirklich wie du«, sagte Nacht. »Und wie die da.«

Er deutete auf die Schatten, die in einiger Entfernung lauerten.

»Willkommen in der Hauptstadt.«

Kapitel 17: Heimat

Nacht führte Sahri durch die Straßen des ehemaligen Waset. Paläste, Tempel und Statuen ragten hoch über ihnen auf. Sahri hatte keinen Blick dafür. Er schaute nur ungläubig auf seinen alten Freund, der mit einer Laterne in der Hand durch die Stadt spazierte. Nacht war älter geworden. Ein struppiger Bart umwölkte sein Gesicht. Er hatte einige Falten mehr. Davon abgesehen leuchteten seine Augen immer noch so wie an dem Tag, als Sahri ihn kennen gelernt hatte.

»Was tust du hier?«, fragte Sahri.

»Ich sagte doch, ich gehe nach Süden. So, da wären wir.«

Nacht machte sich an einem dicken Schloss zu schaffen, das in ein Wohnhaus führte.

»Nicht sehr groß im Vergleich zu den Protzbauten drumherum«, sagte Nacht. »Aber es lässt sich gut verteidigen. Hier, halt das mal.«

Er drückte Sahri die Laterne in die Hand. Die Fenster des Hauses waren mit Ziegelsteinen vermauert. Es roch nach Lampenöl.

»Warum musst du es verteidigen?«, fragte Sahri. »Du könntest es doch mit einer Illusion belegen wie den Turm in Raqedu.«

Das Schloss knackte und Nacht öffnete die schwere, mit Eisen beschlagene Tür.

»Diese Schatten haben einfach keine Phantasie«, sagte Nacht.

Die Luft im Haus war stickig. Nacht stellte die Laterne ab und räumte einige Bücher zur Seite.

»Du wirst meine Unordnung entschuldigen«, sagte er. »Ich hatte nicht mit Besuch gerechnet.«

»Einige Dinge ändern sich nie«, sagte Sahri.

Er lachte. Sie beide lachten. Bevor Sahri wusste, wie ihm geschah, lagen sie sich in den Armen.

»Kleiner, ich bin froh, dass du es geschafft hast«, sagte Nacht.

»Ich glaubte, wir würden uns nie wiedersehen«, entgegnete Sahri. »Wie kommt es, dass du hier inmitten dieser Biester wohnst?«

»Ach, so übel sind sie gar nicht.«

Nachdem Nacht die Haustür sicher verschlossen hatte, heizte er einen kleinen Ofen an. Bald duftete es nach Tee in dem Raum, der mit Büchern, Geschirr und versiegelten Tonkrügen vollgestopft war.

»Sie wollten mich umbringen«, sagte Sahri. »Und du behauptest, sie seien nicht übel?«

»Du musst sie zu nehmen wissen. Glaube mir. Ich lebe schon seit Jahren mit ihnen hier.«

Nacht erzählte von seinen Entdeckungen. Bereits in Raqedu hatte er sich ausführlich mit den Schatten auseinandergesetzt. Er ahnte, was sie in Wirklichkeit waren. Er verschaffte sich Zugang zu den Berichten, die auch Sahri gelesen hatte. Es war offensichtlich, dass die Schatten das Licht scheuten. Nacht machte sich das zunutze. Er versah Laternen auf der Innenseite mit Spiegeln, die das Licht reflektierten. So strahlten sie heller als gewöhnliche Laternen.

»Es gibt auch einen sehr effektiven Bann, den ich entwickelt habe.« Nacht grinste stolz. »Man zerreibt einen magischen Splitter zu Staub, versieht ihn mit Sonnenmagie und streut eine Linie damit. Normale Menschen sehen das Licht nur nachts als feinen Schimmer. Allerdings ist die Magie stark genug, um Schatten abzuwehren – zumindest solange ein Magier sich jeden Tag darauf konzentriert.«

Sahri blinzelte. »Ich habe dieses Schimmern auf den Feldern außerhalb von Raqedu bemerkt. Heißt das...«

»Diese Sonnenanbeter haben keine Ahnung, was wir für sie getan haben.« Nacht verzog das Gesicht. »Sie wollten uns brennen sehen. Dabei haben wir der Stadt mehr gedient als sie.«

»Wir?«, fragte Sahri.

»Ich habe meinen Teil dazugetan. Du doch sicher auch, damals im Turm.«

Sahri dachte an seine Zeit als Schreiber zurück.

»Ich hatte damals nicht den Eindruck, ich würde besonders viel für das Gemeinwohl leisten. Als Senator hätte ich womöglich mehr ausrichten können. Doch ich war damals auch ein anderer.«

»Drauf geschissen«, warf Nacht ein. »Wir sitzen hier fest. Ich habe immer wieder überlegt, ob ich weiterziehen sollte. Vielleicht nach Fecundo, vielleicht nach Bangaru. Aber nach der ganzen Scheiße halte ich

mich lieber im Verborgenen. Wer weiß, wohin diese Amudani noch ihre Krallen ausstrecken. In die Schattenlande werden sie sich jedenfalls nicht wagen.«

»Sie sind fort«, sagte Sahri.

Nacht verschluckte sich am Tee.

»Was sagst du?«

»Sie haben Raqedu seit Jahren verlassen. Es gab eine große Hungersnot und das Volk hat sich gegen sie aufgelehnt. Nun herrschen –«

»Moment mal! Die Amudani sind weg vom Fenster? Woher weißt du das?«

Sahri berichtete von der Expedition durch die Große Wüste, von Athos und Ulix, die ihm von den Ereignissen in Raqedu erzählt hatten. Nun wollte Nacht die ganze Geschichte hören. Sahri begann bei seiner Flucht durch die Schattenlande und seiner Zeit in Ke Lebara. Die Begegnung mit Bazara ließ er aus, sowie auch die Tatsache, dass er ins Magische Buch geschaut hatte. Er sagte, er hätte nach Karbukis Tod einfach auf eigene Faust weiter studiert.

»Du hast bei Karbuki gelernt?« Nacht schien beeindruckt. »Er ist eine Legende.«

»Er war nicht auf dem Höhepunkt seiner Kräfte«, meinte Sahri.

Es fiel ihm schwer, über die Verbannung zu sprechen. Nacht merkte aber wohl, wie unangenehm ihm dieses Thema war – zumal er selbst einen gewissen Hass gegen den Weißen Rat hegte. Sahri erzählte weiter von der Expedition und der Begegnung mit einem Monster. Seine eigene Beteiligung an dem Vorfall verschwieg er. Als er zu Meister Rojavin kam, schaute ihn Nacht mit großen Augen, ja beinahe ehrfürchtig an.

»Rojavin Kartiyan?«, murmelte Nacht. »Wahnsinn. Du bist ein Glückspilz, Sahri.«

Sahri zuckte mit den Schultern.

»Es scheint mein Schicksal zu sein, dass meine Meister kurz nach unserer Begegnung das Zeitliche segnen.«

»Gut, dass ich dich nie unterrichtet hab.« Nacht grinste. »Aber mal zurück zu den Amudani. Das heißt, du bist hier gestrandet, weil du zurück nach Raqedu wolltest?«

»Es ist meine Heimat«, sagte Sahri.

»So wie meine.«

Nach einer Weile nickten sie sich zu.

»Dann ist es beschlossene Sache?«, fragte Nacht.

»Was hast du im Sinn?«

»Wie gehen morgen Früh los.«

»Zu Fuß?« Sahri blickte zur Tür.

Nacht lachte. »Ich sagte doch, sie sind nicht so übel, wie du denkst. Wäre ich sonst am Leben?«

Sie tranken ihren Tee aus und gingen zu Bett. Nun war Raqedu ganz nah. Die Fratze tauchte auf. Sahri scheuchte sie weg.

Argwöhnisch beobachtete Sahri die Gebäude um sie herum.

»Sie schlafen«, sagte Nacht. »Wie echte Schatten eben.«

»Sie schlafen nicht. Sie lauern.«

Der Handkarren hatte sich in einem Loch im Kopfsteinpflaster verklemmt. Sahri zerrte daran, bis er sich löste.

»Mussten wir soviel Gepäck mitnehmen?«

»Vertrau mir. Die eine Hälfte sichert uns das Überleben bis Raqedu, die andere danach.«

»Es wäre gerecht, wenn du auch mitziehen würdest.«

»Wir wechseln uns ab«, sagte Nacht. »Dann kann einer die Umgebung im Auge behalten.«

»Also müssen wir uns doch fürchten?«

»Nicht sehr. Aber der Blick auf die Landschaft lohnt sich. Übrigens kommt gleich wieder ein Loch.«

Sie gingen eine ganze Zeit nebeneinander her. Die Straße war vor dreihundert Jahren zuletzt gepflegt worden. Das Pflaster war an vielen Stellen mit Gras überwachsen. Viele Steine waren herausgespült. An

manchen Stellen musste Nacht mit anpacken. Schließlich übernahm er den Karren ganz und Sahri war froh, sich ausruhen zu können.

Abends stellten sie Laternen um ihr Lager auf. Sahri bat Nacht, den Bannzauber um sie zu legen. Nacht meinte, dafür bräuchte er deutlich mehr Zeit und Material. Magiesplitter lagen nicht einfach so auf der Straße herum. Er fragte Sahri, was er in all der Zeit gelernt hätte. Sicherlich sollte er sich mittlerweile besser verteidigen können.

»Vielleicht haben wir ein andermal Zeit dafür«, sagte Sahri. »Jetzt lass uns lieber dafür sorgen, dass diese Lampen auch genug Öl haben.«

Nacht ließ es dabei bewenden. Als alles aufgestellt war, legte er sich zum Schlafen hin.

»Wollen wir keine Wachen aufstellen?«, fragte Sahri.

»Wozu?«, fragte Nacht. Dann machte er die Augen zu.

Sahri saß noch einige Zeit lang wach da. Schließlich überkam ihn die Müdigkeit der letzten Wochen und er schlief im Sitzen ein. Immer wieder schreckte er hoch, wenn er ein Schnattern hörte. Die Geräusche blieben jedoch in weiter Entfernung.

So gingen sie einige Tage Richtung Norden. Irgendwann versagte der Handkarren gänzlich seinen Dienst. Sahri und Nacht luden das übrige Gepäck in Taschen um. Sahri kam sich vor wie ein Lastenkamel. Doch er ertrug die Bürde. Schließlich sah er ein, dass sie es ohne Lampenöl nicht nach Raqedu schaffen würden.

»Oh, die ist neu«, sagte Nacht und deutete voraus. Sie waren mittlerweile eine Woche unterwegs.

Sahri blinzelte. Die Morgensonne stand tief und er fror noch von der letzten Nacht. Da sah er ein graues Band, das sich gerade am Horizont entlang zog.

»Eine Mauer?«, fragte Sahri.

»Scheint'n guter Schutz gegen Eindringlinge zu sein.«

»Sprichst du von uns oder von den Schatten?«

»Das werden wir herausfinden.«

Am späten Nachmittag kamen sie an der Mauer an. Ihre Zinnen waren so hoch wie vier Männer. Wachen schauten auf sie herab. Jemand blies in einer Horn. Sofort kamen weitere Soldaten hinzu.

Sahri und Nacht schauten sich an. Dann winkte Nacht.

»He, ihr da! Schön, dass ihr uns empfangt.«

Die Soldaten auf der Mauer schienen miteinander zu sprechen. Eine gefühlte Ewigkeit passierte nichts. Dann machten sie Platz für jemanden, der nah an die Brüstung trat.

»Wer seid ihr?«, rief der Mann. Sahri kam die Stimme bekannt vor.

»Wir sind zwei verirrte Wanderer«, rief Nacht.

»Eure Namen?«

»Nacht und S—«

»Nacht und Sedjet, Hauptmann Vlad«, rief Sahri.

Kurz darauf wurden sie an einem Seil durch ein Maschikuli gezogen, das normalerweise dazu diente, Steine und Pfeile auf die Gegner zu schicken, die sich direkt an die Mauer wagten.

Vlad blickte sie streng an.

»Willkommen auf der Mauer«, sagte er. »Ihr steht nun unter meinem Schutz. Es freut mich, dich wieder lebendig anzutreffen, Sedjet von Raqedu. Doch bin ich kein Hauptmann mehr. Du darfst mich ab sofort General Vlad nennen.«

»Ich gratuliere zu Eurem Aufstieg«, sagte Sahri.

»Und ich zu deinem Überleben.«

»Er hatte Hilfe«, mischte sich Nacht ein.

»Na, das wird eine interessante Geschichte«, sagte Vlad und lachte. »Ihr sollt mit mir zu Abend speisen und mir erzählen. In diesen Tagen ist hier jede Abwechslung willkommen.«

Sahri ließ vor allem Nacht sprechen. Er hatte die Schattenlande ausführlich studiert. Vlad hörte aufmerksam zu. Schließlich dankte er den beiden. Nachts Ausführungen würden der Schattenwache helfen, gegen die Schatten vorzugehen.

»Verzeiht mir, General«, meinte Nacht. »Doch ich glaube, dass es in dieser Schlacht kein Ende geben wird. Die Magie, die sie aufrecht erhält, hat die Landschaft geprägt. Licht und Feuer halten die Schatten auf Abstand. Aber jeden Neumond werden sie wiederkommen. Solange bis –«

Vlad hob eine Augenbraue. Nacht schaute Sahri an.

»Ich glaube, was mein Freund hier auszuführen versucht«, sagte Sahri. »Die Magie ist mit den magischen Splittern verbunden, die noch draußen in der Ebene liegen, dort wo einst die Türme standen. Solange diese Splitter dort existieren, wird sich auch die Magie immer wieder erneuern.«

»Könnten wir sie zerstören?«, fragte Vlad.

»Das ist unmöglich«, meinte Nacht. »Man kann sie zerreiben, wenn sie klein genug sind. Aber die Schwarzmagier von damals haben gewaltige Brocken angehäuft.«

»Es ist möglich«, sagte Sahri. »Und es wurde bereits getan. Ich habe in Karbukis Turm davon gelesen. Moratara hat einige Splitter in den Magischen Kriegen zerstört.«

»Moratara?«, fragte Nacht.

»Moratara war ein Schüler Hattustas. Wenig bekannt, weil er jung starb. Er wuchs in Adalar auf und widmete sich der Schismokinese.«

»Ich dachte, das sei nur eine Legende«, sagte Nacht und runzelte die Stirn.

»Das glauben die meisten. Jedoch hat Moratara Aufzeichnungen verfasst. Das Buch in Karbukis Bibliothek war eine Abschrift davon. Vermutlich hatten die Magier der alten Zeit ein großes Interesse daran, Magiesplitter zu erhalten. Sonst hätten sie sicher offener darüber gesprochen.«

»Großartig.« Vlad haute auf den Tisch. »Dann werdet ihr beiden mir helfen, diese Splitter zu finden und zu zerstören?«

Sahri wurde weiß im Gesicht.

»Ich habe nur von dieser Technik gelesen. Ich beherrsche sie nicht.«

Nacht schüttelte ebenfalls den Kopf.

Vlad seufzte. Dann dankte er den beiden für ihre Geschichte und den Hinweis auf Moratara. Damit entließ er sie. Sie bekamen eine Unterkunft für die Nacht und Sahri konnte nach langer Zeit wieder ausschlafen.

Am nächsten Tag gingen sie auf einer breiten gepflasterten Straße weiter nach Norden. Nicht weit von der Mauer entfernt begannen bereits die Felder, die schon reich mit Korn bestanden waren. Statt der Festungen hatten die Bauern klassische Hütten errichtet, wie es sie vor den Magischen Kriegen gegeben hatte. Die Menschen auf den Feldern schauten neugierig und freundlich, während die Fremden vorübergingen.

Zwei Tage später standen sie vor den Stadtmauern Raqedus, das jetzt einen anderen Namen trug: Ediacara. Die Tore standen weit offen. Einige Häuser drängten sich um den Weg oder schmiegt an die Mauern. Die Stadt schien deutlich gewachsen zu sein. Die Wachen bäugten sie kurz, nickten dann aber und ließen sie ein.

Über den Hauptstraßen hingen strahlend weiße Leintücher, die Schatten spendeten. Händler zogen ihre Karren über das Pflaster, Kamele blökten, Ziegen meckerten. Es roch nach Gewürzen, Räucherfleisch, Fisch und Salz. Sahri war wieder zuhause. Und doch hatte sich vieles verändert. Gebäude waren abgerissen oder aufgestockt worden. Ganze Straßen führten woanders hin oder endeten an einer Sackgasse. Sahri spürte einen Kloß im Hals. Was würde wohl seine Mutter sagen, wenn sie ihn wiedersah? Es waren acht Jahre her, seit er diese Stadt verlassen hatte. Acht Jahre, in denen er nichts von sich hatte hören lassen.

Nacht begleitete ihn. Sahri fiel ein Stein vom Herzen, als er sein Elternhaus wiederfand. Es stand noch immer an der Stelle, wo er es zuletzt gesehen hatte. Nur der Putz war erneuert worden. Gerade wollte er eintreten, da kam eine fremde Frau aus dem Haus. Sie schaute ihn irritiert an.

»Suchst du was Bestimmtes?«, fragte sie.

Zwei nackte Kinder drängten sich um ihre Beine.

»Entschuldige«, sagte Sahri. »Wohnt Kaniya hier?«

»Nie gehört«, sagte die Frau und scheuchte die Kinder rein.

»Sie –« Sahri schluckte. »Sie ist meine Mutter.«

»Ich bin es jedenfalls nicht«, sagte die Frau.

»Kaniya wohnt nicht mehr hier«, sagte eine kratzige Stimme. Sahri drehte sich um und sah eine Frau vom Alter gebeugt und mit so vielen Falten, dass man kaum ihre Augen ausmachen konnte.

»Narasa?«, fragte Sahri.

»Sahri, mein lieber Sahri!« Sie kam näher. »Du bist wirklich zurückgekehrt. Leider zu spät für deine arme Mutter.«

»Was ist mit ihr?«

Narasa schaute ihn an, so wie seine Mutter damals geschaut hatte, als die Nachricht von der Stadtwache kam; die Nachricht, dass sein Vater gestorben war. Sahri senkte den Blick. Narasa berichtete vom Umsturz und dass das Leben durch die Amudani noch härter geworden war. Kaniya hatte schon immer ihre Phasen gehabt, in denen sie sich zurückzog. Doch seit Sahris Verschwinden noch viel mehr.

»Höre mich, Sahri«, sagte Narasa. »Es ist nicht deine Schuld. Kaniya hatte dieses Leiden schon vor deiner Geburt.«

»Und doch war ich nicht hier, um sie zu retten«, sagte Sahri bitter.

»Es war die Rettung für sie«, sagte Narasa. »Als ich sie fand, hat sie gelächelt. Sie hat dir außerdem etwas hinterlassen.«

Narasa ging kurz ins Haus und kam mit einem gerollten Papyrus wieder.

»Ein Brief?«, fragte Sahri.

»Es steht dein Name darauf. Ich habe die Rolle nicht geöffnet. Sie ist für dich bestimmt.«

Sahri bedankte sich. Narasa lud ihn und seinen Freund zum Essen ein. Doch Sahri lehnte ab.

»Ich muss nachdenken«, sagte er.

Nacht verstand. Er nahm ihm das Gepäck ab.

»Wenn du mich suchst, bin ich auf Turfa«, sagte er. »Will mal schauen, was diese Amudani von meinem Turm übrig gelassen haben.«

Sahri nickte nur und ging ohne Ziel durch die Straßen. Er kam an die Stelle, an der Entu ihn überfallen hatte. Mit Gänsehaut lief er am Tempelplatz entlang, der sich stark verändert hatte. Einige Tempel wiesen immer noch Spuren von Zerstörung auf. Statuen und Reliefs waren erneuert worden.

»Du könntest ihr neuer Gott sein«, sagte die Fratze.

»Niemals«, sagte Sahri und konzentrierte sich auf seinen Weg.

An der Stelle, wo einst die Bibliothek gestanden hatte, ragte nun ein völlig neues Gebäude auf. Es hatte ebenfalls eine Säulenhalle, doch diese war schlicht gehalten. Es gab keine Bilder, keine Reliefs, überhaupt keinen Schmuck. Sahri traute sich nicht einzutreten – noch nicht. Er würde einige Zeit brauchen, um sich an die Neuerungen zu gewöhnen.

Auf dem Markt hatte sich am meisten getan. Viele Stände waren hinzugekommen, einige alte nicht mehr da. Besonders fiel Sahri auf, dass der Bäckerladen geschlossen war, bei dem er sonst immer sein Brot für die Arbeit gekauft hatte. Es war nur ein winziges Detail in alledem. Aber es rührte Sahri so sehr, dass er feuchte Augen bekam. Er erinnerte sich zurück, dass der Bäcker immer sehr freundlich zu ihm gewesen war. Er hatte Sahri jeden Tag gefragt, wie es ihm ging. Sahri hatte einsilbig geantwortet und nie die Frage erwidert. Er hatte es für sinnloses Geschwätz gehalten. Nun, da er Freunde gefunden und wieder verloren hatte, wusste er um die Bedeutung. In Zukunft würde er aufmerksamer sein.

Am Hafen war viel los. Schiffe drängten sich dicht an dicht. Der Handel lief anscheinend besser als je zuvor. Es gab Schiffe aus allen Städten am Perlenmeer. Sahri versuchte, sich möglichst unauffällig zu verhalten. Es war nicht auszuschließen, dass Cuttatas Handlanger oder Abgesandte des Weißen Rates hier angelegt hatten. Da fiel ihm eine Gestalt auf, die ihm bekannt vorkam. Er fühlte sich zurückversetzt in den Beginn seiner Reise, in jene verhängnisvolle Nacht, in der er zum ersten Mal Magie gewirkt hatte.

»Ananya?«, flüsterte er.

Sie war es eindeutig, auch wenn ihr Gesicht in tiefem Schatten lag. Sie wirkte ausgemergelt, betrübt, die Augenhöhlen dunkel und die Lippen aufeinander gepresst, während ihre Schritte nur noch eine müde

Erinnerung ihrer einstigen Anmut trugen. Sie hatte den Blick gesenkt. Kurz, bevor sie an Sahri vorbeilief, schaute sie für einen Augenblick hoch. Sie sahen sich direkt in die Augen. Sahri war sich sicher, dass sie ihn ebenfalls erkannt haben musste. Doch sie setzte ihren Weg fort. Das war das letzte Mal, dass sie sich trafen.

»Was liest du da schon wieder?«, fragte Nacht.

Sahri saß im Licht der Kerzen über ein dickes Buch gebeugt.

»*Kumuka*«, sagte er, ohne den Blick zu heben.

»Ah, die Reiseberichte deines Freundes Rojavin.«

»Er ist nicht mein Freund.« Sahri blätterte um.

»Na, er hats dir auf jeden Fall angetan.«

»Es sind die ausführlichsten Reiseberichte, die man finden kann.«

»Ja, und schon einige hundert Jahre überholt. Willst du Urlaub machen? Du könntest es dir erlauben.«

Sahri schaute Nacht ernst an. »Ich muss fort. Es gibt da noch ein paar Dinge zu erledigen.«

»Ist es wegen deiner Träume?«

Sahri nickte. »Sie werden immer stärker. Außerdem –« Er presste die Lippen aufeinander. »Ich möchte nicht, dass die Expedition umsonst war.«

»Du hast doch gesagt, dieser Eisenklotz hätte nur dich verfolgt. Was mir ehrlich gesagt noch nicht so ganz einleuchtet. Aber wenn es so war –«

»Es war so.«

»Dann sind die anderen doch wahrscheinlich entkommen.«

»Ich hatte die Karten.«

»Sahri, mein Freund, entspann dich mal.« Nacht streckte die Arme aus, während er es sich im Sessel bequem machte. »Ich habe den Eindruck, du bist ständig auf der Flucht. Aber die Mauer schützt uns vor den Schatten. Cuttata und der Weiße Rat haben dich längst vergessen. Wir könnten so eine gute Zeit hier haben.«

Sahri dachte an Rojavins Schatulle. Immer mal wieder hatte er das Magisterium herausgenommen. Doch er hatte nichts gespürt. Würde er wissen, wann es anfang zu wirken? Musste er etwas Besonderes damit anstellen, irgendeinen Spruch aufsagen oder an etwas Bestimmtes denken? Rojavin hatte ihm nicht erklärt, wie der Stein funktionierte.

»Wenn mir meine Reisen eines gezeigt haben«, sagte Sahri. »Dann dass Zeit kostbar ist. Ich muss fort, solange ich kann.«

»Wohin?«

»Das versuche ich gerade noch herauszufinden. Also lass mich weiterlesen.«

Nacht ließ Sahri gewähren. Ein letzter Blick auf seinen Freund sagte ihm, dass er auf ewig ein Geheimnis bleiben würde. Nacht ging schlafen. Sahri saß noch lange über Büchern und Karten, bis er endlich wusste, wo sein Weg ihn als nächstes hinführen würde.

Hier findest du die Umfrage zum Feedback:

<https://forms.gle/SN162cnFULDVF4gZ6>